NORTHWESTERN UNIVERSITY
LIBRARY
EVANSTON, ILLINOIS

Digitized by Google

Digitized by Google

# Der Bote
## aus
# h ü [illegible] n g e n.

Erstes Stück.

Schnepfenthal,
der Buchhandlung der Erziehungsanstalt.
1809.

Digitized by Google

23450
904 1898

## Bote. Wirth.

W. Je da kommt Er ja doch wieder Herr Gevatter! die Nachbaren murmelten einander in die Ohren Er würde nun seine Märsche einstellen.

B. Halb und halb war ich es Willens, man hat mir aber so gute Worte gegeben, daß ich mich habe bereden lassen, noch ein Jährchen meine Wanderungen fortzusetzen.

W. Da thut Er nicht übel dran. Er ist nun so lange bey mir eingesprochen, und hat mir so mancherley erzählt, daß mir immer etwas fehlen würde, wann der Tag seines Besuchs da wäre, und Er käme nicht. Und vergeß Er seine Rede nicht! weiß Er denn was Er vor etlichen Jahren mir sagte? wer Ruhe haben will, der darf sich nicht in Ruhe setzen? weiß Er noch?

B. Ach ich weiß es noch gar wohl; ich bin aber gar nicht gesonnen gewesen, mich ganz in Ruhe zu setzen. Ich habe, wie Er wohl



Digitized by Google

weiß, ein recht hübsches Haushältchen. Wenn ich das ordentlich besorgen will, so habe ich die Hülle und Fülle zu thun, und sitze gar nicht in Ruhe.

W. Besser ist aber besser. Bey seinen Märschen hat Er doch mehr Bewegung, Essen und Trinken schmeckt ihm besser, die Knochen bleiben gelenker, und wann Er des Nachts sich niederlegt: so ist ihm der Schlaf desto süßer.

B. Er spricht ja wie ein Buch. Ich muß ihm sagen, daß ich die Sache auch von dieser Seite ansehe, und da befinde ich mich immer wohl dabey. Ein anderer würde vielleicht lamentiren, wenn er an meiner Stelle wäre, und sagen: es hat es doch kein Mensch schlimmer als ein Bote. Im Wind und Wetter, wann kein Mensch einen Hund vor die Thür jagt, so muß der arme Bote fort. Ich denke aber ganz anders. Wann mir der Wind etwas scharf unter die Nase geht, oder ein tüchtiger Platzregen mich durchweicht: so denke ich, das ist ja recht hübsch, da wirst du doch ein Bischen abgehärtet. Nicht immer finde ich so gut Quartier, wie bey ihm Herr Gevatter! Oft komme ich in Wirthshäuser, wo der Ofen raucht, das Bier sauer ist, und die Wirthin aussieht, wie

ein Topf voll Mäuse. Da denke ich, jetzt bist du in der Schule, wo du lernen kannst, Unannehmlichkeiten zu ertragen, und dann bin ich zufrieden.

Bin ich auf dem Wege, und krechze unter meinem Ranzen, und es begegnet mir ein junger Mann, der auf seinem Gaule stolz vorbey trabt, oder ein anderer, der mit vieren fährt, in einer Kutsche, die mehr kostet, als manches ehrlichen Bürgers Haus; dann denke ich, es mag ja wohl ganz hübsch seyn, wenn man reiten oder in der Kutsche fahren kann, aber zu Fuße zu gehen, das ist doch auch hübsch. Da kann man sich besser umsehen, alle Steine, alle Pflanzen, alles, was sonst merkwürdig ist, genau betrachten. Da geh ich denn mit frohem Muthe meinen Weg fort, und nicht alle, die reiten oder in der Kutsche fahren, haben einen so frohen Muth. Noch vorige Woche begegnete mir auf der Straße eine Dame in einer Kutsche, mit vier Pferden und zwey Bedienten, und die Dame selbst machte ein Gesichte, als wenn sie bey sich selbst überlegte, ob sie sich die Kehle zuschnüren oder abschneiden wolle.

Denk daß zu deinem Glück dir niemand fehlt als du! Dieß Sprüchelchen gab

mir

mir einmahl der selige Kammerrath Reinhard mit auf den Weg, da ich in der letzten Theurung ein Paar Worte über schwere Zeiten fallen ließ. Ich habe über die Sache ernstlich nachgedacht, und gefunden daß jeder Mensch glücklich seyn kann, so wohl der, der hundert Schweine, als ein anderer, der etliche Millionen Menschen commandirt. Und wenn unter hundert Menschen neun und neunzig unglücklich sind: so liegt die Schuld blos an ihnen.

W. Schwatze Er nicht zu viel Herr Gevatter!

B. Ich schwatze nicht zu viel. Die Hand Herr Gevatter!

W. Hier hat Er sie.

B. Wir wollen dieß Jahr wie ehrliche Leute unsere Schuldigkeit thun, alle unsere Sachen mit Ueberlegung anfangen, und immer dran denken, daß wir unter Gottes Augen wandeln, daß dieser Ihm den Auftrag gegeben hat seine Mitmenschen zu bewirthen, und mir das Amt die Briefe von einem Orte zum andern zu tragen, und daß alles, was Gott thut, wohlgethan sey, werden wir da nicht glücklich seyn?

W. Ja das hoffe ich. Daß aber alle unglück-

glücklichen Leute daran schuld seyn sollten, daß sie unglücklich sind, das will mir doch nicht recht in den Kopf.

B. Ich will es Ihm schon in den Kopf bringen, wenn Er auf die Geschichte Achtung geben will, die ich Ihm dieß Jahr erzählen werde.

W. Er weiß ja, daß ich immer aufmerksam gewesen bin.

Nun so höre Er denn zu! Da der Herr Schulmeister, von dem ich Ihm im vorigen Jahre erzählte, zu seiner Ruhestatt war gebracht worden, und viele Thränen um ihn geflossen waren, setzte Matthäus, sein Sohn, sein Amt fort, Joseph unterhielt seine Baumschule, und Schwarzmantel blieb bey der Frau Schwarzmanteln.

W. Ehe Er weiter erzählt, Herr Gevatter! so sage Er mir doch einmahl seine Meynung von dem Tode des Herrn Schulmeisters. War denn dieser Todesfall für die Familie ein Glück oder ein Unglück?

B. Ach! ich glaube gar der Herr Gevatter will einen alten Sperling fangen. Der alte Sperling sieht aber die Schlinge, die ihm gelegt

legt wird, schon von weiten, und wird sich sehr hüten, daß er nicht drinnen hängen bleibt.

Unglück ist ein widriges Schicksal, ein Schicksal, das nicht mit unsern Wünschen übereinstimmt. Da nun des Schulmeisters Familie den alten Mann sehr lieb hatte: so war sein Tod für sie allerdings ein Unglück.

W. Und daran war niemand Schuld, als die Familie selbst.

B. Das dachte ich wohl, daß Er mir so kommen würde. Passe Er aber auf! Ich habe nicht gesagt daß jeder an seinem Unglücke Schuld wäre, sondern daß, wenn die Leute unglücklich wären, die Schuld an ihnen selbst liege.

W. Mir kommt es vor, als wenn dieß ganz einerley wäre. Wer Unglück hat, der ist unglücklich, und wer unglücklich ist, der hat Unglück.

B. Mit nichten! Unglücklich ist der, der unzufrieden ist. Nun trifft manche Leute viel Unglück und sie sind doch zufrieden, und manchen geht alles nach Wunsche und werden doch nicht froh. Versteht Er mich denn nun?

W. So halb und halb.

B. An ihrem Unglücke sind die Leute bis-

weilen aber nicht immer Schuld; wenn sie aber unglücklich oder unzufrieden sind: so liegt die Schuld immer an ihnen. Damit Er mich in der Folge nicht wieder unrecht verstehet! so will ich künftig den Zufriednen glückselig und den Unzufriednen unglückselig nennen. So hatte des Schulmeisters Familie das Unglück ihren Vater zu verlieren, und war an diesem Unglücke ganz unschuldig. Keines von seinen Kindern und Schwiegerkindern durfte sich vorwerfen, daß es den alten Mann geärgert oder gekränkt hatte. Sie thaten ja alle, was sie ihm an den Augen ansehen konnten, und wenn sie sich ja bisweilen übereilten: so suchten sie doch bald die Uebereilung wieder gut zu machen.

An dem Unglücke, das sie traf, waren sie also ganz unschuldig. Unglückselig waren sie aber nicht; schmerzen that es freylich, da ihnen der Vater entrissen wurde, nnd es flossen, wie ich schon gesagt habe, bey seinem Grabe viele Thränen. Aber Matthäus trat unter sie und tröstete sie.

(Die Fortsetzung folgt.)

# Der Bote aus Thüringen.

Zweytes Stück.

1809.

Bote. Wirth.

B. Nun will ich Ihm doch erzählen, wie Matthäus seines Vaters Familie zu trösten suchte: Weint euch satt, lieben Leute! sagte er, unser Vater hat diese Thränen verdient. Wenn ihr aber satt geweint habt, so gebet euch wieder zufrieden und grämt euch nicht. Denkt doch an des Vaters Leibspruch: was Gott thut, das ist wohlgethan. Der liebe Gott hat es gewiß gut mit ihm gemeynt, daß er ihn zu sich nahm. Er war, wie ihr wißt, 70 Jahr alt. Wenn man erst in diese Jahre ist: so ist wenig Freude auf der Welt mehr zu erwarten, aber Beschwerden genug und satt. Unser Vater war, wie ihr wißt, immer thätig. Wenn er nun das Gehör, das Gesicht verloren, oder eine langwierige Krankheit bekommen hätte, wo-

durch er ausser Stand wäre gesetzt worden, seine Geschäfte fortzusetzen, so wäre dieß für ihn gewiß ein sehr trauriges Leben gewesen. Hat es der liebe Gott nicht gut mit ihm gemeynt, daß er ihm diesen Kummer ersparte, und seinen Tod in einen sanften Schlummer verwandelte?

Da beruhigten sich alle, bis auf Schwarzmanteln, der schrie noch einmahl laut auf, und sagte: ich kann mich in meinen Leben nicht zufrieden geben. Mir kommt es vor, als wenn ich Schuld an seinem Tode wäre.

M. Wie denn so? lieber Schwager!

Schw. Ach die Reise, die Reise, die er um meinet willen anstellte, und die Strapatzen und die Angst, die er dabey ausstand, die haben ihm gewiß den Tod zugezogen. Ach der gute Vater!

M. Und wenn das auch wäre, hast du ihn denn dazu vermocht? Hat er es denn nicht blos deßwegen gethan, weil er es für seine Schuldigkeit hielt, oder weil er überzeugt war, daß es Gottes Wille sey?

Da gab sich Schwarzmantel auch zufrieden. Diese Leute hatten also ein Unglück, sie waren deßwegen aber nicht unglückselig. Hätten sie

aber

aber auf diese Vorstellungen nicht gehört, hätten geglaubt es wäre nun aus mit ihnen, und sie könnten nun nicht bestehen, weil sie den Vater nicht mehr hätten: so wären sie allerdings unglückselig gewesen. An wem hätte aber dann die Schuld gelegen, daß sie unglücklich waren? Ist es nicht wahr an ihnen selbst?

Wie sich nun mit der Zeit alles verändert: so veränderte sich auch vieles in dieser Familie. Friedericke, die beschenkte nach ein Paar Monathen ihren Mann mit einer Tochter, die in der heiligen Taufe den Nahmen Julchen erhielt. Nach zehn Monathen wurde auch die Frau Schwarzmanteln von einem Sohne entbunden, der den Nahmen Conrad bekam.

Der siebenjährige Krieg ging zu Ende. Schwarzmantel kam zu seinem Regimente, und war immer acht Monathe im Jahre zu Hause. Da nun das Gebähren einmahl bey den jungen Weibern den Anfang genommen hatte, so hatte es auch seinen Fortgang und auch einmahl sein Ende. Ehe dieß Ende aber kam, wurden die Familien so zahlreich, daß sie einander im Wege waren, und daher mancherley Zänkereyen unter den Kindern und Weibern, und — wenn ich die Wahrheit sagen

soll, auch bisweilen unter den Männern entstanden. Schwarzmantel entschloß sich also auszuziehn. Er zog erst zur Miethe, und bearbeitete das Land und den Garten, die seine Frau ihm zugebracht hatte, und wirthschaftete so gut, daß er bald das Haus, das er gemiethet hatte, zwar nicht ganz bezahlen, aber doch kaufen konnte.

Aus Josephchen war nun ein Joseph geworden. Er ging ins zwanzigste Jahr, hatte es aber nicht mehr so gut, als damahls, da er zehn Jahr alt war, und der alte Schulmeister noch lebte. Damahls wurde er als Sohn vom Hause angesehen und behandelt, aber nun, da die Frau Schwarzmanteln mit eignen Kindern gesegnet war, war er ihr immer im Wege. Sie machte ihm sauere Gesichter, und gab ihm harte Worte. Um diese Zeit war es Mode, daß die Männer das Echo von ihren Weibern waren, und das nachsagten, was sie von den Weibern gehöret hatten. Schwarzmantel machte die Mode mit, und der arme Joseph mußte gar vielmahl hören, daß man seine Entfernung wünsche. Einmahl, da die Frau Schwarzmanteln ihrem Manne die Ohren vollgeprimelt und sogar Thränen dazu vergoß-

gossen hatte, gerieth der Mann in Zorn und sagte dem Joseph, ohne viele Complimente — Joseph! Du bist nun groß genug, du kannst nun einem Herrn dienen.

Dieß Wort ging ihm durch die Seele. Gut! sagte er, ich will einen Herrn suchen. Bis ich aber einen habe, wirst du mich doch wohl behalten?

Darauf erwiederte Schwarzmantel: darauf kömmt es auch nicht an. Thue nur bald dazu.

Wirklich ging Joseph auch den nächsten Sonntag aus, um einen Herrn zu suchen, kam aber wieder, ohne ihn gefunden zu haben. Der Weg führte ihn vor seiner Baumschule vorbey, an der sein ganzes Herz hing, und von der er sich sehr ungern trennte.

Hier begegnete er einem fremden Manne, der sich schon seit ein Paar Tagen im Dorfe aufhielt, ohne daß man erfahren konnte, wer er eigentlich sey.

Es war ein Mann von ohngefähr vierzig Jahren, mit einem Reisehute, abgestutzten Haaren, einem Zwickelbärtchen, einem Oberrocke, Stiefeln und silbernen Spornen.

Da er Josephen sahe, sagte er, das ist ja eine recht herrliche Baumschule.



Digitized by Google

J. Sie ist ja so ganz hübsch, sie hätte aber noch weit besser werden sollen, wenn ich sie noch ein Paar Jahre hätte bearbeiten können.

M. Also gehört sie dir? da mußt du doch ein wackrer Bursche seyn. Die jungen Leute habe ich gar gern, die sich mit der Baumpflanzung abgeben. Warum hängst du aber so den Kopf? Warum kannst du deine Baumschule nicht länger bearbeiten?

J. (Mit nassen Augen) Mein Vater will mich nicht länger bey sich behalten, und hat mich fortgeschickt, daß ich einem Herrn dienen soll.

M. Hast du einen gefunden?

J. Nein.

M. Das trifft sich ja recht artig. Du suchst einen Herrn und ich einen Bedienten. Hast du nicht Lust mein Bedienter zu werden?

J. Wer ist Er denn?

M. Ich bin ein ehrlicher Mann, bey dem du es gut haben sollst. Ich mache eine Reise durch Deutschland, da sollst du mich begleiten. Ich gebe dir die Kost und Kleidung und jährlich 40 Thaler. Machst du deine Sachen gut:

so

Digitized by Google

so gebe ich dir ein Neujahrgeschenk. Was sagst du dazu?

J. Das Anerbieten ist dankenswerth. Aber wie heißt denn der Herr?

M. Mein Nahme ist Streithelm.

J. Ich muß es doch erst meinem Vater sagen.

M. Ey das versteht sich. Wenn du ohne Wissen und Willen deines Vatees mit mir gehen wolltest: so möchte ich dich gar nicht haben. Gehe hin und überlege die Sache mit deinem Vater, dann komm Morgen 9 Uhr zu mir in das Wirthshaus und bring mir Antwort.

Während der Zeit nun, daß Joseph ausgewesen, war mit Schwarzmanteln eine große Veränderung vorgegangen. Er hatte über das, was mit Joseph vorgefallen war, weiter nachgedacht, und gefunden, daß er ihm das größte Unrecht gethan habe. Joseph war immer ein fleißiger, ordentlicher, gefälliger Bursch gewesen, und blos das Prämmeln und die Thränen der Frau hatten Schwarzmanteln gegen ihn aufgebracht. Auch fiel ihm ein, daß er wahrscheinlich einem von Josephs Anverwandten seine Freyheit und die hundert Ducaten zu verdanken

ken habe, und daß man es ihm als groben Undank auslegen würde, wenn seine Anverwandten es erführen, daß er ihn aus dem Hause gestoßen habe.

Er ging also zuerst zu seinem Luischen, und salbete es, nach seiner Gewohnheit, etwas stark. Zum Henker! sagte er, was melirst du dich in meine Sachen? Bekümmere dich um deine Küche und deinen Melkstotz, und laß mir die Sorge für den Joseph. Er gehört mir, daß du es weißt; und der Bursch ist gut.

So? antwortete Luischen. Ist das der Dank!

Halt gleich das Maul! sagte Schwarzmantel, das sage ich dir, und sprich kein einziges Wort. Ist das der Dank dafür, daß dir der gute Oberste, um Josephs Willen, deine geplünderten Sachen wieder verschafft, und dir deinen Mann wieder gegeben hat? Du undankbare Frau! Alles von der Welt kann ich eher leiden als den Undank. Und daß du es weißt, Joseph bleibt bey mir.

(Die Fortsetzung folgt.)

Digitized by Google

# Der Bote aus Thüringen.

## Drittes Stück.

1809.

Bote. Wirth.

W. Was nahm es denn mit der Salbung, die Schwarzmantel seinem Luischen gab, für einen Ausgang?

B. Diese nahm ihre Zuflucht wieder zu Thränen; aber Schwarzmantel hatte sich darauf gefaßt gemacht, wandte ihr den Rücken an und ging fort. Nun trat er an das Fenster, und erwartete mit Sehnsucht Josephs Zurückkunft.

Jetzt kam er. Sogleich lief er ihm entgegen, machte ihm die Thür auf und sagte: Willkommen Joseph! Hast du einen Herrn gefunden?

J. Ja, lieber Vater!

Schw. Bist ein Narr. Wer wird denn

um eines unsanften Wortes willen gleich dem Vater den Stuhl vor die Thür setzen?

J. Lieber Vater! Ich habe dir den Stuhl nicht vor die Thür gesetzt. Du hast mich gehen heißen, und der Mutter bin ich auch immer im Wege. Da ist es ja besser, daß ich dem Streite ein Ende mache, und gehe, so weit mich meine Füße tragen.

Schw. Sey kein Kind! Du bleibst bey mir. Wer ist denn dein Herr?

J. Der Fremde, der im Wirthshause logirt.

Schw. So! Wie heißt er denn?

J. Streithelm.

Schw. Hast du denn die Sache schon gewiß gemacht?

J. Nein lieber Vater! Ich habe ihm nur gesagt, ich wollte ihm morgen neun Uhr Antwort bringen, wenn ich erst mit dir davon gesprochen hätte.

Schw. Bist ein guter Joseph. Nun gut, morgen will ich mit dir zu ihm gehen, und die Sache mit ihm abmachen. Willst deine Baumschule so verlassen?

Jetzt trat Luise herein, mit rothgeweinten Augen, gab Josephen die Hand und sagte, Willkommen Joseph! Bist doch nicht böse auf mich?

mich? Sieh unser eines hat den Kopf immer voll, bald geht da, bald dort etwas in die Quere; da ist es kein Wunder, wann man mans nichmahl vom Aergerniß befallen wird.

So war auf einmahl die Eintracht wieder hergestellt, und Joseph hielt eine so vergnügte Mahlzeit, als er in ein Paar Jahren nicht gehalten hatte.

Den folgenden Tag, um die bestimmte Zeit ging Schwarzmantel mit Joseph zu Herrn Streithelm, und es entspann sich zwischen ihnen ein Gespräch, das zu weitläuftig war, als daß ich es umständlich wieder erzählen könnte. Schwarzmantel sagte: er ließe Josephen nicht von sich. Joseph versicherte, daß er nicht gern von ihm ginge; aber Herr Streithelm wußte beyden die Vortheile, die er bey ihm haben könnte, so lebhaft vorzustellen, daß endlich beyde ihm nachgaben.

Joseph bekam von Herrn Streithelm einen Ducaten Leihkauf, und versprach, daß er nach acht Tagen mit ihm abreisen wolle.

Zu dieser Abreise wurden nun von allen Seiten Anstalten gemacht. Die Frau Schwarzmanteln verfertigte Josephen noch drey Hemden, von selbstgemachtem Tuche; Schwarzmantel be-

sprach sich mit ihm, wie seine Baumschule solle unterhalten werden; versprach, dafür selbst Sorge zu tragen, und das Geld, das daraus gelöset würde, für ihn aufzuheben. Herr Streithelm ließ ihm einen grünen Rock mit rothen Aufschlägen machen, und wies ihm selbst, wie er seine zwey Pferde warten, pflegen, putzen, zäumen und satteln müßte. Er begriff alles recht gut. Den Tag vor seiner Abreise ließ Herr Streithelm noch die ganze Lichtknechtsche Familie, nebst ihren Anverwandten, in das Wirthshaus kommen, und gab ihnen eine gute Mahlzeit, bey welcher viel guter Wein floß, wovon aller Herz guter Dinge ward. Besonders wurde Schwarzmantels Herz guter Dinge, weil er des Guten ein Bischen zu viel gethan hatte. Er sprach, in dem ihm eignen Tone, viel von seinen Feldzügen und ausgestandenen Abentheuern, und alle höreten ihm aufmerksam zu. Gegen zehn Uhr Abends sagte Herr Streithelm: nun Joseph, nimm von deinen Freunden Abschied, wir müssen nun ruhen, daß wir morgen bald aufstehen können; denn morgen, wann der Tag grauet, müssen wir auf den Pferden sitzen.

Da stand denn Joseph auf, schneutzte sich,

und

und sagte: nun lieben Leute, lebt wohl! Ich danke euch für alles Liebe und Gute, das ihr an mir gethan habt. Als ein armer, roher, dummer Junge kam ich zu euch; und nun — ich kann es nicht vergelten, was ihr an mir gethan habt. Gott wird Vergelter seyn! Lebt wohl! — Nun umarmte er sie alle, und es floß dabey viel Wasser.

Als er Schwarzmanteln umarmte, druckte dieser ihm noch des Vaters Uhr in die Hand, und sagte: da! ist deines Vaters Uhr.

Herrn Streithelm wurde das Herz auch weich, und er sagte: lebt wohl, lieben Leute! Ich habe mich sehr gefreuet, so viele rechtschaffene Leute zusammen zu finden. Ich danke euch, daß ihr mir so einen guten Burschen erzogen habt. So Gott will, bringe ich ihn euch gesund und unverdorben zurück. Ich werde für ihn sorgen wie ein Vater, darauf könnt ihr euch verlassen.

Nun gingen alle nach Hause, und Herr Streithelm begab sich zur Ruhe, so wie auch Joseph, nachdem er erst dem Nachtwächter gesagt hatte, daß er ihn punct drey wecken sollte.

Vier Uhr saßen beyde zu Pferde, und alles lag noch im tiefen Schlafe, als sie durch

das Dorf ritten. Herr Streithelm trabte nun fort, und Joseph folgte ihm nach. Das Dunkel vorlor sich nach und nach, der Himmel röthete sich, die Sonne brach hervor, und die ganze Natur schien aufzuleben.

Ey! rief Joseph, was für einen schönen Morgen haben wir, Herr Streithelm.

Einen herrlichen Morgen, erhielt er zur Antwort. Es ist mir lieb, daß du es bemerkst. Der Menschen sind gewiß sehr wenig, die dieß thun. Von den zwey hundert Menschen, die in diesem Dorfe erwachen mögen, geben sich gewiß kaum zwey die Mühe, daß sie die Köpfe zu den Fenstern hinausstecken, um die Sonne aufgehen zu sehen.

Herr Streithelm trabte nun weiter, und etwas schärfer. Der arme Joseph wurde von seinem Pferde so gestoßen, daß ihm alle Ribben im Leibe weh thaten. Am Ende konnte er es nicht länger aushalten, und rief: Herr Streithelm!

Dieser hielt sogleich an, sah sich um, und fragte: was fehlt dir denn?

Ach! sagte Joseph, ich kann nicht weiter reiten, das Pferd stößt gar zu sehr.

So? gab sein Herr zur Antwort, das thut

mir

mir Leid. Weißt du was? gib mir dein Pferd und steige du auf das meinige; dann wird es schon besser gehen.

Der Tausch wurde sogleich vorgenommen, und weiter getrabt, aber — mit Josephen ging es nicht besser. Er hopperte auf demselben so sehr als auf dem vorigen, weil er sich aber schämte, es seinem Herrn merken zu lassen: so verbiß er seinen Schmerz.

Zum Glück kamen sie bald an ein Dorf, wo der Herr anhielt, und sagte: hier wollen wir frühstücken.

Das war für Josephen ein tröstliches Wort. Er mußte die Pferde in den Stall ziehen, sie abzäumen und ihnen Heu geben lassen. Hierauf öffnete der Herr seinen Mantelsack, hohlte etwas kalten Braten heraus, theilte ihn mit Josephen, und beyde frühstückten mit einander. Während des Frühstückens fragte der Herr: ging denn mein Pferd sanfter?

Joseph wurde roth und schüttelte den Kopf.

Der Herr lachte und sagte: die Pferde sind beyde gut, lieber Joseph, aber der Reiter ist nur nicht viel werth. Gib dich zufrieden, ich will dir zeigen, wie du zu Pferde sitzen mußt. Sobald du es begreifest, so wird dich weder

dein

alles nichts. Sein Herr galloppirte nach: Da dieß Josephs Pferd merkte, wurde es noch wilder; endlich stürzte es, Joseph schoß über den Kopf und blieb mit dem einen Fuße im Biegel hängen.

Zum Glück war sein Herr sogleich bey der Hand, sprang vom Pferde, faßte Josephs Pferd und machte ihm den Fuß biegelfrey.

Er war darüber so erschrocken, daß er kaum athmen konnte; Joseph war es noch mehr, er zitterte am ganzen Leibe, und sein erstes Wort, daß er sagte, war: das Pferd hat den Henker im Leibe.

Sein Herr sah es an. Joseph! Joseph! sagte er, das Pferd hat den Henker nicht im Leibe; aber du hast einen Nagel im Kopfe. Siehst du da was fehlt? Du hast ja die Kinnkette nicht eingehengt. Henge sie ein und setze dich wieder auf, wir wollen wieder Schritt reiten, bis wir zum nächsten Dorfe kommen, da wollen wir bleiben, bis du das Reiten ein Bischen begriffen hast.

Jetzt mußte Joseph seinem Herrn vorreiten, und dieser commandirte immer, wie er sich halten sollte. Joseph nahm sich zusammen, so viel er konnte, und, weil immer Schritt geritten

ritten wurde, so verlohr er das Gleichgewicht nicht wieder, und hielt als ein stattlicher Rittersmann seinen Einzug im Dorfe.

Herr Streithelm ließ sich im Wirthshause ein besonderes Stübchen geben, und da das Abendessen aufgetragen wurde, mußte Joseph sich mit ihm an den Tisch setzen. Er weigerte sich zwar, und meynte es schicke sich nicht, daß der Bediente sich mit dem Herrn an einem Tische setze. Dieser gab ihm aber folgende Antwort: mein Bedienter bist du allerdings, und freylich ißt der Herr mit seinem Bedienten nicht an einem Tische. Da ich deinen Vater aber versprochen habe, ich wollte dich wie meinen Sohn behandeln: so muß ich auch Wort halten, und muß also auch bisweilen, wie ein Vater, mit dir an einem Tische sitzen.

Nun, mein Sohn Joseph! greif zu und iß! und wenn du siehst, daß ich, als ein Vater an dir handele, so handele du auch gegen mich als Sohn, und sey fein offenherzig!

J. Warum sollte ich das gegen einen so guten Herrn nicht seyn?

St. Der alte Schulmeister, der dich erzo-

gen hat, soll ja gar ein rechtschaffener, verständiger Mann gewesen seyn.

J. Das war er gewiß. So lange meine Augen offenstehen, werde ich ihn nicht vergessen.

St. Da würde ich auch nichts von dir halten, wenn du einen Mann vergessen wolltest, der so viel Gutes an dir gethan hat. Wie hieß doch das Verschen, das er immer im Munde führte?

J. Was Gott thut, das ist wohl gethan.

St. Ein schön Verschen! Vergiß es auch nicht, so lange deine Augen offen stehen. Du weißt nicht was für Herzeleid dir auf der Welt noch bevorsteht. Wenn du nun den Glauben hast, es kommt alles von Gott, und was dieser thut, das ist wohlgethan: so kannst du dich immer beruhigen. Aber, lieber Joseph, wenn dich das Verschen beruhigen soll, so mußt du auch das Deinige thun, daß du nicht durch deine eigne Schuld dich unglücklich machst, denn wenn der Mensch sich selbst ins Unglück stürzt, wie kann er sich denn mit dem Verschen trösten, was Gott thut, das ist wohlgethan?

– Und wenn dir ein Unglück begegnet, wenn dir eine Widerwärtigkeit zustößt, so mußt du nur allemahl davon die Ursache in dir suchen. Du wirst, zwar nicht immer, aber fast immer, die Ursache von deinem Unglücke und deinen Widerwärtigkeiten in dir selbst finden. Dein alter Schulmeister lehrte dich das Sprüchelchen: Was Gott thut, das ist wohlgethan; ich will dir noch eins dazu geben, das heißt: Denk, daß zu deinem Glück dir niemand fehlt als du.

Woher kam es denn, daß du heute bey dem Reiten so zusammen gestoßen wurdest?

J. Weil ich so schlecht zu Pferde saß.

St. Und warum ging denn dein Pferd mit dir durch?

J. Lachend, weil ich die Kinnkette nicht eingehengt hatte.

St. Wenn du also künftig von den Pferden nicht mehr willst gestoßen seyn, was mußt du thun?

J. Ich muß reiten lernen.

St. Und wenn das Pferd nicht mit dir durchgehen soll?

J. Ich muß die Kinnkette einmachen.

St.

St. Sieh wie du mir so hübsch antworten kannst! Heute sprachst du ganz anders; da du vom Pferde gestoßen wurdest: so schobst du die Schuld auf die Pferde, und, da das Pferd mit dir durchging: so sagtest du es hätte den Henker im Leibe.

Wärest du bey dieser Meynung geblieben, und hättest das Geld dazu gehabt: so würdest du dir ein Pferd nach dem andern gekauft haben, und würdest immer seyn gestoßen worden, und mehrere mahle gestürzt seyn; so aber, da du den Grund von deinen Unfällen in dir gesucht und gefunden hast, so brauchst du nur gut reiten zu lernen, und die Kinnketten ordentlich einzuhengen: so wirst du mit allen Pferden zu rechte kommen können.

Wie es aber mit den Pferden ist, so ist es mit andern Sachen auch, das merk fein Joseph.

Den folgenden Tag nahm der Unterricht im Reiten seinen Anfang, und hatte sechs Tage seinen Fortgang. Dabey paßte Joseph so gut auf, daß er wirklich den siebenten Tag so gut traben konnte, daß sein Herr seine Freude dran sah.

Es

Es wurde also aufgebrochen, und zu Mittage in dem Dorfe Rosenfeld eingekehrt. Gleich neben dem Wirthshause war die Schule. Ich hätte fast Lust die Schule zu besuchen, sagte Herr Streithelm, weil man an allen Orten etwas Gutes lernen kann.

Er ging und Joseph folgte ihm.

Bey seinem Eintritte war der Schulmeister und die Schüler verlegen: weil es gar nicht gewöhnlich war, daß ein Fremder die Schule besuchte.

Lassen Sie sich nicht stören, lieber Herr Schulmeister, sagte Streithelm. Ich mag so gerne die Schulen besuchen: weil ich mich dabey immer wieder an meine Kinderjahre erinnere. Und ihr lieben Kinder! thut als wenn ich nicht da wäre, und bekümmert euch nicht um mich!

Der Herr hat Recht, sagte der Schulmeister, setzt euch lieben Kinder, und macht es nur immer, wie ihr es sonst zu machen pflegt. Das geschahe denn. Der Schulmeister fuhr fort einen biblischen Spruch mit der einen Hälfte der lieben Schuljugend durchzugehen; die andere saß indessen und schrieb nach den Vorschriften, die ihr waren vorgelegt worden.

Nach-

Nachdem Herr Streithelm eine Zeitlang des Schulmeisters Unterricht zugehört hatte, besah er die Schreibebücher der Schreibenden, und fand, daß die mehresten eine sehr gute Hand schrieben, worüber er ihnen seine Freude bezeugte; mit einigen andern sah es aber nicht gut aus. Es waren wahre Schmierbücher. Die Linien waren krumm, das Papier beklekst, und die Buchstaben sahen aus, wie wenn sie von den Truthünern wären gekratzt worden.

Herr Streithelm trat zu dem einen Schmierer, und sagte, ey! ey! Kleiner du schreibst sehr schlecht.

Er faßte die Feder zwischen die Zähne und sagte, meine Feder taugt nichts.

Er kam zu dem andern und fragte: warum schreibst du denn so schlecht?

Ich habe nicht Platz genug, gab er zur Antwort.

Und du? wurde der Dritte gefragt, warum schreibst du denn so schlecht?

Ich habe so garstiges Papier, antwortete er.

(Die Fortsetzung folgt.)

Digitized by Google

# Der Bote aus Thüringen.

## Fünftes Stück.

1809.

Bote. Wirth.

W. Was sagte denn Herr Streithelm zu den Entschuldigungen, die die schlechten Schreiber vorbrachten?

B. Er lächelte, und sagte weiter nichts als — so! dann ging er fort, nachdem er erst von dem Schulmeister Abschied genommen hatte. Dieser begleitete ihn bis vor die Thür, wo ihm Herr Streithelm seine Zufriedenheit mit der Schule bezeigte. Ich habe mich gefreut, sagte er, über die Stille und Ordnung, die ich bey ihren Kindern bemerkte.

Je nun, gab der Schulmeister zur Antwort, sonst war es freylich nicht so. Ich habe mir aber die Sache angelegen seyn lassen, und so hat denn Gott seinen Segen dazu gegeben. Jetzt ist es meine gröste Freude



Digitized by Google

in der Schule zu seyn, und keine Tage sind mir verdrießlicher als die Ferien.

Herr Streithelm druckte ihm die Hand und ging fort.

Als er mit Josephen in das Wirthshaus zurückkam sagte er: sieh Joseph die Schmierer machten es gerade so, wie du es sonst machtest. Anstatt, daß sie die Schuld von ihrem schlechten Schreiben in sich selbst hätten suchen sollen: so schoben sie sie auf den Platz, auf die Feder und auf das Papier. So machen es bey weitem die mehresten Menschen. Keiner will in seinen eignen Busen greifen, keiner an seinen Fehlern, an seinem Unglück und seinen Widerwärtigkeiten Ursache seyn; auf alles Mögliche schieben sie die Schuld, nur auf sich selbst nicht. Daher wird es mit ihnen immer nicht besser. Auf unsern Reisen gieb nur fein auf die Menschen Achtung, du wirst finden daß sie es fast immer so machen wie die schlechten Schreiber.

Mach du es nicht so. Denk daß zu deinem Glücke dir nicht die Feder, nicht der Platz, nicht das Papier, dir niemand fehlt, als du! so wirst du einmahl ein braver Mann werden,

der

der sich immer zu helfen, und in jede Lage zu finden weiß.

Die Reise wurde nun fortgesetzt, und Joseph lernte nach und nach so gut reiten, daß sein Herr seine Freude daran hatte. Drey Tage wurde geritten, ohne daß etwas Merkwürdiges vorfiel, außer ein starkes Regenwetter, welches die Reisenden durchaus einweichte.

Den vierten Tag fanden sie einen Weg, der fast grundlos war. Man hatte daher Nebenwege über die Saatfelder gemacht, wodurch die Saat völlig zu Grunde gerichtet wurde. Herr Streithelm schüttelte den Kopf, und schlug den Weg ein der über die Saatfelder gemacht war, und Joseph folgte ihm nach. Kaum waren sie aber hundert Schritte geritten, als aus einem Gebüsche der Flurschütze gesprungen kam, Herrn Streithelm in den Zügel fiel, und von ihm mit Ungestüm verlangte, daß er mit zum Schulzen reiten, und zehn Thaler Strafe erlegen solle: weil er einen unrechten Weg geritten wäre. Herr Streithelm lächelte aber, zog einen halben Gulden hervor, druckte ihn dem Flurschützen in die

Hand, und sagte, nun gehab dich wohl mein Freund!

Gebener Diener! danke vielmahl, sagte der Flurschütze. Nun können Ihro Gnaden immer auf dem Saatfelde in Gottes Nahmen fortreiten, es wird Ihnen niemand etwas sagen, bis dort an das Dorf Dreckleben, da werden Sie freylich nicht ausweichen können. Dort ist ein Mordweg.

Wirklich war dort ein Weg zum umkommen. Die Pferde fielen bis an die Bäuche in den Schlamm, und der Schaum stand ihnen auf den Rücken. Sie arbeiteten sich aber doch durch, bis sie ohngefähr noch einen Büchsenschuß vom Dorfe waren. Da blieb des armen Josephs Pferd stecken. Er spornte es, es wollte auch wirklich sich los arbeiten, aber umsonst — seine Kräfte waren zu schwach, es fiel auf die Seite. Zum Glück hatte Joseph, so viel Entschlossenheit, daß er durch einen Sprung sich rettete, sonst hätte die Sache noch schlimmer ablaufen können.

Aber nun stack der arme Schelm selbst im Schlamme bis an die Knie, und konnte sich nur mit genauer Noth durcharbeiten.

Sein

Sein Herr erreichte aber glücklich das Dorf Dreckleben, und, da er Josephen ohne Pferd in dem Schlamme herum arbeiten sah, rief er ihm zu, daß er sich nur durcharbeiten solle: für Rettung des Pferdes wolle er schon sorgen.

Mit vieler Anstrengung und ganz entkräftet kam er endlich zu seinem Herrn.

Dießmahl, lieber Herr! sagte er, liegt doch wohl die Schuld von dem Unfalle, der mir begegnet ist, nicht an mir, sondern an dem abscheulichen Wege.

Magst wohl Recht haben, gab ihm dieser zur Antwort. Dieß hätte mir auch begegnen können, ob ich gleich ein guter Reiter bin. Jetzt laß uns nur Leute suchen, die dem armen Pferden wieder heraus helfen.

Er ritt zum Schulzen, klagte ihm seinen Unfall, und bath, ihm einige Leute zu verschaffen, die das Pferd retteten. Er that es, und bald waren fünf Männer da, die sich bereitwillig zeigten, ihm die verlangte Hülfe zu leisten.

Aber, sagte Stephen Rundhut, ehe wir noch eine Hand anlegen: so sag der Herr erst, was er uns geben will.

St. Schaffe, mir nur erst das Pferd wieder, hernach will ich euch eure Mühe gewiß gut bezahlen.

R. Das ist unsere Meynung nicht. Erst muß der Herr sagen was er uns geben will, sonst schlagen wir keine Hand auf.

St. Es ist eine Arbeit von einer Viertelstunde, weil ihr aber dabey in den Schlamm waten müßt, so will ich jedem einen halben Gulden geben.

R. Das wäre auch was Rechts. Dafür gehn wir nicht von der Stelle.

St. Was verlangt ihr denn sonst?

R. Kurz von der Sache zu kommen, er gibt jedem einen Conventionsthaler.

St. Das ist aber doch zu arg. Zwölf Groschen will ich jedem geben, dafür werdet ihr mir doch die Gefälligkeit erzeigen.

R. Da wird nichts draus! Weiß er was Herr! Wenn er nicht jedem von uns einen Conventionsthaler gibt, so scheiden wir von der Sache. Da laß er den Schinder hohlen, der schleift seine Gurre umsonst heraus. Behüte ihn Gott!

Mit diesen Worten gingen sie fort.

Herr

Herr Streithelm stand wie versteinert da. Ich habe in meinem Leben, sagte er, mit vielen groben Leuten zu thun gehabt, aber dergleichen Grobheit ist mir doch noch nicht vorgekommen. Was fang ich nur an?

Nach einigen Minuten. — Joseph! erkundige dich wo der Schinder wohnt und rufe ihn! ehe ich diese Leute in ihrer Grobheit bestärke, will ich das Pferd lieber dem Schinder geben.

J. Lieber Herr!

St. Rede mir kein Wort drein!

J. Was kann denn das arme Pferd dazu, daß die Dreckleber so grobe Leute sind?

St. Das ist wohl wahr, aber es ist ja da kein anderer Rath. Lasse ich das Pferd liegen, so hohlen sie es heraus, wenn ich weg bin, und lachen mich aus, daß sie mich so angeführt haben.

J. So lassen Sie mich gehen. Ich bringe Ihnen gewiß Leute, die das Pferd heraus hohlen, wenn es auch der Schinder nicht ist.

Er ging fort, und gab genau Achtung auf die Gesichter, die die Leute die ihm begegneten, schnitten, wann sie seine beschmutzte Kleidung sahen. Der eine lachte ihm ins Gesicht

da er ihn sahe, der andere wendete das Gesicht von ihm, der dritte fragte: Er geht wohl zur Hochzeit, weil er sich so schön eingesalbt hat?

Bey denen ist keine Hülfe zu finden, dachte Joseph in seinem Herzen.

Jetzt kam der vierte. Je du lieber Gott! sagte er, wie sieht er denn aus? es ist ihm doch wohl kein Unglück begegnet?

J. Da komme ich mit meinem Herrn hierher geritten und finden einen Weg —

B. Aha ich kenne ihn schon, es wird dort auf der Kummerbder Straße gewesen seyn. Das ist ein Mordweg. Und wie ging es denn da?

J. Mein Herr arbeitete sich mit dem Pferde durch, aber mein Pferd blieb stecken, und ich mußte ohne Pferd durch den Schlamm waten.

B. Aber wo hat er denn das Pferd?

J. Das liegt draussen im Schlamme. Ich kann es nicht heraus bringen, und mein Herr auch nicht, und die Leute im Dorfe wollten uns nicht helfen.

B. Nicht helfen? hat er denn jemanden darum angesprochen?

(Die Fortsetzung folgt.)

# Der Bote aus Thüringen.

## Sechstes Stück.

1809.

Bote. Wirth.

W. Der Dreckleber, mit dem Joseph zuletzt in ein Gespräch gerieth, schien doch ein guter Mensch zu seyn.

B. Bis jetzt hat er ihn nur reden hören, Herr Gevatter! Nach den Reden kann man die Leute aber nicht immer beurtheilen, man muß sie handeln sehen. Ich denke aber er soll auch mit seinen Handlungen zufrieden seyn.

Dieser Mann hatte Josephen gefragt, ob er jemanden um Hülfe angesprochen habe? Darauf gab dieser zur Antwort: ach ja wohl. Es kamen fünf Kerl, die wollten wohl helfen, aber, jeder forderte einen Speciesthaler, und da ihnen dieß mein Herr nicht geben wollte: so gingen sie fort und sagten, mein Herr möge

das Pferd durch den Schinder heraus hohlen lassen, da brauchte er gar nichts zu zahlen.

B. Je da müßte doch kein Recht mehr im Lande seyn. Weiß er was? Er bleibt da stehen und geht nicht vom Flecke! ich laufe zu meinem Schwager und zu meinem Bruder, die werden bald Rath schaffen.

Er ging fort, und kam bald mit seinem Bruder, Schwager und ihren Knechten, zurück, die sich mit Picken, Schaufeln, Stricken und Hebebäumen versehen hatten. Mit raschen Schritten gingen sie vorwärts und der gefällige Bauer, Philipp Klatschrose hieß er, sagte: geb er sich zufrieden! in einer halben Stunde soll er sein Pferd wieder im Stalle haben.

Sie gingen vor Herrn Streithelm vorbey, boten ihm einen guten Tag, hielten sich aber weiter nicht auf.

Nun zogen sie Schuh und Strümpfe aus, zogen die Beinkleider auf, arbeiteten sich bis zum Pferde durch, schafften mit Schaufeln und Picken den Schlamm weg, in welchem das arme Thier mit den Beinen stack, legten dann Hebebäume unter, und brachten es so wirklich in die Höhe.

Da diese Leute den Weg besser als Herr Streithelm kannten: so führten sie das Pferd an der Seite hin, wo es nicht so tief einsank.

Herr Streithelm bezeugte eine ungemeine Freude, da sie ihm das Pferd wieder zuführten. Nun, sagte er, da sehe ich doch, daß noch Menschen in Dreckleben wohnen. Was bin ich schuldig für eure Bemühung?

Philipp Klatschrose, nahm das Wort, und sagte: Nichts, lieber Herr! Es ist Christenpflicht, seinem Nächsten in der Noth beyzustehen. Wollen sie unsern Knechten eine Kleinigkeit geben, so können Sie es thun.

Nun so danke ich euch herzlich, lieben Freunde! sagte er, für eure Gefälligkeit, ich will mir (nachdem er sie um ihre Nahmen gefragt hatte) doch eure Nahmen aufschreiben. Vielleicht fügt es sich doch einmahl, daß ich euch wieder gefällig seyn kann. Nun zog er den Beutel und gab den Knechten so viel, daß sie dafür sehr freundlich dankten.

Nun, sagte Klatschrose zu dem einen Knechte, führe das Pferd ins Wirthshaus, und waſche es ab, der Bediente hat genug an sich zu waschen, und du Lorenz, sagte er zum andern Knechte, hohle du die wollene Decke von

meinem Fuchse und schnalle sie dem armen Thiere um, daß es wieder warm wird. Wünsche eine glückliche Reise, lieber Herr!

So hielten nun Herr Streithelm und Joseph ihren Einzug in das Wirthshaus; wo sich Joseph sogleich umkleidete, und hierauf genossen sie eine Mahlzeit, die aus Kartoffeln und Brot, und aus Brot und Kartoffeln bestand.

Das ist aber doch eine Schande, sagte Joseph, da er die letzte Kartoffel verzehrt hatte, daß die Dreckleber den abscheulichen Weg nicht bessern.

Ey freylich ist es eine Schande. Den Vogel kennt man an seinen Federn, und die Gemeinden an ihren Wegen. Wenn sie ihre gesunde Vernunft nur brauchten, so wäre es ihnen ja etwas Leichtes, die schändliche Straße in einen Steinweg zu verwandeln, und ihn mit Bäumen zu besetzen. Dadurch würde die ganze Gegend verschönert, und das schöne Saatfeld, das in Grund und Boden geritten und gefahren wird, würde erhalten. Wenn ich aber mit diesen Leuten darüber sprechen werde, so wirst du hören, daß sie an diesem Wege ganz unschuldig sind, daß sie die Schuld

von

von sich ganz wegschieben, und es gerade so machen, wie die schlechten Schreiber und noch jemand.

J. Den Jemanden kenne ich schon. Aber der Jemand hat sich das Späschen, das ihm mit den Pferden begegnete, so hinter die Ohren geschrieben, daß so etwas wohl nicht wieder vorfallen wird.

St. Desto besser. Jetzt kommen etliche Dreckleber. Paß auf!

Dr. Guten Abend!

St. Guten Abend! Ey Leute habt ihr nicht einen abscheulichen Weg bey eurem Orte.

Dr. Ja wohl ist es ein abscheulicher Weg.

St. Woher kommt es denn aber nur?

Dr. Je woher soll es denn wohl kommen, es ist die Landesart so. Es ist da ein Tümpfel gewesen, so lange Dreckleben steht.

St. Warum wird denn der Weg aber nicht gebessert?

Dr. Das weiß ich nicht, dafür sollte die Regierung sorgen. Die bekümmert sich aber um so etwas nicht. Wenn Geld einzutreiben ist, Geschosse, Zinsen, Erbzinsen gefällig sind, ja da ist sie gleich bey der Hand, und weiß den armen Unterthanen den letzten Groschen

aus

aus dem Beutel zu fegen. Wenn aber fürs allgemeine Beste eine Ausgabe soll gemacht werden, ja da ist niemand zu Hause, da heißt es immer — es ist kein Geld in der Casse.

St. Ich weiß nicht wie ihr mir vorkommt, lieben Leute. Steuern und Gaben, sie mögen nun Geschosse, Zinsen oder Erbzinsen heißen, die müssen seyn, wenn das Land bestehen soll, und es ist ein Zeichen einer guten Regierung, wenn sie die Abgaben, so lange kein besonderer Nothstand eintritt, strenge eintreibt und keine Resten duldet.

Dr. Er ist gewiß auch ein Regierungsrath, ein Bürgermeister oder so ein Zeißig.

St. Nichts von alle dem. Ich bin ein Mann der von seinem eigenen Gelde lebt, und seine Abgaben an die Obrigkeit ordentlich entrichtet.

Dr. Wo ist er denn her?

St. Aus den fremden Ländern. Aber wieder auf die Sache zu kommen: so begreife ich gar nicht, wie man der Obrigkeit zumuthen kann, daß sie sich um jedes Dreckloch bekümmern soll? das ist ja die Sache der Gemeinden.

Dr.

Dr. Je du Wetter! Das wäre ja was nagelneues. Also meynt er die Dreckleber Gemeinde solle das Dreckloch ausbessern lassen?

St. Wer denn sonst? gehört denn das Dreckloch nicht den Drecklebern?

Dr. Das wohl. Aber wie kommen wir denn dazu, daß wir das Dreckloch ausbessern sollen? Dazu hat unsere Gemeinde kein Geld.

St. Ich meyne auch nicht, daß ihr das Dreckloch mit Gelde ausfüllen sollt. Ihr könnt ja nur Steine dazu nehmen. Habt ihr denn keine Steine?

Dr. Mehr als uns lieb ist. Wir sind steinreiche Leute.

St. Nun da kann ja der Sache bald abgeholfen werden. Wenn die Dreckleber zusammen treten, und an beyden Seiten des Dreckloch's Graben hinziehen, daß das Wasser abfließen kann, so wird der Weg bald trocken werden. Wenn ihr dann die Steine von den Aeckern leset und beschüttet den Weg eine Elle hoch damit, so habt ihr ja einen herrlichen Weg, den ihr mit leichter Mühe durch Wegschaffung der Steine von euern Aeckern in gutem Stande erhalten könnt. Bedenkt nur was

für

für Vortheile ihr davon habt. Eure Aecker werden ja noch einmahl so viel werth, wenn ihr die Steine davon leset.

Dr. Ha! Ha! Ha! Der Herr spricht davon, wie der Blinde von der Farbe. Weiß er denn nicht, daß in unserm Lande eine Steinmutter ist?

St. Eine Steinmutter? Davon habe ich in meinem Leben nichts gehört. Wie sieht denn die Steinmutter aus?

(Die Fortsetzung folgt.)

---

In der Buchhandlung der Erziehungsanstalt zu Schnepfenthal ist so eben folgende Schrift erschienen, und geheftet für 6 Groschen zu haben:

Wie gelangt man zur Freyheit von Nahrungssorgen? oder Anleitung zur Sicherung eines hinlänglichen Auskommens. Von J. W. Ausfeld, Erzieher in Schnepfenthal.

Da die Zahl derer, die über Nahrungssorgen klagen, nicht klein ist: so ist diese Schrift ein Wort zu seiner Zeit gesprochen, welche gewiß allen die sie lesen, beherzigen und befolgen, sehr nützlich seyn wird.

Digitized by Google

# Der Bote aus Thüringen.

## Siebentes Stück.

1809.

### Bote. Wirth.

W. Ich habe doch über die Dreckleber müssen lachen, daß sie an eine Steinmutter glaubten. Bey uns fehlt es auch nicht an Leuten, die den nämlichen Glauben haben. Wenn man sie fragt, warum sie die Steine nicht von ihren Aeckern läsen? so geben sie immer zur Antwort, es helfe nichts, weil sie in ihrem Lande eine Steinmutter hätten.

B. Nun hatte Herr Streithelm gefragt, wie denn die Steinmutter aussehe? Darauf gaben sie zur Antwort: Die läßt sich nicht sehen. Die steckt tief in der Erde. Aber Er mag es mir glauben oder nicht, so ist es doch wahr, jemehr wir Steine von unsern Aeckern ablesen, desto mehrere wachsen darauf. Mein Großvater, tröste ihn der liebe Gott, der pro-

birte es einmahl, und las alle Steine ab, die er auf seinem Acker am Dinghäuser Wege hatte. Das folgende Jahr, weiß der liebe Gott, da hatte er noch einmahl so viele Steine, als das Jahr vorher. Wie geht denn das zu? Muß nicht eine Steinmutter im Acker seyn, die Steine heckt.

St. Ich will es euch sagen, wie es damit zugeht. Wenn ihr die Steine rein ablesetz, und pflüget den Acker wieder: so kommen freylich wieder andere zum Vorscheine. Leset sie noch einmahl ab, und bey dem abermahligen Umpflügen werden wieder einige zum Vorscheine kommen. Leset sie aber noch einmahl ab, und noch einmahl ab: so wird euer Acker gewiß rein von Steinen, und ihr werdet, statt steinreiche, korn- und weizenreiche Leute werden.

Dr. Das mache der Herr einem andern weiß, aber mir nicht. Und wo sollen wir denn die Zeit dazu herkriegen? Er denkt gewiß wir haben nicht mehr zu thun als Er? Da sieht man daß Er den Henker von der Sache versteht. Vom Sonntage, bis wieder zum Sonntage muß man sich schinden und plagen, bald mit dem Ackerwerke, bald mit Frohnen, und, sollten

ten nun auch noch die Steine vom Acker lesen und das Dreckloch ausfüllen?

Jetzt wurde die Gesellschaft immer stärker und lauter, und der Ton aus dem gesprochen wurde, immer gröber, zumahl da nun auch Stephan Rundhut und Consorten dazu kamen, die es noch immer wurmte, daß ihnen die verlangten Speciesthaler nicht waren gegeben worden.

Da nun Herr Streithelm besorgen mußte, daß er am Ende würde gemißhandelt werden, so ging er zu einem Alten, der sich immer ruhig verhalten hatte, und fragte ihn: guter Freund! wie weit ist es denn von hier nach Christiansrode?

Eine kleine Stunde, war die Antwort.

Joseph! sagte Herr Streithelm, sattele die Pferde.

Sobald dieß geschehen war, bezahlte er seine Zeche, wenn man es so nennen will, und trabte mit Josephen davon, ob gleich die Nacht schon eintrat.

Sie erreichten auch Christiansrode glücklich, und wurden von dem Wirthe liebreich aufgenommen.

In der Wirthsstube fanden sie nur einen einzigen Mann, der sich aber nicht lange aufhielt.

hielt. Sobald er seine Bratwurst verzehret, und seinen Krug Bier ausgetrunken hatte, fragte er, nun Herr Schwarzmantel! was habe ich zu zahlen? er erfuhr es, bezahlete, und ging ab, nachdem er den Anwesenden eine gute Nacht gewünschet hatte.

Da Joseph den Nahmen Schwarzmantel nennen hörete, spitzte er die Ohren gewaltig, näherte sich dem Wirthe, und sagte: Hat der Herr Wirth nicht einen Anverwandten in Bremendorf?

Schw. Gehabt wenigstens. Weiß aber nicht ob er noch lebt. Es war mein Bruder. Er war unter den Preussischen Husaren.

J. Ganz Recht. Der lebt noch und ist gesund und wohl.

Hier entspann sich nun zwischen Joseph und Schwarzmantel ein weitläuftiges Gespräch. Joseph mußte alles haarklein erzählen, was er von seinem Pflegevater wußte, und Schwarzmantel freuete sich über die guten Nachrichten die er von seinem Bruder hörete, so sehr, daß er zum Abendessen alles auftrug, was sein Haus vermochte. Nach Tische wurde er so zutraulich, daß er sich neben Herrn Streithelm setzte, und auch diesem von seinem Bruder, seiner

ner Schwester, seinen Aeltern und Großältern erzählte. Herr Streithelm benutzte diese Gelegenheit den Herrn ein wenig über seine Haushaltung auszufragen.

Wie es scheint hat Er eine feine Nahrung.

W. Nachdem man es nimmt. Geld kommt ja wohl ein. Es hilft mir aber nichts. Mit der einen Hand streich ich es ein, mit der andern zahle ich es aus, und meine ganze Einnahme dient mir zu nichts, als daß ich die Finger damit schmutzig mache.

St. Das wäre auch sehr wenig.

W. So ist es aber lieber Herr.

Ach wie gar viel Gaben,
Will der Hausstand haben.

Davon weiß unser eins ein Liedchen zu singen. Bald muß ich dem Schuster, bald dem Schneider, bald dem Schmide, bald dem Sattler eine Rechnung bezahlen.

St. Das ist ja so eine große Arbeit nicht, Rechnungen zu bezahlen, wenn man das Geld dazu hat.

W. Da steckt aber eben der Knoten. Geld schreyt die ganze Welt. Der Henker mag Geld genug aufbringen. Diesen Sommer hätte ich so gern etliche Aecker Gras gekauft, um Heu

zu

zu machen, und mir einen Wintervorrath zu verschaffen, ja da fehlte es an Gelde. Jetzt sollte ich Haber einkaufen, da ist kein Geld da. Was das für ein Schade für mich ist! Wann es hernach um Ostern hin kommt, wo alles noch einmahl so theuer ist, da muß ich einkaufen.

St. Warum nimmt Er denn das Geld zum Einkaufe nicht aus seiner Haushaltungscasse?

W. Haushaltungscasse? Was ist denn das für ein Ding?

St. Das weiß Er nicht? Hat eine Haushaltung und keine Casse dazu? Da ist es kein Wunder, wenn Er auf keinen grünen Zweig kommt.

W. Ich versteh den Herrn noch immer nicht.

St. Haushaltungscasse, das ist eine Casse woraus man einkauft, was man zur Haushaltung nöthig hat, und in die man wieder bezahlt, was man von dem eingekauften verbraucht.

W. Dazu scheint mir Geld zu gehören.

St. Ey was denn sonst? Zu so einer Haushaltung wie die Seinige ist, sind wenigstens 300 Thaler nöthig.

W. Wenn die Kreide so schreibt: so komme ich in meinem Leben auf keinen grünen Zweig.

Die

Die reichen Herren haben gut reden. Bey denen sind die Cassen immer gefüllt. Wo soll denn aber so ein armer Teufel, wie ich bin, das Geld herbekommen?

St. Er muß es beyschaffen. Nichts ist ja leichter zu schaffen als Geld.

Bey diesen Worten machte der Wirth große Augen, betrachtete seinen Gast vom Kopfe bis auf die Füße, hielt ihn für einen Geldmacher, und rückte näher vor ihn, um ihn über diese Sache auszufragen. Dieser hatte aber keine Lust sich ausfragen zu lassen, klopfte seine Pfeife aus und sagte: Jetzt Herr Wirth mache Er mir die Streu, ich bin müde.

Sie wurde gemacht, und da der Wirth sich entfernt hatte, fragte Herr Streithelm seinen Joseph: Hast du heute etwas gelernt?

J. Viel. Daß die Menschen immer sich weiß brennen, und die Schuld von ihren schlimmen Umständen auf alles Mögliche, nur nicht auf sich selbst schieben. Die Dreckleber schoben die Schuld von ihrem schlimmen Wege auf die Landesart und auf die Regierung, und Schwarzmäntel schiebt die Schuld von seinen Nahrungssorgen auf seine Armuth.

St. Hast du sonst nichts gelernt?

J.

J. Daß solchen Leuten nicht kann geholfen werden.

St. Hast gut gemerkt.

J. Aber lieber Herr! Thun Sie mir doch den Gefallen und sagen Schwarzmanteln das Mittel, wie er sich Geld verschaffen kann.

St. Wenn er mich darum fragt, so will ich es ihm sagen. Glaube aber nicht, daß es viel helfen wird.

(Die Fortsetzung folgt.)

## Buchstabenräthsel.

Nun rathe Freund, was mag ich seyn!
Mit B steh ich in deinem Vorrathsschrein;
Du kannst auf deinem Tisch mich kaum entbehren;
Mit C durchschwimm ich pfeilgeschwind das Meer
Und kann im Nothfall mich auch gegen Feinde wehren.
Mit F ernähr ich ein unendlich Heer
Geschöpfe jeder Art, im Wasser auf der Erde
Und in der Luft. Setzt du das M voraus, so werde
Der Name ich, dem alles, was da lebt,
Das Daseyn dankt, und dem gefühlvoll stets das Herz erbebt.

Digitized by Google

# Der Bote aus Thüringen.

## Achtes Stück.

1809.

Bote. Wirth.

B. Nun will ich dem Herrn Gevatter weiter erzählen, was sich zwischen dem Herrn Streithelm und Schwarzmanteln zugetragen hat: Da Schwarzmantel den andern Tag das Frühstück auftrug, ging er sehr freundlich um Herrn Streithelm herum und suchte das Gespräch immer auf das Geld zu bringen, und auf die Art und Weise sich welches zu verschaffen. Herr Streithelm stellte sich aber immer als wenn er es nicht verstünde, fragte am Ende, was er zu bezahlen habe, und bezahlte es. Und was macht Er nun mit diesem Gelde? fragte er den Wirth.

W. Da sind hundert Hände dazu da. Da sehen Sie, eine Rechnung vom Schuster für meinen Bernhard. Diese macht allein drey Thaler.

ler. Dazu will ich das Geld nehmen, was Sie mir gegeben haben.

St. So! das Geld gehört ihm ja aber nicht.

W. Wem denn sonst? Habe ich Ihnen und Ihrem Bedienten nicht Abendbrot und Frühstück gegeben? Habe ich nicht Ihre Pferde gefüttert.

St. Das weiß ich wohl. Hat Er denn aber, was wir gegessen und getrunken und was unsere Pferde gefressen haben, umsonst?

W. Mit nichten. Ich habe alles kaufen müssen, und eben deßwegen gehört mir das Geld, das Sie mir dafür geben, von Gott und Rechtswegen.

St. Nein es gehört Ihm nicht, sondern der Haushaltungscasse. Nur der halbe Gulden, oder wieviel es seyn mag, was sein Profit ist, das gehört Ihm. Das kann Er zur Bezahlung des Schusters anwenden, das Uebrige muß Er zurücklegen, um andere Lebensmittel davon zu kaufen.

W. Das ist mir zu hoch lieber Herr! Und kurz von der Sache zu kommen, Sie wissen nicht wo einen armen Mann der Schuh drückt.

St. Kann wohl seyn. Aber lieber Freund!

Sag

Sag Er mir doch, gibt es hier keine Baumschule?

W. O ja! Unser Herr Pfarrer hat eine.

St. So thue Er mir doch den Gefallen, und hohle Er mir einen hübschen Kirschbaum. Du Joseph gehst mit, hebst ihn aus und bezahlst ihn.

Joseph schüttelte den Kopf, und wußte nicht, was er dazu sagen sollte, ging aber doch mit.

Bald kam er mit dem Baume zurück, und sein Herr fragte sogleich, ob der Wirth nicht einen Platz habe, wohin er den Baum pflanzen könne.

W. In meinem Garten.

St. Gut! Joseph! du bist ja so ein guter Baumgärtner. Pflanze den Baum fein mit Bedacht, damit der Herr Wirth ein Andenken hat an den närrischen Kerl, der einmahl bey ihm logirte und nicht wußte, wo einen armen Mann der Schuh drückt.

Nachdem die Pflanzung geschehen war, schnitt Herr Streithelm einen Zweig von einem andern Baume, gab ihn dem Joseph und befahl ihm, denselben zu pflanzen.

Den Zweig soll ich pflanzen? fragte Joseph, er hat ja keine Wurzel.

Thut nichts, sagte sein Herr, pflanze ihn nur.

Da auch diese Pflanzung beendigt war, wendete sich Herr Streithelm zu seinem Wirthe und sagte: Nun Herr Wirth, ich weiß nicht ob wir einander in diesem Leben wieder sehen, deßwegen habe ich Ihm diese Bäume pflanzen lassen, daß Er eine Erinnerung habe, an den sonderbaren Gast, der nicht weiß, wo einen armen Mann der Schuh drückt. Was dem Baume die Wurzel ist, daß ist für die Haushaltung eine Casse. Ein Baum ohne Wurzel, das ist eine Haushaltung ohne Casse. Wenn jener wurzellose Zweig Kirschen trägt, dann wird auch eine Haushaltung bestehen, die keine Casse hat.

Lebe Er wohl!

Der Wirth stand da wie verplüft, und da seine Gäste schon auf dem Pferde säßen, fiel er noch Herrn Streithelm in den Zügel und sagte: gnädiger Herr! Ich sehe Sie meinen es gut mit mir. Thun Sie mir doch den einzigen Gefallen und geben mir guten Rath, wie ich meine Haushaltung besser einrichte.

St.

Digitized by Google

St. Was für guten Rath kann Er von einem Manne erwarten, der nicht weiß, wo einen armen Mann der Schuh drückt?

W. Ich bitte. Ich seh wohl daß Sie ein kluger und verständiger Herr sind. Noch ein halb Stündchen — —

St. Will Er mir denn aber auch folgen?

W. Ganz gewiß.

St. Nun so will ich denn noch ein halbes Stündchen bleiben. Gebe Er aber genau Achtung auf das, was ich sage.

W. Das will ich gewiß thun.

St. Wenn eine Haushaltung ordentlich geführt werden soll: so muß man alles einkaufen, wann es am besten und wohlfeilsten zu haben ist. Geschieht dieß nicht, so hat man bey dem Einkaufe immer Schaden, und muß gemeiniglich mit drey bis vier Groschen bezahlen, was man für zwey Groschen hätte haben können, wenn es zur rechten Zeit wäre eingekauft worden.

W. Das ist ja gerade meine Meynung. Woher aber Geld? Wenn ich zwey Thaler die Woche einzunehmen habe, kann ich denn davon dreyßig Thaler nehmen um Holz einzukaufen?

St. Das sage ich ja eben. Drum muß

eine

eine Casse da seyn, aus der man das Geld zum Einkaufe nimmt. Wenn Er die Casse nun so wohl hätte, wie Er sie nicht hat, was wollte Er da wohl für seine Haushaltung einkaufen. Dictire Er mir es, ich will es aufschreiben.

W. Wenn Sie es so wollen, also:

| | |
|---|---|
| Butter | 30 Thaler. |
| Käse | 20 — |
| Brantewein | 25 — |
| Holz | 30 — |
| Drey Speckschweine | 60 — |
| Ein fetter Ochse | 50 — |
| Heu | 50 — |
| Haber | 70 — |

St. Ist Er fertig?

W. So ziemlich.

St. Nun wollen wir die Summe zusammenziehen: so kommt heraus 335 Thaler. Der Einkauf wäre also geschehen.

W. Das ist aber curios. Das wäre der Einkauf für dieß Jahr. Wo soll denn nun das Geld fürs künftige Jahr herkommen? Da muß ich ja wieder eine frische Casse haben.

St. Nun kommt eben das Beste. So oft Er nun etwas von den eingekauften Sachen braucht: so muß Er thun wie wenn Er es

ein-

einkaufte, und das Geld dafür in die Casse bezahlen, und da Er es wohlfeil eingekauft hat: so kann Er der Casse immer einen kleinen Profit geben. Für das was Ihm bey dem Einkaufe 8 Groschen kostete, kann Er an die Casse recht gut 9 Groschen bezahlen. Damit Er aber nicht irre werde, und seine Casse immer übersehen kann: so muß Er sich auch nicht die Mühe verdrießen lassen, den Cassenbestand täglich vor Schlafengehen umzuschreiben.

W. Wie soll ich denn das machen?

St. Ich will es Ihm vormachen, und thun wie wenn ich der Wirth wäre, und hätte einen Tag von dem Vorrathe gewirthschaftet, da hätte ich am Abend.

| | | |
|---|---|---|
| Butter | 29 Thlr. | 20 Gr. |
| Käse | 19 — | 21 — |
| Brantewein | 24 — | 19 — |
| Holz | 29 — | 21 — |
| Zwey Speckschweine | 59 — | 16 — |
| Ein fetter Ochse | 50 — | — — |
| Heu | 49 — | 16 — |
| Haber | 69 — | 12 — |
| Baar | 2 — | — — |
| | 335 Thlr. | 5 Gr. |

Also

Also hat sich seine Casse um 5 Groschen vergrößert.

W. Woher kommen denn die 5 Groschen?

St. Daher weil er immer statt 8 Groschen 9 Groschen hinein bezahlt hat. Nun wollen wir einmahl annehmen, daß der ganze Vorrath aufgezehrt ist, so muß in seiner Casse baar Geld seyn: 376 Thlr. 21 Gr.; im folgenden Jahr 423 Thlr. 23 Gr. und so weiter. Nun bedenke er einmahl wie stark seine Casse seyn muß nach 10 Jahren. Ich will doch sehen, ob ich es aus dem Kopfe ausrechnen kann — Wenn ich mich nicht verrechnet habe, so muß sie stark seyn: ungefähr 1087 Thaler*).

(Die Fortsetzung folgt.)

*) Anm. Dieß Exempelchen ist richtig gerechnet wenn Schwarzmantels Haushaltung sich eben so, wie seine Casse vergrößert, so daß er die angekauften Lebensmittel immer mit Vortheil verbrauchen kann. Ist dieß nicht, so muß er das übrige Geld an Grundstücke legen.

## Der Gestorbene.

Bey seinen Hauptmann ward als todt, bey vollem Leben,
Vom Feldarzt ein Recrut aus Irrthum angegeben.
Der Kerl erfuhrs, betrübt schleicht er zum Hauptmann hin
Und fragt: ach Herr! ists wahr, daß ich gestorben bin?

Digitized by Google

# Der Bote aus Thüringen.

## Neuntes Stück.

1809.

### Bote. Wirth.

W. Der Herr Streithelm scheint mir nicht auf den Kopf gefallen zu seyn. Was er von der Haushaltungscasse sagt, hat mir recht wohl gefallen und manches davon habe ich mir hinter die Ohren geschrieben. Freylich habe ich, seit dem ich die Wirthschaft übernahm, immer eine Casse gehabt, aus der ich den Einkauf besorgte. Ich führete aber keine ordentliche Rechnung darüber. Nach dem Vorschlage aber den Herr Streithelm thut, kann man immer übersehen, was man unter seinen Schlössern hat. Da seh Er Herr Gevatter, das Buch, daß ich mir habe machen lassen, und was ich hinein geschrieben habe.

B. Schön! Das ist gerade so, wie es Herr Streithelm haben wollte. Ich wünsche daß Er

dieses Buch und zehn andere noch vollschreiben, und daß seine Casse, mit jedem Jahre sich vergrößern möge. Dem Schwarzmantel gefiel Herrn Streithelms Vorschlag auch und er sagte: Das ist ja recht artig, auf die Art könnte man ja mit leichter Mühe ein reicher Mann werden.

St. Ey das wollte ich meynen. Ich will Ihm nun noch etwas artiges sagen. Bisweilen kommen in der Haushaltung ausserordentliche Ausgaben vor. Die Frau kommt in die Wochen, ein Stück Vieh fällt, oder der Mann wird krank. Woher da Geld? Es wird geborgt. Wenn bey Ihm nun einmahl so eine ausserordentliche Ausgabe vorfällt: so wird Er auch borgen. — Aber Er wird nicht nöthig haben seinen Sonntagsrock zu versetzen, oder gar ein Capital aufzunehmen und Zinsen zu bezahlen. Er borgt von seiner Casse. Er braucht z. E. 20 Thaler, so nimmt Er sie daraus und schreibt in das Cassenverzeichniß: Vorschuß 20 Thaler. Wenn Er nun wöchentlich etwas davon zurückzahlt: so ist diese Schuld bald getilgt.

W. Das ist alles recht herrlich. Aber woher Geld zur Casse?

St. Damit wird es keine Noth haben. Wer den Kopf auf dem rechten Flecke hat, der muß

sich

sich immer so viel Geld verschaffen können, als er wirklich nöthig hat. Wie viele Aecker hat Er in das Feld?

W. Zehn und einen viertel Acker.

St. So verkaufe Er zwey davon und errichte von dem Gelde, das Er daraus löset, seine Haushaltungscasse.

W. Aecker verkaufen? Nein lieber Herr! Daraus wird nichts. Was würden die Nachbaren dazu sagen, wenn ich meine Aecker losschlüge?

St. Wenn der rechtschaffne Mann etwas thun will, so fragt er nicht, was werden die Leute dazu sagen? sondern er fragt, was ist Recht?

Hat Er keine Capitalien?

W. Nicht mehr, als zweyhundert Thaler, die in der Gemeine stehen.

St. Wieviel Interesse bekommt Er davon.

W. Vier Procent.

St. So kündige Er das Capital auf und mache sich davon eine Casse. Diese bringt Ihm jährlich 12 Procent ein.

W. Das geht nicht. Das Capitälchen kommt von meinen Vater her. Wenn der wüßte, daß

ich es aufgekündigt hätte, er wendete sich in der Erde um.

St. Joseph! Führe die Pferde vor!

W. Es thut mir Leid, daß Sie sobald fort wollen. Aber — Gnädiger Herr! Wie wäre es —

St. Was denn?

W. Wie wäre es, wenn Sie mir dreyhundert Thaler vorschössen. Ich wollte Sie als ein ehrlicher Mann wieder bezahlen.

St. Gehorsamer Diener! Daraus wird nichts. Wer nicht so viel Kopf hat, daß er sich eine Casse verschaffen kann, der ist auch nicht im Stande die Casse zu erhalten. Wollte ich Ihm das Geld dazu geben: so glaube ich ja wohl, daß Er dafür Lebensmittel kaufen, und sie auch wieder verthun würde; aber das Zurückzahlen in die Casse, und das nöthige Abschreiben würde Er vergessen. Wenn nun das Jahr vorbey wäre: so wären die Lebensmittel verzehrt, die Casse wäre leer, und Er hätte 300 Thaler Schulden.

Adieu Herr Schwarzmantel! Seh Er fleißig nach den Bäumen, die ich gepflanzt habe. Der Baum mit Wurzeln stellt einen Hausvater vor, der eine Haushaltungscasse hat und der wurzellose einen solchen, der keine hat.

Nun

Nun wurde die Reise angetreten, Herr Schwarzmantel rief Josephen noch ein Compliment an seinen Bruder nach, und kratzte sich im Kopfe. Nach der Zeit hat er sich sehr oft noch im Kopfe gekratzt, nicht deßwegen, weil er Garnison auf den Kopfe gehabt hätte, sondern weil er in dem Kopfe etwas hatte, das ihr sehr incommodirte, das waren die Grillen und Nahrungssorgen. Das ganze Jahr hindurch arbeitete und wirthschaftete er, und, wenn das Jahr vorbey war: so war er in allen Ecken schuldig. Am Ende mußte er das Kapitälchen doch aufkündigen und die Hälfte seiner Aecker verkaufen, um seine Schulden zu bezahlen.

Herr Streithelm ritt indessen mit Josephen ganz langsam fort, und es entspann sich zwischen ihnen folgendes Gespräch.

J. Man sollte nicht meynen, daß es möglich wäre, daß die Leute so vernagelt seyn könnten, wie der Schwarzmantel. Sie machten es ihm nun so begreiflich, wie er mit leichter Mühe, in kurzer Zeit ein wohlhabender Mann werden und von allen seinen Nahrungssorgen frey seyn könne, und doch konnte er sich nicht entschließen Ihre Vorschläge anzunehmen.

St. Und wenn der wurzellose Zweig, den

ich

O! dann verlohr man seine Zeit,
Ihn in der Stadt zu suchen!

6.

Wie sein Herr Vater, sanft und gut,
So fand ihn, wer ihn kannte;
Denn er gerieth nur dann in Wuth,
Wenn er von Zorn entbrannte!

7.

Er ließ, gemeiner Sage nach,
Sein Essen schmackhaft kochen;
Und Fastnacht war bey ihm der Tag
Vor Aschermittewochen!

8.

Zur Kunst des wehrten Hippokras,
Ließ er kein Zutraun spüren;
Doch Pillen nahm er nie zum Spaß,
Nein! immer zum Laxiren!

9.

Dem König schrieb er einen Brief,
Er werde nicht genesen;
Und schrieb er nicht, so ward sein Brief
Vom König nicht gelesen!

10.

Beneidenswerther Tod! — Ach! Ach!
Man klagt um ihn, vergebens!
Denn seht, es war sein Sterbetag,
Der letzte seines Lebens!

Digitized by Google

# Der Bote aus Thüringen.

## Zehntes Stück.

1809.

### Bote. Wirth.

B. Als ich das letztemahl bey ihm war, Herr Gevatter, ließ ich den Herrn Streithelm von Leuten sprechen, die arm ihre Haushaltung anfangen, und sich doch Haushaltungscassen anschaffen. In diesem Gespräche fuhr er nun fort und sagte: So habe ich einen reichen Kaufmann gekannt, der sich mit hunderttausend Thalern nicht auskaufen ließ, und der als ein armer Leinweber seine Haushaltung anfing. Er hat aber auch mit seiner Frau vom Morgen bis in die Nacht gearbeitet, und höchst kümmerlich gelebt, bis er eine Casse erworben hatte, mit welcher er seine Haushaltung führen konnte. Solcher Leute aber gibts wenige, so wie nur wenige Bäume die Natur

haben, daß ihre Zweige, wenn man sie in die Erde steckt, Wurzeln treiben.

Aber lieber Joseph! wir reiten zu langsam, wenn wir heute, so wie es mein Wunsch ist, das Städtchen Sperlingsberg noch erreichen wollen: so müssen wir traben.

Gesagt, gethan. Herr Streithelm setzte sein Pferd in den Trab, Joseph folgte nach, und so ging es fort, bis zu Mittage, wo sie in einem Dorfe die Pferde fütterten, selbst etwas genossen, und dann ihren Ritt weiter fortsetzten.

Die Nacht fiel ein ehe sie Sperlingsberg erreichten. Sie mußten langsam reiten, und waren nicht lange geritten, als Herr Streithelm merkte, daß er vom rechten Wege abgekommen war. Die Pferde standen an einem großen Flusse, über welchen ein schmaler Steg ging. Da war nun guter Rath theuer. Durch den Fluß zu reiten, war nicht rathsam, und den Ritt über den Steg zu machen, war nicht thunlich. Was machen wir nun Joseph? fragte der Herr. Ehe dieser aber noch antworten konnte, hörte Joseph jemanden singen. St! sagte er. Das Singen kam näher und man hörte ganz deutlich die Worte:

Auf!

Auf! Auf! Gib deinem Schmerze
Und Sorgen gute Nacht!
Laß fahren was das Herze
Betrübt und traurig macht.

Jetzt stand der Sänger vor ihnen, und both ihnen einen guten Abend.

St. Guten Abend lieber Freund! Sage er uns doch ob wir auf dem rechten Wege nach Sperlingsberg sind.

S. Nein lieber Herr! Da sind Sie viel zu weit rechts gekommen. Reiten Sie nur immer am Flusse hin: so kommen Sie an eine steinerne Brücke, von dieser geht ein Weg links. Auf dem reiten Sie fort. —

St. Lieber Mann! Er thut mir ja wohl den Gefallen, und geht mit mir nach Sperlingsberg. Ich bin hier fremd und die Nacht ist da.

S. Ach lieber Herr! Das kann ich nicht.

St. Und warum denn nicht?

S. Ich habe zu Hause, in Sperlingsberg, eine Frau mit zwey Kindern, die haben heute noch keinen Bissen Brot über die Zunge gebracht. Da habe ich heute ein Pfund Wolle gekammt, das will ich einem Bauer hier im nächsten Dorfe bringen und mit den Paar Gro-

schen, die ich dafür bekomme, zurück laufen, und sie meiner Frau bringen, daß sie mit ihren Kindern nicht ungegessen zu Bette gehen darf.

St. Mache er sich keinen Kummer! Ich gebe ihm ein gut Trinkgeld.

S. Das ist dankens werth. Aber ich kann doch nicht mit gehen.

St. Warum kann er denn nicht?

S. Wenn ich die reine Wahrheit sagen soll: so habe ich seit heute früh acht Uhr auch keinen Bissen gegessen. Komme ich nun zu dem Bauer: so gibt er mir wenigstens ein Stück Brot; aber nüchtern wieder zurück zu gehen, das halte ich nicht aus.

St. Ich reise nie ohne Brot. Hier lieber Freund! Ist Brot!

S. Gott im Himmel vergelte es Ihnen. Lieber Gott! Wie gut schmeckt das!

St. Lasse er es sich gut schmecken, und führe mich in ein gutes Wirthshaus, da will ich ihm noch eine recht gute Mahlzeit bereiten lassen.

So ging denn der arme Sänger mit, brachte die Reisenden erst auf den rechten Weg, dann nach Sperlingsberg in den Gasthof zum grü-

Digitized by Google

grünen Aale. Joseph führte die Pferde in den Stall und Herr Streithelm ging mit seinem Sänger in die Stube. Auf die Frage, die er an den Wirth that, was er zu Essen bekommen könnte? Erhielt er zur Antwort: eine gute Rindfleischsuppe, Gänsebraten, Butter und Käse.

Herr Streithelm nahm dieß alles in Beschlag, für drey Personen, und bath, daß die Mahlzeit bald möchte angerichtet werden. Dann fragte er seinen Begleiter: Wie heißt er?

B. Meister Beil, ich wohne auf dem Katzenberge rechter Hand.

St. Sey er willkommen Meister Beil! Er soll sich diesen Abend bey mir erquicken, hernach will ich ihm auch ein gutes Trinkgeld geben.

(Die Fortsetzung folgt.)

---

## Ankündigung.

Herzog Ernst der Erste, genannt der Fromme, zu Gotha, gehört bekanntlich unter die berühmtesten Regenten des Hauses Sachsen. Sein thatenreiches Leben erregte die Bewunderung seines Zeitalters, und der Ruf davon trug seinen Namen über die Gränzen von Europa.

So

So groß inzwischen seine Verdienste sind, wodurch er sich in allen Verhältnissen seines merkwürdigen Lebens auszeichnete, so wenig sind dieselben noch hinlänglich bekannt.

Es gibt zwar eine Menge Schriften, welche sein Leben in lateinischer, französischer, englischer und deutscher Sprache beschreiben; allein die meisten davon verweilen hauptsächlich bey der religiösen Seite seines Charakters, und veranlassen dadurch, daß seine übrigen grossen Regententugenden nicht so gewürdiget werden, als sie es verdienen. Andere enthalten mehr einzelne Züge, als eine vollendete Darstellung seines musterhaften Lebens.

Um daher eine genauere Kenntniß und eine treffendere Würdigung der Verdienste dieses unvergeßlichen Herzogs zu bewirken, und insbesondere bey dem von ihm einst beherrschten Lande das Andenken an den Regenten zu erneuern, den es als das große Vorbild seines edlen Fürstenhauses und als den weisen Urheber der Verfassung anzusehen berechtiget ist, die in ihren Hauptbeziehungen noch jetzt fortdauert und den glücklichen Zustand größtentheils begründet, der dieses Land in mehr als einer Rücksicht so vortheilhaft auszeichnet: habe ich es vor mehrern Jahren unternommen die Lebens- und Regierungs-Geschichte dieses unsterblichen Fürsten, theils aus bewährten Druckschriften, theils aus den mir gnädigst verwilligten Acten auszuarbeiten.

Dieses mühsame und aus einer Menge archivalischer Urkunden gezogene Werk ist nun vol-

vollendet, und ich bin entschlossen dasselbe in drey Bänden, mit Inbegriff eines Urkundenbuchs, unter dem Titel:

Herzog Ernst der Erste, genannt der Fromme, zu Gotha, als Mensch und Regent. — Eine historische Darstellung aus Acten und bewährten Druckschriften gezogen ꝛc.

zum Druck zu übergeben und es dem Buchhändler Herrn Justus Perthes zum Verlag zu überlassen, der deßhalb das weiter nöthige bekannt machen wird. Gotha, im Januar 1809.

Gelbke, Oberconsistorialrath.

Von diesem, vorzüglich für die vaterländische Geschichte, interessanten Werke habe ich den Verlag übernommen, und indem ich mir schmeichle, daß es die Erwartungen der, sowohl unter den höhern als niedern Ständen, noch jetzt vorhandenen zahlreichen Verehrern des gedächten großen Herzogs nicht unbefriedigt lassen dürfte, kündige ich dasselbe hiermit auf Subscription an.

Ich werde das Werk in groß Octav auf schönes weißes französisches Papier mit gut gewählten Lettern correct und anständig drucken lassen, auch zu dem ersten Band, als Titelkupfer, das gut getroffene Brustbild des berühmten Fürsten von einem der besten Künstler gestochen, liefern, und es überhaupt an keiner äußern Zierde fehlen lassen.

Zu Johanni d. J. verspreche ich die ersten zwey Bände, und zwey Monate nachher den dritten Band ohnfehlbar zu liefern.

Um

Um die Anschaffung zu erleichtern biete ich das complette Werk von drey Bänden mit dem Portrait auf Vorauszahlung um den sehr billigen Preis von zwey Conventionsthalern an, und ersuche alle diejenigen, die Gelegenheit und guten Willen haben zur Beförderung dieses Unternehmens, auf das ich weniger aus Gewinnsucht, als aus Liebe zur Sache eingehe, durch weitere Bekanntmachung und Empfehlung beyzutragen und sich der Sammlung von Subscriptionen gütigst zu unterziehen.

Der Pränumerationstermin bleibt bis zu Ende des nächsten Aprilmonats offen. Bis dahin bitte ich mir die deutlich geschriebenen Namen der Theilnehmer, die dem Werke als Beförderer vorgedruckt werden, sammt den Pränumerations-Geldern einzusenden.

Wer bey mir unmittelbar 6 Exemplare bestellt, bezahlt nur 5 Exemplare, und für 3 Exemplare nur 5 Conventions-Thaler, oder den Werth in andern Geldsorten.

Nach Verlauf dieses Pränumerations-Termins wird das Werk nicht anders als zu 4 Thaler sächs. gegeben. Gotha, im Januar 1809. Justus Perthes.

Auf dieses Buch, welches billig jeder besitzen sollte, der das Glück hat, unter der Regierung des Gothaischen Fürstenhauses zu stehen, nimmt die Buchhandlung zu Schnepfenthal Pränumeration an.

Digitized by Google

# Der Bote aus Thüringen.

## Eilftes Stück.

1809.

### Bote. Wirth.

W. Nun dem armen Meister Beil wird es ja recht gewesen seyn, daß ihm von Herrn Streithelm ein gutes Trinkgeld versprochen wurde?

B. Recht war es ihm wohl, ganz beruhigt wurde er dadurch aber doch nicht: Ach! Ja! Sagte er, danke tausendmahl.

St. Aber warum so ängstlich?

B. Wenn Sie wollen, daß ich mich erquicken soll, so muß ich wissen, daß meine Frau und Kinder etwas zu essen haben. Was wäre ich für ein Mann und für ein Vater, wenn ich schmausen wollte, und meine Familie hungern ließe.

St. Er ist ein rechtschaffner Mann und Vater. Weiß Er wie wir der Sache abhelfen

wollen? Er hohlt seine Frau und Kinder und läßt sie mit essen. Ich will unterdessen sechs Portionen bestellen.

B. Ja! Ja! Hum! Aber.

St. Was für Bedenklichkeiten hat Er denn noch?

B. Meine Leute sind gar zu schlecht mit Kleidung versehen.

St. Thut nichts. Wenn sie nicht nacket sind: so lasse Er sie immer kommen!

So ging denn Meister Beil fort, die sechs Portionen wurden bestellt, und der Tisch gedeckt.

Bald drauf kam auch die Beilsche Familie ganz schüchtern herein getreten, und war sehr ärmlich gekleidet. Sie both Herrn Streithelm einen guten Abend, und Er that deßgleichen. Zugleich nahm Er auch das Licht in die Hand und beleuchtete seine Gäste. Da Er nun sahe, daß sie zwar schlechte und sehr geflickte Kleider anhatten, aber Er doch nirgends ein Loch bemerkte: so wurde Er auf einmahl freundlich, gab jedem Gaste, groß und klein traulich die Hand und sagte: Willkommen! Willkommen! Ich freue mich so liebe Gäste bey mir zu haben.

Sie mußten sich nun ohne alle Complimente setzen, und Herr Streithelm legte ihnen vor.

Es

Es schmeckte den armen Leuten sehr gut, und eben deßwegen, weil der liebe Wirth sahe, daß es ihnen sehr gut schmeckte, wollte Er sie durch kein Gespräch unterbrechen. Erst da die Mahlzeit aufgezehrt, und das erste Glas Bier ausgeleert war, fragte Er: aber lieber Meister Beil, wodurch ist Er denn so sehr herunter gekommen?

B. Durch nahrlose Zeiten.

St. Ich sollte meynen, wer Lust hätte sich zu nähren, dem fehle es nie an Nahrung.

B. Ihr Wort in Ehren! Sucht einer sich zu nähren, so thue ich es gewiß.

St. Was treibt Er denn für ein Geschäft?

B. Das Zeuchmachen, lieber Herr! Aber unsere Profession liegt total. Die Wolle ist theuer, die Waare wohlfeil. Wenn ich nun die Wolle mit vieler Mühe verarbeitet habe: so habe ich nichts daran verdient.

St. Hat Er denn nicht eine Casse, aus welcher Er einstweilen borgen, und sich das Nothwendigste davon anschaffen kann?

B. Gehabt habe ich sie, und habe fünf Jahre damit Haus gehalten. Im Frühlinge kaufte ich mein Winterholz, und im Herbste Victualien ein. Wenn ich etwas davon verbrauchte: so be-

zahlte ich es wieder zurück; da ich aber nichts mehr verdienen konnte: so war es mir auch nicht möglich, etwas zurück zu bezahlen. So wurde meine Casse gesprengt, mein Bischen Zinn und Kupfer, meine und meiner Frau Kleidungsstükke mußte ich verkaufen, und nun sind wir arme Leute.

St. Das bedaure ich. Kann Er denn aber, da Ihn das Zeugmachen nicht mehr nährt, nicht ein andres Geschäfte treiben?

B. Nein, ich habe kein anderes gelernt.

St. Hat Er Religion?

B. Ich bin ein reformirter Christ.

St. Das will ich nicht wissen. Glaubt Er denn gewiß, daß sein trauriges Schicksal von Gott verhängt ist?

B. Ja Herr! das glaube ich.

St. Glaubt Er denn auch, daß Gott dabey gute Absichten habe?

B. Ja das glaube ich auch, und wenn ich den Glauben nicht hätte: so hätte ich verzweifeln müssen.

St. Den Glauben behalte Er. Lebe Er so sparsam als möglich; denke Er nach, ob Er nicht einen Erwerbungszweig aussinnen kann, damit sein Gewissen rein bleibe, und Er sich

nichts

nichts vorwerfen darf; so verläßt Ihn Gott gewiß nicht, und wann die Prüfungszeit vorbey ist, und Er sich gut darinne verhalten hat: so wird Gott Ihn gewiß in bessere Umstände versetzen.

B. Höreſt du Frau, was der Herr sagt? Laß uns nur immer unsere Pflicht thun: so wird der schöne Sommer eintreten, wann der Winter ausgeschneiet hat. Ach, lieber Herr! wenn ich Ihnen erzählen sollte, wie wunderbar mir der liebe Gott von einer Zeit zur andern geholfen hat: so würden Sie erstaunen. Wenn es manchmahl schien, als wenn ich mit den Meinigen verhungern müßte: so kam eine Hülfe, an die ich nicht gedacht hatte. So ging es auch heute; da ich vor Hunger umfallen wollte: so schickte der liebe Gott Sie mir zu; und da ich bekümmert war, wie ich meinen Leuten trocken Brot verschaffen wollte, bescheerte er uns eine so gute Mahlzeit, wie wir in Jahr und Tag nicht gehabt haben.

St. Und so wird Gott ferner sorgen, so lange Ihr auf gutem Wege bleibt. Jetzt trinkt euer Bier aus, lieben Leute, und verfügt euch zur Ruhe. Hier, Meister Beil, ist sein Trinkgeld!

B. Ich danke. Aber — aber — was ist

denn

denn das? Ich glaube Sie haben sich vergriffen. Sie werden mir drey Zweygroschenstücke haben geben wollen. Das sind ja drey Ducaten.

St. Lieber Freund, da ich mit meinem Burschen in finstrer Nacht umherirrte, hat Er mich auf den rechten Weg geführt, und in eine gute Herberge gebracht. So ist es ja billig, daß ich Ihm auch zu helfen suche. Behalte Er diese drey Ducaten, und wende Er sie gut an.

B. Herr! Sie retten uns das Leben. Sieh einmahl liebe Frau, drey Ducaten!

Frau. Ach was für eine Freude machen Sie uns. Was für ein glücklicher Herr müssen Sie seyn? Wir freuen uns schon so sehr über drey Ducaten, wie glücklich müssen Sie seyn, da sie der Ducaten so viele haben.

St. Das ist nun eben die Folge nicht. Ihr kommt mir vor wie jener Gute, der auf dem bloßen Fußboden geschlafen hatte. Da er nun aufwachte und ihm alle Ribben im Leibe weh thaten, sah er drey Federn, auf denen er gelegen hatte. Liegt man auf dreyen Federn schon so hart, sagte er, wie hart muß es sich in einem Bette liegen, das mit Federn ausgestopft ist. Eben deswegen, weil er nur auf drey Federn gelegen hatte, lag er so hart; und eben deßwegen,

weil

weil Ihr nur drey Ducaten bekommen habt, und sie euch so selten sind, verursachen sie euch eine so große Freude. Hättet Ihr den Beutel so voll Ducaten, wie ich: so würden sie euch weniger Freude machen.

Die Familie nahm nun Abschied, und drückte ihrem Wohlthäter dankbar die Hände.

Was hältst du von diesem Manne? fragte Herr Streithelm, da die Familie abgetreten war, den Joseph.

J. Ich sollte meynen, der Mann wäre doch an seinem Unglücke nicht Schuld.

St. Wenn sich alles so verhält, wie er sagte: so glaube ich es selbst. Er hat ein hartes Schicksal, das ist wahr, weil er aber daran unschuldig ist, und es als eine Fügung Gottes ansieht: so ist er doch nicht unglückselig, und ich weiß gewiß, daß, wenn er bey trocknem Brote und einem Kruge Wasser unter seiner Familie sitzt, er sich weit besser befindet als ein reicher Sünder mit bösem Gewissen, bey einem fetten Schmause.

(Die Fortsetzung folgt.)

---

## Der junge Wolf.

Ein junger Wolf, ja wohl war er noch jung,
Doch überklug in seiner Einbildung,

Sprach

Sprach zu sich selbst: die Schafe fliehn uns Wölfe;
Wenn du sie haschen willst, so mache dich zum Schaf.
Gesagt, gethan. Er fraß das erste, das er traf,
Und hüllte sich in seine Schelfe.
So zog er durch den Wald. Sein eigener Papa
Ward ihn gewahr. Durch sein Gewand getäuschet,
Sprang er herbey, und eh' er sich's versah,
Biß er den Kopf ihm ab. Er war schon halb zerfleischet,
Als er die List entdeckt. Was, ungerathner Sohn,
Rief er, du wolltest mich belügen?
Doch du verdienest deinen Lohn;
Der Mensch nur hat das Recht im Schafspelz zu betrügen.

---

## Auflösung des Sylbenräthsels im 7. Stück.

Butter, Cutter, Futter, Mutter.

---

Wir bitten Herrn J. C. Pot, uns seinen Wohnort anzuzeigen, damit wir die verlangte Schrift: „Wie gelangt man zur Freyheit von Nahrungssorgen ꝛc." gegen die erhaltenen 6 Gr. übersenden können; er war im Briefe nicht angegeben. Buchhandl. der Erziehungsanstalt in Schnepfenthal.

---

Digitized by Google

# Der Bote aus Thüringen.

## Zwölftes Stück.

1809.

### Bote. Wirth.

B. Den folgenden Morgen, nach eingenommenem Frühstücke, fragte Herr Streithelm seinen Wirth, ob hier nicht ein Kaufmann, Nahmens Griesbrey wohne? Da dieß der Wirth versicherte: so ließ Er sich durch des Wirths kleinen Sohn zu ihm führen.

Er wurde freundlich aufgenommen, ob gleich Herr und Madame Griesbrey sich nicht ganz wohl befanden. Madame Griesbrey hatte ein Kissen um den Kopf gebunden und Herr Griesbrey litt vom Podagra.

Guten Morgen Herr Griesbrey! sagte Herr Streithelm, ich habe einen Wechsel an Sie über hundert Ducaten. Wollen Sie mir diesen wohl bezahlen?

Gr. Wollen Sie mir ihn nicht zeigen?

St. Hier ist er.

Gr. Der Wechsel ist gut. Wollen Sie aber die Ducaten in Natura haben, oder soll ich sie Ihnen in Silbergeld bezahlen?

St. Ich bin auf der Reise, da schleppt man sich freylich nicht gern mit Silbergelde. Für sechs Ducaten Silbergeld kann ich brauchen, aber mehr nicht.

Gr. Da wird es Mühe haben, daß ich so viel zusammen bringe. Cordelchen! (zu seiner Frau).

Die Frau Griesbrey entfernte sich, und ihr Mann hohlte aus dem Wandschranke einen Beutel mit Golde, den er ausschüttete, und die Ducaten heraus suchte. Er mochte aber suchen wie Er wollte, so brachte er nicht mehr als 45 Stück zusammen. Er both daher statt Ducaten Carolins an, und, da sie sich mit einander deßwegen berechnet hatten: so wurden sie von Herrn Streithelm angenommen.

Indeß trat auch Madame Griesbrey mit der Magd herein, die in einem Korbe das Frühstück auftrug. Es bestand blos aus Butterschnitten, Servelatwurst, Schinken, einem halben Kapaune, Mandeltorte, Brottorte, Mandelringel, Confect, Marcipan, Rosinen, Man-

deln,

deln, Feigen, Ungrischem Goldwasser, Radavia und Mallagawein. Dieß alles wurde hinter Herrn Streithelms Rücken auf einen Tisch gestellt. Als nun Herr Streithelm sich umwendete, und das Frühstück erblickte, nahm Er seinen Hut und sagte: ich will Sie nicht länger aufhalten, lieber Herr Griesbrey, ich sehe Sie erwarten Gesellschaft.

Gr. Nicht doch! Nicht doch! Lieber Herr Streithelm es ist ja für Sie aufgetragen.

St. Für mich? Ich glaube Sie halten mich für den Vielfraß, der sich hier im Lande herum treibt.

Gr. Warum denn nicht gar? Sie können ja davon genießen, so viel als Ihnen beliebt. Legen Sie doch ab.

Madame Griesbrey. (nachdem sie ihm den Hut aus der Hand genommen hatte) Setzen Sie sich doch, und greifen Sie zu. Ist Ihnen etwas Kapaun gefällig.

St. Ich danke.

M. Gr. Oder Schinken? oder Servelatwurst?

St. Ich danke. Ich danke.

M. Gr. Nun so will ich Ihnen etwas Torte abschneiden, die ist weich und leicht zu verdauen.

St. Ich danke für alles, und bedauere recht sehr, daß Sie sich um meinetwillen so viele Mühe gegeben haben.

M. Gr. Da will ich Ihnen etwas für den bösen Nebel einschenken. Wollen Sie lieber Nadavia? oder Ungrisch Goldwasser? oder Mallaga?

St. Ich sage Ihnen nochmahls, ich danke für alles. Ich habe mein Frühstück bereits genossen.

M. Gr. Auf der Reise kann man ja auch wohl zweymahl frühstücken. Wollen Sie uns denn ganz verachten?

St. Wenn Sie das glauben, so will ich ein Paar Butterschnitte genießen.

M. Gr. Und ein Gläschen Mallaga?

St. Er bekommt mir nicht.

M. Gr. Nun so will ich Ihrem Bedienten etwas anbieten. Musje! greifen Sie zu.

Joseph dankte auch. Da ihm aber Madame Griesbrey mit dem geräucherten und der Torte unter die Nase kam: so griff er doch zu, aß, und trank auch ein Glas Mallaga.

Das Ehepärchen ließ es sich auch recht gut schmecken, ob gleich die Madame ein Paar mahl

mit

mit Essen inne halten mußte: weil es ihr zu stark in die Zähne fuhr.

(Die Fortsetzung folgt.)

## Wirkungen guter Beyspiele.

Gellert ging eines Tages vor Leipzigs Thoren spazieren. Er hörte unter Schluchzen und Weinen eine Frau rasch hinter sich herkommen, blieb stehen und fragte die Frau, der die Bedrängniß mit den leserlichsten Zügen im Gesichte geschrieben stand: „was ihr fehle?" Ohne weiter auf seine Fragen zu achten, sahe sie ihn mit kaum halben Blicke an, und eilte schnell vorüber. Dieß machte, daß der edle menschenfreundliche Gellert seine Schritte verdoppelte, und mit verstärktem Tone ihr nachrief: „So höre Sie doch!" Die Frau blieb stehen. „Was ist Ihr?" fragte er. „Ach, lieber Gott!" antwortete sie klagend und unter einem Strome von Thränen: „dort hinten in der Straße, in dem kleinen Häuschen mit Schindeln gedeckt, da liegen mein Mann und meine vier armen Kinder krank! Ich habe seit fünf Wochen nichts verdienen können, wir sind dem Kaufmanne X. 30 Thaler Schuldig, der will nicht länger warten. Eben jetzt komme ich von ihm her, ich wollte ihn um Nachsicht bitten, da hat er mir aber gedroht, daß wir heute aus dem Hause geworfen werden sollten, wenn wir ihn nicht auf der Stelle bezahlten: Ich arme Frau, was fang' ich an, mit meinem kranken Manne und meinen armen kranken Kindern?

Wenn

Wenn wir doch alle zusammen nur schon unter der Erde lägen!" Gellert beruhigte sie, versprach ihr Hülfe, nahm sie mit sich in seine Wohnung, schloß das Schreibepult auf, suchte und brachte glücklich 30 Thaler zusammen, die er der armen Frau gab. „Nun" sagte er, „gehe sie hin und bezahle sie! aber nicht eher, als in einer Stunde; hört sie das? in einer Stunde!" Die Frau gab durch Nicken zu erkennen, indem sie ihre Thränen trocknete, daß sie seinen Willen befolgen wolle. Indeß machte sich Gellert auf, und ging zu dem reichen ihm wohlbekannten X., den er eben mit Zählen einer großen Summe beschäfftigt fand. X. strich sein Geld in den Kasten, und die Fragen: „Was steht zu Befehl? Womit kann ich dienen?" — schwebten ihm schon auf der Zunge, indem er aufstand, doch besann er sich noch zur rechten Zeit, daß es Gellert sey, der ihn besuche. Verlegen, doch freundlich, begrüßte er ihn mit einer andern Höflichkeitsformel. „Von Ihnen kann man gewiß noch manches lernen" sprach Gellert, „denn ein so gesegneter Mann, wie Sie, der wird es doch nicht unterlassen, von seinem Reichthume den schönsten Gebrauch zu machen. Da können Sie dann über die große Kunst, Andern wahrhaft wohlzuthun, uns manche heilsame, aus Erfahrung geschöpfte Lehre mittheilen." Herr X., der gar nicht wußte, worauf das gehen sollte, und halb noch seine Gedanken bey dem Gelde hatte, antwortete: „Ganz recht! Schon recht! Ja, ja!" — Gellert aber fuhr fort, mit Wärme von den Freuden des Wohlthuns und der Menschenliebe zu reden. Selbst

gerührt, im Andenken an die arme bedrängte Frau, hätte er dem Auge des Geizigen beynahe eine Thräne entlockt, als eben die Frau hereintrat, und hastig ihre 30 Thaler auf den Tisch legte, mit den Worten: „Da haben Sie! Nun geben Sie mir aber auch das Briefchen, das mein Mann geschrieben hat, damit Sie uns nicht aus dem Hause werfen.“ Herr X., durch das Kommen und das Benehmen der Frau in Verlegenheit gesetzt, antwortete: „Ey, das hätte ja Zeit gehabt, wie kann Sie doch nur so — — Sie sieht ja, daß ich Besuch habe! Und weiß doch — — Es hätte ja damit Zeit gehabt.“ — In dem Augenblicke aber besann er sich, und zählte: 10, 20, 30. — „Ja Zeit hin, Zeit her“ sagte die Frau; „Sie haben mich heute frühe hart angelassen! Und einen kranken Mann und vier kranke Kinder zu haben, wenn man um 30 Thaler aus dem Hause geworfen werden soll! — Da bin ich da dem — —“ (Gellert winkte ihr zu schweigen, aber die Frau fuhr fort): „wenn Sie mir auch winken, ich sage es doch! — Da bin ich da dem Herrn begegnet, und der hat mir das Geld gegeben!“ Der karge Reiche, hierüber betroffen, blickte bald Gellerten, bald die Frau an, kämpfte sichtbar mit sich selbst, und erkämpfte einen Entschluß, den Gellert gewiß nicht erwartete. „Hier“ sprach er zur Frau, „hat Sie Ihren Schein, und da nehme Sie Ihre 30 Thaler; gehe Sie nach Hause, und warte Sie Ihren kranken Mann und Ihre kranken Kinder.“ Zu Gellert aber sagte er: „Herr Professor, ich sehe, daß Sie nicht blos schön reden und schreiben, nein, daß sie auch eben so schön handeln können!

nen! Und um meine begangenen Fehler einigermaßen wieder gut zu machen; so erlauben Sie mir, daß ich Sie zu der kranken Familie begleiten darf, damit Sie mich nun auch als einen wohlthätigen Mann kennen lernen, da Sie mich bisher vielleicht nur als einen mitleidslosen gekannt haben." — Sie gingen mit einander, und fanden wirklich eine sehr arme unglückliche Familie. Gellert übernahm es, den Leidenden ärztliche Hülfe zu verschaffen; und der Kaufmann versprach: die Kranken mit labenden, stärkenden Speisen und Getränken zu versorgen. Von Kummer und Sorge nicht mehr gebeugt, konnte die Frau nun eine um so aufmerksamere Krankenwärterin seyn, und zweckmäßige Arzneyen und stärkende Nahrungsmittel stellten die Kranken in kurzer Zeit ganz her. Doch der gebesserte X. that noch mehr. Dem wieder gesund gewordenen Manne gab er Arbeit, seinen ältesten Sohn nahm er zum Markthelfer an. Für die noch übrigen kleinen Kinder bezahlte er das Schulgeld, und versprach auch für sie zu sorgen, daß sie einmahl ihr Fortkommen fänden."

Diese Geschichte ist genommen aus den Beyspielen des Guten, welche zu Stuttgard bey Steinkopf herausgekommen sind. Dieß Buch verdient den Herren Predigern und Schullehrern als Exempelbüchlein bey dem Unterrichte der Jugend empfohlen zu werden.

Die vorstehend empfohlenen Beyspiele des Guten, 2 Theile kosten Einen Thaler und sind gegen freye Einsendung dieses Betrags zu haben in der Buchhandlung der Erziehungsanstalt zu Schnepfenthal.

# Der Bote aus Thüringen.

## Dreyzehntes Stück.

1809.

Bote. Wirth.

W. Will Er mir denn wohl die Geschichte von Herrn Griesbrey weiter erzählen?

B. Mit Vergnügen. Da Herr Streithelm das Griesbreysche Ehepaar frühstücken sah, fragte er den Herrn Griesbrey: Sie scheinen lieber Herr Griesbrey! ein sehr begüterter Mann zu seyn.

Gr. Begütert eben nicht, unterdessen habe ich doch mein gutes Auskommen.

St. Da wünsche ich herzlich, daß Sie mit Ihrer lieben Frau immer gesund bleiben mögen, denn Gesundheit geht über alles. Ich will lieber unter dem Strohdache, bey Käse und Brot, gesund seyn, als krank bey so einem Tische sitzen, wie Sie hier haben.

Gr. Ach ja wohl! Ja wohl! Daran fehlt

es aber bey uns leider. Der liebe Gott sucht uns hart heim. Bald liege ich, bald meine liebe Frau.

St. An wem liegt denn die Schuld?

Gr. An mir gewiß nicht. Wenn es auf die Erhaltung der Gesundheit ankommt: so scheue ich keinen Aufwand. Die Hallische Medicin kommt nicht aus meinem Schranke, und dem Doctor und Apotheker zahle ich jährlich wenigstens funfzig Thaler.

St. Sonderbar! Ich und mein Bedienter brauchen keine Hallische Medicin, und der Doctor und Apotheker bekommen von uns das Jahr lang keine funfzig Pfennige und thut uns doch keine Ader weh.

Gr. Wohl Ihnen! Der liebe Gott hat uns nun einmahl das Kreutz aufgelegt, da müssen wir es halt tragen.

St. Verzeihen Sie mir, Herr Griesbrey! Mir kommt es vor als wenn Sie es sich selbst aufgelegt hätten.

Gr. Wie verstehen Sie das?

St. Sehen Sie doch nur auf den Tisch, der vor ihnen steht. Wenn ich so frühstücken wollte, glauben Sie mir! in vier Wochen wäre ich eben so ein Kreutzträger wie Sie. Ein Paar

Northwestern University Library


Butterschnitte, das ist alles, was ich zum Frühstücke genieße.

Gr. Lieber Gott! Wenn der Himmel einem etwas beschееret hat: so will mans ja auch genießen.

St. So! Ich bin doch auch kein Lumpen. Ich genieße auch, was mir Gott beschееret hat, ohne daß ich alles in den Mund stecke. Kann man denn seine Güter sonst mit nichts genießen, als mit dem Munde?

Gr. Ja! Ja! Mein lieber Herr Streithelm, so geht es ja so. Kommen Sie wieder in unsere Gegend, so sprechen Sie wieder bey mir ein, ich will Ihnen nichts vorsetzen, als ein Paar Butterschnitte.

St. Die will ich mit Dank annehmen. Machen Sie sich denn fleißig Bewegung?

Gr. Spotten Sie eines kranken Mannes nicht. Wie können Sie einem Manne, der kaum von einen Stuhle zum andern hixen kann, zumuthen, daß er sich Bewegung mache?

St. Wenn Sie sich keine Bewegung machen können, so sollten Sie auch nicht essen und trinken. Denn wer Nahrungsmittel zu sich nimmt, der muß sich auch Bewegung machen,

Englands, und die Perücke war überdies noch auf einen Nebenweg hingeschleudert worden; sie lag daher eine ziemliche Weile, ehe sich ein Liebhaber dazu fand. Aber endlich kam der einzige Sohn eines reichen Edelmanns, dessen väterliches Gut in der Nähe war, geritten, sah sie, und unglücklicherweise kam es ihm in den Sinn, sich einen Spas damit zu machen. „Wenn ich dieß Scheusal (dachte er bey sich selbst) aufsetzte, so würde mich vielleicht unser eignes Hausgesinde, wohl gar meine leibliche Schwester nicht kennen. Ich habe ja nicht weit bis nach Hause, was thut's, ich will's versuchen.“ Er stieg vom Pferde, setzte sich die Perücke auf, und ritt gelassen weiter. Bevor er auf seines Vaters Grund und Boden kam, mußte er noch die Landstraße durchschneiden, und bey einem Schlagbaume und einem Zollhause, wo das Wegegeld entrichtet ward, Halt machen. Durch einen Zufall hielt die vor kurzem erst beraubte Landkutsche hier still, und der Wollhändler erzählte einigen Bekannten, die er daselbst antraf, sein trauriges Abentheuer. Als er nun im besten Erzählen den jungen Edelmann daher traben sah, und auf seinem Kopfe jene Perücke erblickte, die er sich nur allzugut gemerkt hatte, unterbrach er sogleich seine Erzählung und rief hastig: „Ey seht da! unser Highwayman! greift ihn, greift ihn!“ Seine Gefährten, getäuscht wie er, legten sofort Hand an. Ehe der bestürzte Jüngling nur ein Wort reden konnte, war er auch schon vom Pferde heruntergezogen. Es half ihm nichts, daß er sich zu erkennen gab, nichts, daß der Zolleinnehmer selbst für

ihn

ihn und seine Unschuld Leib und Leben zu verpfänden sich erbot, nichts, daß von allen geraubten Sachen auch nicht das Geringste bey ihm gefunden wurde. Der Wollhändler blieb dabey, daß er in ihm seinen Räuber erkenne. Seinem Begehren der Verhaftung mußte gewillfahrt werden, und der peinliche Prozeß nahm seinen gewöhnlichen Lauf.

Der Sachwalter des jungen Edelmanns that alles mögliche, um die Schuldlosigkeit seines Clienten in ein helles Licht zu setzen. Man gab ihm durchgängig das vortheilhafteste Zeugniß, aber wegen der verdächtigen Viertelstunde konnte er doch durch keinen Zeugen sich rechtfertigen. Der Wollhändler, auch ein sonst unbescholtner Mann, beharrte auf seiner Aussage, legte den Eid darauf ab, und die zwölf Geschwornen sprachen das fürchterliche Schuldig aus. In England werden, wie bekannt, alle Gerichtshändel bey offnen Thüren geführt. Bey dem gegenwärtigen Verhöre war der wahre Thäter vom Anfang bis zu Ende Zuschauer gewesen, hatte aber weislich geschwiegen, bis die Geschwornen gestimmt hatten. Jetzt trat er hervor, wandte sich zum Richter, und sagte: „der Criminalprozeß sey zwar ganz ohne Partheylichkeit, ganz ohne Verletzung irgend eines Gesetzes geführt worden; jedoch schiene es ihm, als hätten Kläger und Geschworne zu viel auf den Punkt mit der Perücke geachtet. Wenn es ihm erlaubt sey, so wolle er dieß sofort durch ein augenscheinliches Beyspiel beweisen.“ Der Richter, der nichts eifriger wünschte, als den Angeklagten retten zu können, gab diesem

Neu-

Neuauftretenden sehr gerne die Erlaubniß, seinen Beweis zu führen, und ließ ihm die Perücke reichen, die während des ganzen Handels dagelegen hatte. Er warf sie sich auf, indem er dem Wollhändler den Rücken zukehrte. Dann aber wandte er sich schnell zu ihm um, und mit eben dem Blick, dem Ton, der Geberde, der Drohung in Hand und Worten, womit er ihn beraubt hatte, rief er: deine Börse her, Elender!

Kaum sah dieser so plötzlich jenes Original vor sich stehn, als er augenblicklich seinen bisherigen Irrthum und seinen wahren Räuber erkannte. „Gott verdamme mich! (schrie er) — ich habe mich betrogen, dieser hier ist mein Räuber!“ — Aber eben so rasch war jener mit dem schwarzen Stutz wieder herunter, und wandte sich lächelnd zum Richter: „Ew. Herrlichkeit sehen nun, wie zweifelhaft dieser gute Mann durch die Perücke gemacht wird; kaum sieht er mich ganz Unschuldigen; mich, der ich so lange völlig unbemerkt dicht vor seinen Augen gestanden habe, in der Bedeckung des Hauptes, so bin ich sogleich, seinen Gedanken nach, sein Räuber. Wenigstens aber hat er jetzt seinen Eid widerrufen, und den Beklagten freygesprochen.“

Nach den Gesetzen war über diesen Punkt keine Frage mehr, und eben so wenig konnte der Kläger, nach einem so eben geleisteten falschen Eide, noch einen neuen schwören, oder irgend eine Klage gegen seinen muthmaßlich wahren Räuber anheben; zumahl da gegen diesen nicht der geringste Verdacht obwaltete.

# Der Bote aus Thüringen.

## Vierzehntes Stück.

1809.

Bote. Wirth.

W. Hat denn Herr Streithelm den Herrn Griesbrey dahin gebracht, daß er sich selbst die Schuld von seiner und seiner Frauen Krankheit beymaß? Ich zweifle fast dran.

B. Er zweifelt mit Recht. Da Herr Streithelm den Herrn Griesbrey ermahnt hatte, seine Lebensart zu ändern: so antwortete dieser: Wofür habe ich es mir denn in der Welt so sauer werden lassen, wenn ich das, was ich erworben habe, nicht genießen soll?

St. So wenden Sie doch ihr Geld an, um Ihren Kindern eine gute Erziehung zu geben. Das ist ja auch ein Genuß.

Gr. Ja wenn ich Kinder hätte, wenn mein Bernhard noch lebte, da wüßte ich wohl, was ich thun wollte. Aber (jammernd) mein Bern-



Digitized by Google

hard liegt schon seit fünf Jahren auf dem Kirchhofe. Den hat Gott zu sich genommen. Mein Gut kommt an lachende Erben.

St. Gibt es denn keine Armen in Sperlingsberg, die Sie unterstützen können? Das ist ja auch ein Genuß, wenn man die Thränen seines Nebenmenschen trocknen, Kranke curiren, Waisen erziehen lassen kann.

Gr. Ja Arme, Arme, die gibt es mehr als zu viel, wir thun den Armen auch Gutes. Unserer alten Nachbarin heben wir auf, was in der Küche abgeht, sie hohlt es wöchentlich zweymahl ab.

St. Das ist auch wirklich nicht viel. Wenn Sie das Geld, was Ihnen das heutige Frühstück kostet, an die Armen gewendet hätten: so konnten Sie vielleicht eine ganze Familie damit retten. Kennen Sie denn nicht den Meister Beil?

Gr. Den Zeuchmacher?

St. Ja den meyne ich. Haben Sie für diesen etwas gethan?

Gr. An den Leuten ist Hopfen uud Malz verlohren. Sie fühlen die Ruthe Gottes — wer weiß, womit sie es verdient haben. Man

muß

muß das Seinige zu Rathe halten. — Warum leide ich denn keine Noth?

St. Sie sind auch kein Zeuchmacher. Unterdessen es scheint als wenn ich Ihnen beschwerlich wäre. Ich danke Ihnen für Auszahlung meines Wechsels und für das theure Frühstück, das Sie mir angebothen haben. Leben Sie recht wohl, und wenn Sie das Podagra incommodirt, so sehen Sie nur nach dem absterbenden Baume, und denken an das, was ich dabey gesagt habe. Leben Sie wohl!

Gr. Und Sie auch!

So ritt denn Herr Streithelm mit seinem Bedienten fort, bis er zu dem Dorfe Helleben kam, wo er, weil es schon anfing dunkel zu werden, sein Nachtquartier nahm. Als Joseph die Pferde abgesattelt und ihnen ein Bündel Heu aufgesteckt hatte, trat er in die Stube, wo er von Herrn Streithelm mit der Frage empfangen wurde: welche Zeit ist es nach deiner Uhr?

J. Ich habe sie noch nicht aufgezogen.

St. Noch nicht aufgezogen? Und warum denn nicht?

J. Wenn ich Ihnen die Wahrheit sagen

soll: so versteh ich noch nicht mit einer Uhr umzugehen.

St. Nun da hast du freylich wohlgethan, daß da sie nicht aufgezogen hast. Du hättest mich aber um Rath fragen sollen. Gib sie her! Ich will dir zeigen, wie man eine Uhr behandeln muß.

Hierauf zeigte er, wie man eine Uhr aufziehen und sie behandeln müsse, wenn sie zu langsam oder zu geschwinde geht. Hast du es gemerkt?

J. O ja!

St. Nun so behandle deine Uhr, so wie ich dir gesagt habe: so wird sie lange gut gehen, denn es scheint ein gutes Werk zu seyn.

Bey Gelegenheit der Uhr will ich dir aber noch eine gute Lehre geben. Sieh deine Uhr ist ein sehr künstliches Werk, das aus vielen kleinen Rädern zusammengesetzt ist. Wenn sie in die Hände eines unverständigen Menschen fällt, der sie nicht zu behandeln weiß: so ist bald etwas daran verdorben. Ja wenn man sie auch noch so gut zu behandeln weiß: so reiben sich doch durch die Länge der Zeit nach und nach die Räder ab, und sie stockt.

Weit künstlicher ist aber der menschliche Kör-

Körper eingerichtet. Könntest du mir in den Leib sehen, und beobachten wie alles darinne sich bewegt, wie der Magen Nacht und Tag arbeitet, um genossene Speisen und Getränke zu verarbeiten, wie viel kleine Drüschen da sind, um den bereiteten Nahrungssaft einzusaugen, wie aus einerley Speise das Fleisch, das Blut, das Mark die Knochen und jeder andere Theil genähret wird, wie das Blut unaufhörlich herumläuft; wie weißlich die Augen und Ohren gebauet sind, daß wir durch dieselben alles, was um uns herum vorgeht, vernehmen können: so würdest du erstaunen. Es kann daher nicht anders kommen, als daß bisweilen Stockungen entstehen. Da sollten nun eigentlich alle Menschen, die einen Körper haben, wissen, wie sie ihn behandeln müßten, und was sie zu thun hätten, wenn in dem Körper Stockungen entstehen. Selten, sehr selten findet man aber einen Menschen der dieß versteht. Die mehresten wissen sich weder zu rathen noch zu helfen, wenn in dem Körper eine Unordnung entsteht. Ja Viele richten ihn durch ihre Unwissenheit und ihre Ausschweifungen ganz zu Grunde.

Das Exempel davon hast du an dem Herrn

Gries-

Griesbrey und seiner Frau gesehen. Was für unglückliche Leute waren das! Sie glaubten ihrem Körper keine größere Güte thun zu können, als wenn sie recht viel und recht gut äßen und tränken, und auf dem Kanapee ruheten. Die Thoren! Wenn der Körper gesund und stark bleiben soll: so muß man sich täglich eine etwas starke Bewegung machen, und mäßig essen und trinken. Zu diesen Leuten kann man auch sagen: Denk daß zu deinem Glück dir niemand fehlt, als du. Ich habe sie darauf aufmerksam gemacht, glaubten sie mir aber?

Herr Streithelm würde weiter gesprochen haben, wenn er nicht durch den Schall einer Trommel wäre unterbrochen worden. Was gibt es? fragte er den Wirth.

Wir bekommen Einquartirung, gab dieser zur Antwort. Eine Compagnie von den Truppen, die nach America gehen sollen, ist in unserm Dorfe angesagt worden. Mir sind auch zwey Mann zugedacht. (Die Fortsetzung folgt.)

---

## Der edelmüthige Neger.

Als ein Englisches Frauenzimmer aus Jamaica eines Tages in den Plätzen, welche von Kingston, der Hauptstadt dieser Insel, in die Fel-

Felder ziehen, spatzieren ging, rufte sie ein alter Neger, der mit vielen Pflastern bedeckt war, und kummervoll auf der Erde saß, um ein Allmosen an. Sie ging gelassen vorbey, ohne sich daran zu kehren. Gleich hernach aber empfand sie einen innerlichen Trieb von Mitleiden, und Empfindlichkeit. Sie ging zurück und reichte ihm ein Allmosen mit den Worten: „daß sie selbst nicht viel habe.“ Der Schwarze dankte ihr mit vielen Wünschen, und sie setzte ihren Weg weiter fort.

Etliche Tage hernach kam sie wieder an den Platz, wo eben derselbige Neger war. Er gab sich Mühe, ihr nahe zu kommen; seine Gebrechlichkeiten aber erlaubten ihm nur einige Schritte, so, daß sie vorbey kam, ehe er sie erreichen konnte. Ihr zu folgen, war ihm unmöglich. Er rufte ihr; sie ging aber immer fort, ohne sich nach ihm umzusehen, bis er endlich laut rufte, mit Bitten, nur ein Wort von ihm anzuhören. Die Neugierde führte sie zu ihm zurück. Er sagte ihr, „daß er durch ihre letzt gethane Aeußerung auf die Gedanken gekommen wäre, daß sie vielleicht selbst in bedrängten Umständen seyn könnte. Er habe seit der Zeit nur immer gewünscht, sie wieder zu sehen.“ Hierauf zog er einen Beutel aus der Tasche, in welchem, wie er sagte, 28 Duplonen wären, die er erspart hätte, und ersuchte das Frauenzimmer, sie anzunehmen. „Ich, sprach er, werde durch Allmosen schon meinen fernern Unterhalt finden, und wieder etwas sammlen können; eine Dame aber kann nicht

betteln, und ohne Geld würden Sie aus Mangel in Hungersnoth gerathen." Das Frauenzimmer dankte dem guten Menschen für sein edelmüthiges Anerbieten, sagte ihm aber, daß sie seitdem Geld erhalten, und also keines nöthig hätte. Sie fragte ihn, wie es käme, daß sein Herr ihn in seinem Alter betteln lasse? „Weil ich nicht mehr arbeiten kann, war seine Antwort, so heißt er mich nun betteln oder aus Hunger verschmachten. Von Kindheit an trug ich die Fessel eines Sclavens, und meine Gebrechen sind blos die Wirkung von beständig anhaltender schweren Arbeit."

Die junge Dame gab ihm wieder ein Allmosen, mit der Ermahnung, sein Geld niemanden merken zu lassen, und ging von ihm, betrachtungsvoll über die Erhabenheit seiner Seele, und die Niedrigkeit seines Herrn, der nach so langjährigen Diensten seines Knechts die Menschlichkeit so weit vergessen können, daß er ihn ausstoßen und dem größten Elende blos stellen mögen.

---

Von den Pflanzen, welche Herr Philipp Salzmann im südlichen Frankreich sammelt, ist das erste Hundert angekommen. Liebhaber der Botanik, die es zu besitzen wünschen, werden ersucht vier Thaler Sächsisch, Franco, an die Erziehungsanstalt in Schnepfenthal einzuschicken, worauf sie es sogleich erhalten werden.

Digitized by Google

# Der Bote aus Thüringen.

## Funfzehntes Stück.

1809.

### Bote. Wirth.

B. Da ich das letzte Mahl bey Ihm war, sagte ich Ihm doch, Herr Gevatter, daß der Wirth, bey dem Herr Streithelm logirte, zwey Mann Einquartierung erwartete. Diese kamen nun wirklich an. Der Wirth trug die Mahlzeit auf, und sie setzten sich. Der eine ließ sie sich wohl schmecken und leerte ein Glas Branntewein nach dem andern aus; der andere aber genoß sehr wenig, und legte den Kopf in die Hand.

Herr Streithelm sah ihn mitleidig an, und da er, wenn es nur möglich gewesen wäre, gern allen Leuten geholfen hätte: so fragte er ihn: ist Er krank lieber Freund?

S. Ach nein.

St. Fehlen muß Ihm doch wohl etwas?

S. Das wohl. Mir fehlt alles.

St. Das ist wohl zu viel, denn die Gesundheit fehlt Ihm doch nicht. Wenn der Mensch gesund ist: so kann er gar vieles entbehren.

S. Mir wäre vielleicht besser, wenn ich nicht gesund wäre, wenn ich ein Gallenfieber bekäme, und auf Deutschen Grund und Boden begraben würde.

Bist ein Narr, sagte sein Cammerad. Mach es wie ich; trink ein Nösel Branntewein, so vergehen dir die Grillen.

St. Und wenn der Rausch, den der Branntewein verschafte, ausgeschlafen ist, so ist man ganz melancholisch.

Da trinkt man, sagte der Cammerad, noch ein Nösel Branntewein, und den folgenden Tag noch ein Nösel: so kömmt man nach und nach in der Betäubung, ohne Grillen, aus der Welt hinaus, und weiß nicht wie.

St. Dazu kann ich Ihm nicht rathen, lieber Freund! Sey Er doch aber aufrichtig, und sage Er mir was Ihm fehle.

S. Sie scheinen ein guter Herr zu seyn, ich will Ihnen alles sagen. Ich bin der einzige Sohn, habe einen alten Vater und eine alte Mutter, die ihre ganze Hoffnung auf mich

setzten; habe mich mit einem Mädchen versprochen, das ich, den Sonntag vor Advent, heyrathen wollte. Was war das für eine Freude bey mir, bey meinen Aeltern, bey meinem Mädchen! Nun ist alles vorbey. Da ich mit meiner Lise aus der Stadt kam, wo ich ihr den Mahlschatz gekauft hatte, paßten uns ein Paar Corporale auf, rissen mich von meiner Lise weg, schleppten mich in die Stadt zurück auf die Hauptwache, und zogen mir die Montur an. Nun muß ich nach Amerika.

St. Wer hat denn das alles gethan?

S. Wer denn anders als unser Landesherr?

St. Sey Er ruhig, mein Freund. Wir dienen beyde einem Herrn. Es ist ein guter Herr. Wenn er es auch nicht immer macht, wie wir es wünschen, und uns auch bisweilen hart behandelt: so meynt er es doch nie mit uns böse.

S. Aha! Sie sind ja auch wohl einer von unsern Officieren?

St. Das wohl nicht; ich bin aus fremden Ländern gebürtig.

S. Wie können Sie denn sagen, daß wir einem Herrn dienten?

St. Stehen wir denn nicht alle unter Gott?

S. So meynen Sie?

St. Ey das versteht sich. Ist Ihm denn das nicht von seinem Prediger gesagt worden?

S. Das wohl. Er hat mit mir vor dem Abmarsche, ein Langes und ein Breites, über die Sache gesprochen, und war der Meynung, nicht der Fürst, sondern der liebe Gott ließe mich marschiren. Der Fürst wäre nur das Sprachrohr, durch welches uns der liebe Gott commandirte.

St. Sein Prediger scheint mir ein sehr vernünftiger Mann zu seyn.

S. Der hat gut reden. Der bleibt zu Hause bey seiner Frau und bey seinen Kindern; wenn er diese verlassen und die Musquete nehmen sollte: so würde er wohl aus einem andern Tone singen.

St. Ich sollte es nicht meynen, wenn er anders das, was er ihm sagte, selbst geglaubt hat. Nehme er es nur fein zu Herzen, und denke immer dran, daß er, wie in der Bibel steht, nicht den Menschen, sondern dem Herrn diene, und daß, wenn der Officier commandirt: Marsch! Der liebe Gott durch ihn commandire: so wird sich das Kopfhängen bald ver-

verlieren, und er wird so freudig nach America gehen, als wenn es zur Hochzeit ginge.

S. Ach lieber Herr! Sie haben gut reden, aber —

St. Aber es ist auch wahr. Wann er glaubt, daß Gott die Welt regiere: so muß er auch zugeben, daß schlechterdings alles, was geschieht nach seinem Willen geschehe.

S. Sollte denn der liebe Gott es wohl gut heissen, daß ich ehrlicher Kerl von einem so braven Mädchen gerissen werde, wie meine Lise ist?

St. Weil es geschieht, so muß es Gott wohl gut heissen. Und was er mir da sagt von seinem braven Mädchen, das ist ja so wie es ist. Ich habe gar manches brave Mädchen gekannt, das, wann es unter die Haube kam, eine Xantippe wurde. Wenn nun der liebe Gott vorausſähe, daß sein Mädchen eine solche Xantippe werden würde, und suchte ihn von derselben, dadurch zu befreyen, daß er ihn nach America schickte, wie denn da?

S. Ach wenn Sie meine Lise kennen solsten: so würden Sie ihr so etwas nicht nach reden.

St. Man kann für kein Mädchen gut seyn.

S.

S. Und nun soll ich auf unschuldige Leute schießen, die mir in ihrem Leben nichts zu leides thaten, kann das Gottes Wille seyn?

St. Wenn er es so fügt: so muß es wohl sein Wille seyn. Kein Mensch darf unschuldiges Blut vergießen, aber Gott darf es! Der dem Menschen das Blut gab, kann auch, sobald er will, es ihm wieder abfordern. Und das thut er täglich. Den einen läßt er durch einen Wetterstrahl tödten, andern durch Flintenschüsse das Leben rauben. So wenig es dem Wetterstrahle zugerechnet werden kann, wenn er, auf Gottes Geheiß, einen Menschen erschlägt: so wenig kann es dem Soldaten zugerechnet werden, wenn er auf Gottes Befehl seinen Mitmenschen erschießt.

S. Aber wenn ich nun selbst zum Krüppel geschossen werde? Wie denn da?

St. So muß es wohl für ihn gut seyn, weil es Gott so verhängt hat. Gab es in seinem Lande keine Krüppel, die nie Soldaten gewesen waren?

S. Das wohl!

St. Wenn Gott also ihn zum Krüppel bestimmt hat, so wird er es, wenn er auch immer bey seiner Lise bliebe; und will Gott seine

ge-

gesunden Gliedmasen erhalten: so wird ihn weder eine Kanonen- noch Flintenkugel, weder ein Säbelhieb noch ein Bajonetstich verletzen können.

Jetzt schlafe er wohl und denke nach über das, was ich gesagt habe.

Herr Streithelm fügte sich nun mit seinem Bedienten zur Ruhe, und der Soldat that ein gleiches.

Den andern Tag, da jene aufstanden, fanden sie die Soldaten schon im Begriffe fortzumarschiren. Der Soldat, mit welchem Herr Streithelm gesprochen hatte, sein Nahme war Frenzel, lief auf ihn zu, druckte ihm die Hand und sagte: ich danke für alles, was sie mir gestern sagten. Diese Nacht habe ich es recht überdacht, und mir vorgenommen:

Hat Er denn was beschlossen
So will ich unverdrossen
An mein Verhängniß gehn,
Kein Unfall unter allen
Wird mir zu harte fallen,
Mit Gott will ich ihn überstehn.

St. Es ist ein schöner Vers. Vergesse er ihn nur nicht! Denke er daran, wann er ins Schiff steigt, wann sich der Sturm erhebt, wann er

Hun-

Hunger und Kummer leiden muß, und wann zur Schlacht commandirt wird. Da wird er immer frohen Muth behalten, und gewiß erfahren, daß er allenthalben in Gottes Hand ist, der alles recht gut mit ihm macht. Lebe er wohl lieber Freund!

(Die Fortsetzung folgt.)

---

## Der Fischer, der Aal und die Schlange.

In einem Garne trug ein Fischer einen Aal
Nach Rom zu Markt und stieß auf seinem Gange,
Es war in einem engen Thal,
Auf eine fürchterliche Schlange;
Sie lag und wärmte sich im Sonnenstrahl.
Dem Fischer ward von Herzen bange;
Er sah umsonst sich um; der Pfad war allzuschmal.
Nichts als ein kühner Sprung kann seine Tage fristen.
Er that ihn und entrann. Der Aal nahm alles wahr
Und sprach zum Fischer: wie, Barbar!
Die Natter lässest du sich stolz im Grase brüsten?
Sie, deren Gift so oft dem Menschen tödtlich war?
Und mich verfolgt dein Netz? Mich weihest du dem Tode?
Mich, der dir nie das kleinste Leid gethan?
Ganz recht, versetzt der Mensch, dieß ist bey uns die Mode:
Der Unschuld stellt man nach, das Laster fürchtet man.

---

Digitized by Google

# Der Bote aus Thüringen.

## Sechszehntes Stück.

1809.

### Bote. Wirth.

W. Der Herr Streithelm muß doch ein recht guter Mann gewesen seyn, weil er dem Soldaten einen so guten Trost mit nach Amerika gab. Wenn er diesen gemerkt hat: so wird er sich in alle Umstände haben finden können.

B. Er gab ihm noch mehr mit. Nachdem er ihm den Trost ertheilt hatte, druckte er ihm die Hand. Der Händedruck mußte wohl recht herzlich gewesen seyn, denn da er vorbey war, machte der Soldat seine Hand auf, wurde roth und sprach: wozu denn das?

St. Ohne Complimente! Es ist ein Nothpfennig. Die Zeit wird schon kommen, da er ihn brauchen kann.

S. Nun wenn Sie nicht anders wollen: so danke ich Ihnen tausend Mahl. Einen Nothpfen-

pfennig brauche ich nicht. Ich bin ja in Gottes Hand, der mich nicht verlassen wird. Einen davon will ich meinem alten Vater, den andern meiner Lise schicken. Darf ich nicht dabey schreiben, wie der gute Herr heißt, von dem ich es bekommen habe?

St. Wozu das? Lebe Er recht wohl!

Der andere Soldat druckte Herrn Streithelm nun auch die Hand, aber — es mußte wohl nichts weiteres passirt seyn, denn er ging murrend fort, und schlug die Thür so heftig zu, daß die Fenster klirrten.

Diese beyden Leute, sagte Herr Streithelm, da sie zur Thür hinaus waren, haben nun beyde einerley Schicksal, an dem sie beyde unschuldig sind. Der eine ist aber glückselig, der andere unglückselig. Jener, wenn er bey seinem Glauben bleibt, wird immer einen frohen Muth behalten; dieser wird ein Trunkenbold werden, und sein Leben vor der Zeit abkürzen. Sie beweisen, daß es wahr sey, was ich Dir sagte: denk, daß zu deinem Glück dir niemand fehlt, als — du. Jetzt sattle die Pferde.

Da die Pferde gesattelt waren, ritten sie drauf, und nahmen ihr Nachtquartier in einem Kloster. Sie fanden da eine gute Aufnahme.

Da

Da sie bey dem Prälaten waren angemeldet worden, ließ er den Pferden einen Stall, und den Reitern ein Zimmer anweisen. Jene erhielten reichliches Futter, diese eine gute Mahlzeit; jene eine gute Streue, diese ein Paar weiche Betten. Jene legten sich auf die Streue, und diese gleichfalls, indem sie die weichen Betten herausnahmen, sich auf das darunter befindliche Stroh lagerten, und mit ihren Mänteln zudeckten.

Kaum waren sie aufgestanden, so ließ der Prälat sich erkundigen, ob sie wohl geruhet hätten, und Herrn Streithelm zur Mittagsmahlzeit einladen. Bald darauf kam ein Mönch, der Pater Anselm, der sich erboth, sie im Kloster herumzuführen, und ihnen die Merkwürdigkeiten desselben zu zeigen.

Da bekam Joseph nun vielerley zu sehen, daß ihm noch niemahls vor die Augen gekommen war. Zuerst wurden sie in einen Saal geführt, wo viele tausend Bücher aufgestellt waren, die Herr Streithelm besahe. Joseph hatte indessen Langeweile; kaum bemerkte es aber Pater Anselm, so brachte er ihm eine große Bilderbibel, welche Joseph durchblätterte, und dabey viel Unterhaltung fand. Dann gin-

gen sie in die Kirche, wo sie das prächtige Kirchengeräthe, die schönen Bilder und die Begräbnisse vornehmer und berühmter Leute betrachteten.

Pater Anselm war sehr gefällig, und beantwortete alle Fragen, die Herr Streithelm an ihn that. Uebrigens war er aber sehr stille, und schlug immer die Augen nieder.

Wie gefällt es Ihnen hier im Kloster? fragte ihn Herr Streithelm.

A. Sehr wohl.

St. Ist das Ihr völliger Ernst?

A. Mein völliger Ernst.

St. Was bewog Sie denn, ins Kloster zu gehen?

A. Der Wille meines Vaters.

St. Wenn Sie aber Ihrem eigenen Willen hätten folgen dürfen, würden Sie dann auch ins Kloster gegangen seyn?

A. Nein.

St. Wie kann es Ihnen denn da im Kloster gefallen, wenn Sie nicht freywillig in dasselbe gegangen sind?

A. Der Wille des Vaters ist der Wille Gottes, und den Willen Gottes muß man sich gefallen lassen. Der ist immer gut.

St.

St. Sie denken sehr edel, lieber Herr Pater! Aber es muß Ihnen doch sehr schwer fallen, immer im Kloster zu leben, und die Freuden des gesellschaftlichen Lebens zu entbehren.

A. Kann es nicht sagen. Tausend Freuden, die man in der Welt genießt, habe ich zwar entsagt; aber tausend Leiden, Sorgen und Kümmernissen bin ich auch entgangen.

St. Aber die Freuden des Ehestandes?

A. Diese hat mir Gott versagt. Dieß nämliche Schicksal haben hunderttausend andere, die nicht im Kloster leben. Versagte mir Gott des Ehestands Freuden, so sprach er mich auch von seinen Leiden frey. Mir kann kein Weib Verdruß machen, ich habe für keine Kinder zu sorgen, darf nicht bey ihrem Krankenbette wachen, und bey ihrem Grabe weinen. Wenn ich mich zu Bette lege, so ist alles besorgt.

St. Kommt Ihnen aber nicht bisweilen die Lust an?

A. Sie examiniren mich sehr strenge. Gesetzt sie käme mir an: so weiß ich sie zu bekämpfen. Ist die Bekämpfung der Lüste etwa blos die Sache der Mönche? Ist nicht jeder Christ dazu verbunden?

St. Es freuet mich, daß ich Sie so zufrie-

den

den sehe. Wollen Sie mir aber noch eine Frage erlauben?

A. Warum nicht?

St. Wenn ich Ihnen nun Gelegenheit zeigte, aus dem Kloster zu kommen?

A. So würde ich davon keinen Gebrauch machen. Sollte ich vielleicht mein Gelübde brechen?

St. Nein! dazu will ich Ihnen keine Veranlassung geben. Womit bringen Sie aber Ihre Zeit hin?

A. Mit Beten, Studiren und dem Gartenbau. Freylich betrübt es mich bisweilen, daß ich für andere Menschen nichts thun kann. Aber bald beruhige ich mich wieder, wenn ich bedenke, daß es Gott mir untersagt hat. Und — Sie glauben doch wohl die Unsterblichkeit?

Str. Ey das wollte ich meynen.

A. Nun was ist für den Unsterblichen, der Millionen Jahre zu leben hat, das Klosterleben von etlichen Jahren?

St. (ihm die Hand drückend) Sie sind ein vortrefflicher Mann! Sie haben mich vieles gelehrt; bleiben Sie bey Ihrem Glauben.

A. (mit nassen Augen) Ja das will ich thun. Bisweilen wird der Glaube freylich schwach,

schwach, aber bald wird er wieder stark. Ich denke immer, die Lage, in die mich Gott versetzt hat, ist für mich unter allen möglichen die beste.

St. Wie aber, wenn Ihr Kloster aufgehoben würde?

A. Dann würde ich dieß als einen Befehl Gottes ansehen, demselben zu entsagen.

Jetzt näherte sich ein anderer Mönch, der Pater Hildebrand. Anselm entfernte sich, und dieser leistete Herrn Streithelm, statt seiner, Gesellschaft. Er sah etwas mürrisch aus, und führte die Reisenden in den Klostergarten. Herr Streithelm bezeigte seinen Wohlgefallen an demselben, und sagte: es hat es doch kein Mensch besser, als ein Mönch.

H. Wie verstehen Sie das?

St. Das versteht sich ja von selbst. Keine Sorge, keine Arbeit hat er. Seinen Tisch findet er alle Tage gedeckt.

H. Hum! Wenn Sie glauben, daß es die Mönche so gut haben, so wollen wir tauschen. Ziehen Sie meine Kutte an und beziehen meine Zelle; geben mir Ihre Kleidung und Ihr Pferd, und lassen mich davon reiten.

(Die Fortsetzung folgt.)

Digitized by Google

## Räthsel.

Der Bauer sieht mich gern auf seinem Acker gehn,
Doch ungern sieht er mich auf seinem Brote stehn;
Und in des Spielers Magen tritt die Galle,
Wenn ich im Würfelspiel aus seinen Händen falle.

* * *

## Worträthsel.

Die erste Sylbe war sehr klein,
und wuchs heran zum Riesen;
sie stehet gern bey Blümelein
im Garten und auf Wiesen;
auch liebet sie den holden Bach,
in dem die Fische springen,
und bauet stets aus Holz ein Dach,
auf dem die Vögel singen.
Sie breitet ihre Arme aus,
und trägt die schönsten Speisen,
erquicket Mann, Weib, Kind und Maus,
den Affen wie die Meisen.
Und stirbt sie, wird nach alter Art
ihr Körper theils verbrennet,
theils für die Künstler aufbewahrt,
theils lang und schmal getrennet.
Die zweyte Sylbe fließet zwar
wie Wasser, doch in Teichen
und Bächen nicht, sie zwinget gar
das Wasser zu entweichen.
Auch löschet sie das Feuer nicht,
vermehrt sogar die Flammen;
doch wenn's an ihr dem Rad gebricht,
brennt's ganze Werk zusammen.

Digitized by Google

Der Bote
aus
# Thüringen.

Siebzehntes Stück.

1809.

Bote. Wirth.

W. Was gab denn Herr Streitheim dazu an, als ihm der Pater Hildebrand den Vorschlag that, daß sie ihre Lebensart mit einander vertauschen wollten?

Das geht ja nicht, lieber Freund! gab er zur Antwort.

H. Das ist eben der Henker, daß es nicht geht. Vor meinem Fenster steckt ein Stieglitz in einem Bauer, der steckt immer sein Köpfchen heraus und will fort, es geht aber auch nicht. Setzt sich ein Weibchen ihm gegenüber und ruft pink! pink! so möchte er toll werden. Dieser hat auch keine Sorge und keine Arbeit, sein Tisch ist alle Tage gedeckt, und will doch fort. Das Mönchsleben ist ein Hundeleben.

St. Aber lieber Mann! Wenn Sie so den-

ken, warum sind Sie denn ein Mönch geworden.

H. Deßwegen, weil ich sonst auch glaubte es hätte es kein Mensch besser, als ein Mönch. Nun ist mir der Glaube in die Hände gekommen. Freyheit geht über alles, lieber will ich in der Freyheit mich halb satt essen, als in dem Hundeloche meinen Bauch füllen.

St. Es können ja aber nicht alle Menschen frey seyn, und wenn es nun Gott so geschickt hat —

H. Ach was da, was da. Ich bin so gut ein Mensch, wie der Kaufmann, der Advocat und dergleichen. Warum hat es denn Gott so geschickt, daß ich gerade in den Kerker gehen mußte?

St. Das weiß ich nicht. Glauben Sie denn aber daß andere Menschen ganz frey sind? Jeder Mensch ist beschränkt. Sie sind an das Kloster, ein anderer an das Schreibepult, ein dritter an den Pflug gefesselt.

H. Ach das ist eine ganz andere Sache. Der Kaufmann kann doch, wann er seine Arbeit geendigt hat, ins Weinhaus, und der Bauer zum Biere gehen. Jeder kann sich eine Frau nehmen.

St.

St. Auch nicht jeder.

H. Mit Ihnen wird man nicht fertig. Doch jetzt klingt die Freßglocke. Da müssen wir in das Refectorium. Nehmen Sie Ihren Bedienten auch mit?

St. Je nun —

H. Ich will ihn zu den Layenbrüdern bringen.

Im Refectorium fand Herr Streithelm die Mönche versammelt, und die Tafel gut besetzt. Sein Platz wurde ihm neben dem Prälaten angewiesen, der sich mit ihm sehr freundschaftlich unterhielt. Die übrigen Mönche sprachen aber sehr wenig. Gut ließen sie es sich indessen alle schmecken, den Pater Anselm ausgenommen, der sehr mäßig aß und noch mäßiger trank.

Nach aufgehobner Tafel lud der Prälat seinen Gast auf sein Zimmer, wo er sich noch eine Stunde mit ihm unterhielt. Dann wurde aufgebrochen und die Reise weiter fortgesetzt.

Mit dem Einbruche der Nacht ging der Vollmond auf, über dessen Anblick sich beyde Reisende sehr herzlich freueten. Sie ritten langsam, um ihn recht ruhig betrachten zu können.

Ich möchte wissen, ob unsere Pferde den Mond auch sähen, sagte Joseph.

St. So lange er so niedrig steht, mögen sie ihn wohl bemerken. Sobald er aber höher steigt, sehen sie ihn schwerlich. Das ist ein Vorzug des Menschen, daß sein Blick nach dem Himmel gerichtet ist, und er alles, was an demselben vorgeht, beobachten kann. Wann auch wirklich mein Brauner den Vollmond bemerken sollte: so ist doch zwischen seinem Bemerken und unserm Bemerken gar ein großer Unterschied. Er sieht nur eine helle Kugel, die er für so groß hält, als eine Kuchschüssel, wir aber wissen, daß der Mond, so wie unsere Erde, ein großer Weltkörper ist. Wir wissen daß er uns morgen kleiner, und übermorgen noch kleiner erscheint, kürzlich ab- und hernach wieder zunehmen werde. Von dem allen weiß mein Brauner kein Wort. Wir wissen daß der Mond bewohnt sey, unsern Pferden kommt der Gedanke von Mondbürgern gewiß nicht in ihre Schädel.

J. Sollten denn wirklich Leute im Monde wohnen?

St. Wenn du durch Leute solche Menschen verstehst, wie wir sind: so kann ich dir freylich nicht darauf antworten. Mit lebendigen Geschöpfen ist er aber gewiß besetzt.

J.

Digitized by Google

J. Woher wissen Sie denn das?

St. Weil alles, was wir kennen, mit lebendigen Geschöpfen besetzt ist. Jede Pfütze hat ihre Bewohner, jeder Körper ist mit kleinen Thieren besetzt, die man zum Theil kaum durch Vergrößerungsgläser wahrnehmen kann. Sollte der weise Gott nun, der fast keinen Punct auf der Oberfläche der Erde leer von lebendigen Geschöpfen ließ, einen so großen Weltkörper, wie der Mond ist, leer vom Leben gelassen haben?

J. Das kann ich unmöglich glauben.

St. Weißt du auch woher der Mond sein Licht hat?

J. Das hat mir mein alter Schulmeister gesagt — von der Sonne.

St. Du hast Recht. Der Mond ist ein so dunkler Körper, wie unsere Erde. Wenn die Sonne ihn aber bescheint, so wird er helle. Wenn du fleißig den Mond betrachtest: so kannst du es sehr deutlich wahrnehmen. Bisweilen sehen wir, daß nur ein kleiner Theil, der nach der Sonne zugekehrt ist, leuchtet, der ganze übrige Theil desselben aber, wie eine schwarze Kugel da hängt. Siehst du jene

Ster-

Sterne, die dem Monde zur rechten Hand stehen?

J. Recht gut.

St. Davon ist jeder eine Sonne.

J. Ah!

St. Das ist ganz gewiß. Sie kommen uns nur so klein vor, weil sie so weit von uns entfernt sind. Da nun kein vernünftiger Mensch ein Licht aufsteckt oder eine Laterne aufhängt, auf einem Platze, wohin niemand kommt: so ist es auch gar nicht glaublich, daß der weise Gott solche große Lichter sollte aufgehängt haben, wenn nicht auch andere Weltkörper in ihrer Nähe wären, denen sie leuchteten. Ich glaube also gewiß, daß jeder Stern seine Planeten habe, so wir unsere Sonne die Erde, den Mars den Jupiter und dergleichen.

J. Und diese Planeten, wären also alle wieder bewohnt?

St. Ich für mein Theil glaube es gewiß.

J. Da stehen mir die Gedanken stille.

St. Sie würden dir noch mehr stille stehen, wenn ich weiter reden, und dir sagen wollte, daß die Milchstraße, die über den Himmel geht aus lauter Sonnen bestehe, wovon gewiß jede wieder ihre Planeten hat. (Die Fortsetzung folgt.)

Ein junger Franzose, Namens Adam, war seiner liebenswürdigen Gattin aus den Armen gerissen, aus einem Gefängnisse in das andere geschleppt, und zuletzt in das Vorzimmer der Guillotine — in den Pallast von Luxemburg nach Paris gebracht worden. Einst, um Mitternacht, rief man ihn in die große Gallerie hinunter, wo er eine, leider! nur zu zahlreiche Gesellschaft bereits versammelt fand. Mit Sorgen belasteten Herzen stellte sich Adam in einen Winkel; er dachte des schrecklichen Augenblickes, wo seine Gattin und seine Kinder die Nachricht von seiner Hinrichtung durch die öffentlichen Blätter erhalten würden. — Plötzlich fühlte er einen sanften Schlag auf die Schulter, — er sah sich um, und ein kleiner, untersetzter Mann bat ihn um seinen Namen. — „Adam heiße ich" sagte dieser. — Richtig! so habe ich mich doch nicht geirrt. Dich suchte ich eben. Du bist ein Thor! gehe nach Hause und schlafe aus! — „Ich kenne Dich nicht (erwiederte Adam) aber Dein Scherz ist eben so unzeitig, als grausam; laß mich!" . . . „Nein, nein! (rief der kleine Mann, mit dem Lachen verzweiflungsvoller Entschlossenheit) Wisse: mich, nicht Dich, wollen unsere Würger ihrer Freyheitsgöttin opfern; auch ich nenne mich Adam. Und ein Schurke müßte ich seyn, nicht werth wäre ich, unsers Königs Flagge siegreich nach beyden Indien geführt zu haben, wenn ich mein Leben einem Mißverständnisse verdanken wollte." — In sich selbst versunken, hatte der unglückliche junge Mann auf die letzten Worte

des

des Unbekannten nur wenig Achtung gegeben. Der Commissär erschien mit der Todtenliste in der Hand. Sämmtliche Anwesende mußten sich in Reihe und Glied stellen. — Jetzt erscholl der Name „Adam!“ — „Welcher? (fragte der kleine Mann) es gibt deren zwey hier.“ — „Der Schiffscapitän“ antwortete der Commissär. — „Siehst Du nun! (sagte dieser, indem er seinen Namensverwandten zurückstieß) .... Bürger-Commissär! ich bin dieser Adam. Befiehl diesem andern Adam, sich ins Bette zu verfügen. Der alberne Mensch hätte beynahe den unbesonnenen Streich begangen, sich an meiner Stelle guillotiniren zu lassen.“ — Betäubt vor Freude und Schmerz, umarmte Adam den edlen Schiffscapitän, der zwölf Stunden nachher nicht mehr lebte.

---

Ich bin gesonnen, einen ziemlichen Vorrath von Musikalien zum kirchlichen Gebrauch von Hayd'n, Mozart, Stäps, Gruner, Weinlig, Härtel, Rolle, Wolf und Schulz; ferner 2 ausgespielte Concert-Violinen, a) von Jac. Stainer 1670 und b) von Aegid. Kloz in Mittenwald 1776; endlich einen sehr gut ausgespielten Flügel von Wagner aus Schmiedefeld — aus freyer Hand zu verkaufen. Liebhaber können sich deshalb in frankirten Briefen wenden an Cantor Thalacker in Themar bey Hildburghausen.

---

Digitized by Google

# Der Bote aus Thüringen.

## Achtzehntes Stück.

1809.

### Bote. Wirth.

W. Das Gespräch, das Herr Streithelm mit seinem Bedienten über Sonne, Mond und Sterne hielt, hat mir recht wohl gefallen. Das Aufsehen nach den Sternen hat auch mir manchen Trost verschafft, wann es mir auf der Erde zu enge war. Will Er das Gespräch nicht weiter erzählen?

B. Da Herr Streithelm gesagt hatte, daß jeder Stern eine Sonne wäre, und jede Sonne ihre Planeten hätte, so sagte Joseph: Ach schweigen Sie stille!

St. Ich will auch schweigen. Du aber denke nach über das, was ich dir gesagt habe, erinnere dich, daß der Herr der dieß alles gemacht hat und regirt, auch dich kennt, für



Digitized by Google

dich sorgt, dein Vater ist, und bete in deinem Herzen ein andächtiges Vater unser.

Sie ritten eine ziemliche Weile stillschweigend fort. Endlich unterbrach Joseph das Stillschweigen und sagte: so ein andächtiges Vater unser habe ich in meinem Leben nicht gebethet. Die großen Herren haben so erstaunlich lange Titel, wenn man aber die Titel von allen großen Potentaten auf der ganzen Erde zusammen nimmt, so sind sie doch sehr klein, wenn man sie gegen die Paar Worte hält. Vater unser, der du bist im Himmel.

Ueber diese Materie wurde noch ein Weilchen gesprochen. Dann brach Herr Streithelm auf einmahl das Gespräch ab nnd fragte: Joseph hättest du wohl Lust ein Mönch zu werden?

J. Wie kommen Sie denn auf diese Frage?

St. Sie fiel mir so eben ein. Was sagst du aber dazu?

J. Das kömmt mir so vor, als wenn ich ein Stieglitz wäre, der Reiserchen zusammen suchte, und sich ein Nest bauen wollte, und Sie hielten mir einen Käfig hin und fragten mich, willst du in den Käfig kriechen?

St. Da sind wir einerley Meynung. Mir ist auch kein Mönchsfleisch gewachsen. Unterdes-

dessen hat dich doch Pater Anselm durch sein Exempel gelehrt, daß auch ein Mönch glückselig seyn kann, wenn er sich nur in seine Lage zu finden weiß, und Vertrauen zu Gott hat. Unter den Vierzigen, die im Kloster sind, war er gewiß der einzige, der sich glückselig fühlte. So ist es aber in allen Ständen, unter Mönchen und Soldaten, Fürsten und Bauern, gegen einen glückseligen kann man immer neun und dreyßig rechnen, die unzufrieden sind. Und an wem liegt die Schuld? an ihnen selbst.

Doch jetzt laß uns drauf los reiten, daß wir die Stadt Federburg erreichen, wo wir unser Nachtquartier nehmen wollen.

Sie erreichten sie und kehrten im König von Portugall ein, wo ihnen der Wirth sogleich ein bequemes Zimmer einräumte und Herrn Streithelm fragte, ob er lieber allein, oder an der öffentlichen Tafel speisen wolle. Er wählte das letztere, und fand im Speisezimmer eine ziemlich zahlreiche Gesellschaft, die sich in einem ziemlich lebhaften Gespräche über politische Angelegenheiten befand.

Durch die Auftragung der Speisen wurde es unterbrochen, und erneuerte sich nicht eher, bis die zwey ersten Gerichte verzehret waren.

Dann aber wurde es nach und nach wieder lebhaft. Alle nahmen daran Antheil, ausgenommen Herrn Streithelm und noch jemanden. Dieser sah jenen immer mit unverwandten Augen an. Endlich stand er auf, trat zu ihm und sagte: guten Abend Herr Bruder!

Herr Streithelm machte bey diesem Compliment große Augen und sagte: Sie irren sich vielleicht in meiner Person.

Ich sollte es nicht meynen, antwortete der Fremde.

St. Und ich sollte es doch meynen.

Fr. Bist Du nicht Streithelm?

St. Streithelm heisse ich wohl, aber —

Fr. Aber Du weißt nicht woher die Brüderschaft komme?

St. So ist es.

Fr. Von Prag her.

St. Von Prag? Da bist Du ja wohl Leneb?

Fr. Ey freylich Leneb. Bin ich dir denn so gar unkenntlich geworden?

Jetzt stand Herr Streithelm auf, fiel ihm um den Hals und freuete sich ihn, nach so vielen Jahren, wieder zu sehen.

Nun setzten sie sich neben einander, und,

in

in der Zeit, da die übrige Gesellschaft das Schicksal der Türkey entschied, den Großherrn nach Asien wandern ließ und seine Provinzen unter die christlichen Potentaten vertheilte, unterhielten sich die beyden Freunde mit einander von den angenehmen Tagen, die sie in Prag verlebt hatten.

(Die Fortsetzung folgt.)

---

Möglichster Gebrauch seiner Kräfte, vollkommenes Vertrauen auf Gott und unerschütterliche Standhaftigkeit in allen Lagen des Lebens, vorzüglich in schweren Leiden und Widerwärtigkeiten, sind unverkennbar große gute Eigenschaften des bessern Menschen. Diese Tugenden glänzen in dem Leben des Dänischen Schiffscapitains Munk, als ihm im Jahr 1619 sein König, Christian auftrug, nicht nur Grönland zu untersuchen, sondern auch, wo möglich, um Amerika herum einen Weg nach Asien ausfindig zu machen. Im Monate May trat der redliche Mann seine Reise an. Er kam nach der Hudsonsbay im nördlichsten Amerika, wo er sich von einer Küste zur andern durch das Treibeis mühsam und unter den größten Gefahren durcharbeitete, aber auch in immer größere Gefahr gerieth, da, je weiter er kam, und jemehr das Eis sich häufte, auch Kälte und Sturm zunahmen. Die größte Noth ging im September an: Frost, Nebel und Schnee-

ge-

gestöber nahmen über Hand, und man konnte schon die See nicht mehr halten. Die kleine Gesellschaft landete auf dem traurigen Grönland. Hier schien die Natur ganz erstorben zu seyn. Eisgebirge, Wälder und wilde Thiere in Menge, aber von Menschen nicht die geringste Spur. Wer würde hier nicht den Muth verloren haben? Munk blieb seiner Denkungsart treu. Wir müssen, sagte er zu seinen kleinmüthigen Gefährten, alles thun, was wir können, alsdann wird auch Gott uns beystehen. Frisch ans Werk! wir müssen uns hier so gut, als möglich behelfen, bis uns eine mildere Witterung, wieder in See zu gehen verstattet. Ihre erste Sorge war, die Schiffe soweit als möglich ans Land zu ziehen, und sie mit einen Bollwercke gegen Eisstöße zu sichern. Nächstdem baueten sie auf dem Lande zwey kleine Hütten. In den ersten Wintermonaten ging alles ziemlich gut. Man belustigte sich durch die Jagd, schoß Bären, Haasen, Rebhüner und anderes Wild, aber bald nach dem Neujahr 1620 verwandelte sich ihr Zustand. Bier, Wein und Brandtwein fror in den Fäßern; wollten sie davon genießen, so mußten sie es in Stücken schlagen, und beym Feuer aufthauen lassen; aber da hatte doch das meiste seine stärkende und nährende Kraft verloren. Der Mangel an Erfrischungen verursachte gefährliche Krankheiten und häufige Todesfälle. Arzneyen waren da; weil aber der Arzt und Prediger mit die ersten gewesen waren, welche starben, und sich ausser diesen beyden keiner auf ihren Gebrauch und ihre Anwendung verstand, so griffen die Krankheiten

im

im Frühlinge noch mehr um sich, daß im Junius keiner mehr, als Munk und zwey Matrosen am Leben waren. Schon ergriff jenes bösartige Fieber auch diese drey. Munken befiel es auf dem Schiffe, die Matrosen in einer der Hütten; und alle schmachteten auf einem kümmerlichen Krankenlager, ohne Hülfe und Trost. Bisher hatte Munk noch allen seinen Leuten beygestanden. Keiner war krank gewesen, den er nicht so viel als möglich gehegt und seiner gepflegt hätte; und wenn nicht die Umstände sämmtlich so äusserst nachtheilig, die Krankheit so unaufhaltsam wüthend gewesen wäre, und alle rastlosen Sorgen und Bemühungen des redlichen, von seinen Matrosen wie ein Vater geliebten Mannes vereitelt hätten, so wäre der größte Theil der Mannschaft gerettet worden. Jetzt aber, matt und kraftlos dahin gestreckt, fing er selbst an, an Leben und Rettung zu zweifeln, aber doch nicht zu verzagen. Er machte sein Tagebuch fertig, legte es vor sich, und schrieb einen Zettel, worin er denjenigen, der zuerst hier landen würde ersuchte, seinen Körper zu begraben, und sein Tagebuch an den König von Dänemark zu besorgen. Nach diesen Vorbereitungen legte er sich nieder, dachte noch einmal auf sein Leben zurück, empfahl seinen Geist in Gottes Hand, und erwartete ruhig seinen Tod. Inzwischen verbreiteten die im Schiffe verwesenden Leichname, welche herauszubringen Munk und seine beyden Gefährten zu schwach gewesen waren, einen solchen unausstehlichen Gestank, daß Munk, so krank er auch war, dennoch den Ueberrest seiner Kräfte auf-

Digitized by Google

aufbot, um auf das Verdeck zu kriechen, und wenigstens in der Todesstunde frische Luft zu schöpfen. Die Vorsehung aber, auf welche er auch jetzt in seinem Sterben noch voll Vertrauen hinblickte, wollte ihn erhalten. Die beyden Matrosen hatten sich etwas wieder erhohlt, und da sie ihren Herrn erblickten, krochen sie zu ihm hin, und halfen ihm ans Land. Alle drey ermunterten einander zur Standhaftigkeit und zum Lobe Gottes. Sie suchten und fanden im Schnee noch einige Wurzeln, deren Genuß, verbunden mit Bewegung und einer reinern Luft, ihnen in kurzer Zeit ihre Kräfte wieder verschafften, daß sie bald jagen und fischen konnten, wie vorher. Nun machte es auch die Jahrszeit möglich, wieder in See zu stechen. Aber, lieber Himmel! nur 3 Mann in einem großen Schiffe von Grönland nach Dänemark! — Schon der Gedanke erfordert Geistesstärke. Aber Munk und seine Leute wagten es, ihn auszuführen. Nach einer höchst mühseligen Arbeit, brachten sie ihr kleinstes Schiff wieder in die See, und im Julius traten sie ihre Rückreise an. Mehr als zwey Monate wurde das Schiff auf der See herumgetrieben; bald stand es fest im Eise, bald ward es durch Sturm verschlagen. Munk mußte mit seinen beyden Gefährten fast unaufhörlich wachen, und am Ruder, bey den Segeln und bey der Pumpe arbeiten. Endlich zeigte sich der Lohn ihrer ausdaurenden Standhaftigkeit und ihres Vertrauens. Sie erblickten die geliebten vaterländischen Ufer, landeten in Norwegen, und kamen endlich glücklich nach Kopenhagen.

Digitized by Google

# Der Bote aus Thüringen.

## Neunzehntes Stück.

1809.

Bote. Wirth.

B. Nachdem Herr Streithelm mit Herrn Leneb die Bekanntschaft erneuert hatte, die vor diesem in Prag war geschlossen worden: so fragte Leneb: wie stark ist Deine Familie?

St. Eine Person, und die bin ich.

Fr. Du bist also nicht verheyrathet?

St. Nicht verheyrathet. Das Mädchen, das ich will, das mag mich nicht, und die andern, die mich mögen, die will ich nicht. So bin ich bis jetzt ein Einsiedler geblieben. Wie steht es mit dir?

Fr. Ich bin schon seit zehn Jahren verheyrathet, und habe bereits fünf Kinder, die mir oft den Kopf so warm machen, daß ich selbst nicht weiß, wo er mir steht. Du wirst doch zu mir kommen und sie sehen?

St. Ey das versteht sich. Wann komme ich Dir gelegen?

Fr. Wenn ich könnte, wie ich wollte: so bäthe ich Dich, morgen mit Tages Anbruch bey mir einzusprechen. Aber den Vormittag sitze ich in Arbeit bis über die Ohren. Komm morgen ein Uhr und iß eine Suppe mit mir, da will ich den ganzen Nachmittag für Dich leben.

Nun schieden sie von einander, begaben sich zur Ruhe, standen nach gehabter angenehmen Ruhe wieder auf, und den andern Tag, punct ein Uhr, fand sich Herr Streithelm im Hause seines Freundes Leneb ein.

Er wurde von ihm und seiner Frau liebreich aufgenommen und gut bewirthet, doch war der Herr Wirth bey der Mahlzeit nicht so aufgeräumt, als Herr Streithelm vermuthete.

Nach aufgehobener Tafel wurde Kaffee getrunken und eine Pfeife Toback geraucht. Die Frau entfernte sich mit ihren Kindern, und die beyden Universitätsfreunde blieben allein zusammen.

Aber lieber Bruder! Sagte Herr Streithelm, Du hast Dich gewaltig verändert. Da wir mit einander in Prag lebten, machtest Du

alle

alle Gesellschaften lustig, und wann wir zusammen waren, und Du wareſt nicht dabey: so war es immer als wenn uns etwas fehlete. Jetzt kommſt Du mir so tiefſinnig vor.

L. Ja, lieber Bruder! Die Zeiten ändern sich. In Prag, wann mein Geld alle war: so schrieb ich an den Vater; jetzt muß ich in mein eignes Salzfaß greifen, und wann das Geld alle iſt, anders herbey schaffen.

St. Und deßwegen biſt Du traurig?

L. Ey das wollte ich meynen. Eine Frau, fünf Kinder und eine Magd zu unterhalten, das sind keine Kleinigkeiten.

St. Du haſt ja ein Amt, haſt Du nicht auch Beſoldung?

L. Beſoldung wohl, aber was für eine? Zum verhungern zu viel, zum leben zu wenig.

St. Wie hoch schlägſt Du denn deine Beſoldung an?

L. Wenn ich alles, alles zuſammen rechne: so kommen etwa jährlich 1200 Gulden heraus.

St. Das wären monathlich hundert Gulden. Damit kannſt Du nicht auskommen?

L. Nein. Meiner Frau ihr Eingebrachtes iſt zugeſetzt, mein Erbtheil iſt fort, in allen Ecken bin ich schuldig.

St. Nimm es mir nicht übel Bruder! Da muß es irgend wo fehlen. Es muß mit deiner Haushaltung nicht richtig seyn.

L. Du thust mir Unrecht, Freund Streithelm. Meine Frau ist eine gute Wirthin, hält jeden Pfennig zu Rathe. Ich bin auch kein Verschwender. Sieh meine Mobilien, sieh meine Kleidung, sieh meiner Frauen Kleidung an — nirgends findest Du Spuren von Verschwendung.

St. Darinne hast Du Recht. Fahre fort deinen Aufwand so einzuschränken: so wirst Du gewiß mit deinen 1200 Gulden auskommen. Aber nun muß ich dich verlassen.

L. Schon verlassen? es ist ja erst vier Uhr.

St. Ich besorge, daß ich Dich in deinen Geschäften störe.

L. Wenn Du weiter keinen Grund hast: so kannst Du bis zehn Uhr bey mir bleiben. Wenn die Glocke zu Mittage zwölf schlägt: so sind meine Geschäfte geendigt.

St. Zwölf Uhr? Was thust Du denn den Nachmittag?

L. Da gehe ich in Gesellschaft.

St. Und Deine Frau wohl auch?

L. Das versteht sich.

(Die Fortsetzung folgt.)

Digitized by Google

## Ein verlohrner Zollzettel hilft die Vollbringer einer Mordthat entdecken.

Bey Boosten im Churhannöverschen passirten drey Schweinetreiber den Zoll, und verzollten dreyßig Schweine, die sie nach dem Thüringschen trieben; speis'ten auch alle drey in dem Wirthshause bey dem Zolle. Wohl vier Wochen nachher wurde der Amtsbote ausgeschickt, und sein Weg führte ihn durch ein Holz, wo er nicht weit vom Wege, im Gebüsche, einen, seiner Meynung nach schlafenden, Menschen fand. Als er aber näher kam, sahe er, daß es ein mit Kopfschlägen getödteter Mensch sey, der schon in völliger Verwesung liege. Sogleich kehrte er um, und machte die Sache dem Justizamtmann bekannt. Dieser, ein sehr thätiger und braver Mann, ließ den Körper aufheben und seciren. In seinen Kleidern wurde übrigens nichts gefunden, woraus man etwas hätte schließen können. Indessen waren alle Merkmale einer gewaltsamen Todesart vorhanden. Wo sollte man aber den Thäter suchen? Obgleich in allen benachbarten Gegenden Nachfrage geschah; auch die Mordthat in öffentlichen Blättern angezeigt, und der Gefundene beschrieben wurde, so war man doch nirgends im Stande, über die Sache einiges Licht zu bekommen. Dieß bekümmerte den rechtschaffnen Amtmann so sehr, daß er weder Tag noch Nacht davor ruhen konnte. Als er fast vier Wochen nachher eine ganze Nacht über die Sache nachgedacht hatte, konnte er kaum den Morgen erwarten; so stark war bey ihm der Trieb geworden, die Mord-

stätte

stätte noch einmal in genauern Augenschein zu nehmen. Er ritt ganz allein hinaus, und untersuchte alles, konnte aber nicht das Geringste entdecken. Endlich sahe er im dicken Gebüsche etwas Weißes schimmern. Er kroch durch, und fand ein kleines Zettelchen, worauf die Worte zu lesen waren: „..... Schweine verzollt. Boosten den ....." aber ohne Namen derer, die den Zoll entrichtet hatten. Sogleich ritt er nach dem Zollhause, und vernahm den Wirth über den Zollzettel. Von diesem erfuhr er, daß an dem genannten Tage drey Schweinetreiber dreyßig Schweine verzollt, auch bey ihm gegessen hätten, und nach dem Thüringischen gegangen wären. Auf die Frage: was sie gegessen hätten? antwortete man: „Schweinefleisch und Sauerkohl." Nun war es höchst wahrscheinlich, daß der Erschlagne einer von diesen dreyen gewesen sey, weil man bey der Sektion noch den völlig unverdauten Sauerkohl in seinem Magen gefunden hatte. Auch war es ganz natürlich, daß der größte Verdacht seiner Ermordung auf seine beyden Kameraden fallen mußte. Allein wie waren nun diese auszuforschen?

Im Vertrauen auf die anbetungswürdige Vorsehung, die durch ein unbedeutendes Stückchen Papier so weit schon auf die Spur geholfen hatte, wählte der Beamte einen klugen und verständigen Schulzen, unterrichtete ihn von allen Umständen, gab ihm sein Pferd, und befahl ihm, von Dorf zu Dorf den beyden Schweinetreibern nachzuforschen, bis er erführe, wo sie ansäßig wären. Zugleich gab er ihm das erforderliche Requisitoriale an alle und jede

Obrig-

Obrigkeiten mit, wenn es etwa nöthig wäre, sie arretiren zu lassen. Dieser Mann war so glücklich, sie auf dem ganzen Wege von 15 bis 18 Meilen Station vor Station, wo sie gewesen waren, zu verfolgen, und endlich im Thüringschen an den Ort ihres Aufenthalts zu kommen. Noch am späten Abend meldete er sich bey dem Justiziarius des Orts, und fragte, ohne sich etwas merken zu lassen, ob diese beyden Leute hier ansäßig wären. Da es dieser nun bejahete, übergab er ihm seine Ordre. Allein dieser hatte allerley Bedenklichkeiten, sie noch in der Nacht arretiren zu lassen, und bat den Schulzen, er möchte es doch bis Morgen früh anstehn lassen. Da sie aber des andern Morgens hingingen, waren beyde schon in der Nacht geflüchtet, weil ihnen von der Nachsuchung etwas bekannt geworden seyn mußte.

Unverrichteter Sache kehrte nun der Schulze zu seinem Amtmann zurück. Dieser aber konnte nicht ruhen, sondern gab ihm ein frisches Pferd, mit dem Auftrage, wieder zurückzureiten, und ihnen von dem Orte an, aus dem sie geflüchtet waren, aufs neue nachzuforschen. Der Schulze that dieses, und war auch so glücklich, ihnen wieder bis kurz vor Hamburg auf der Spur zu bleiben. Hier gab er aber alle Hoffnung auf, ihrer habhaft zu werden, weil er glaubte, daß sie zu Schiffe gegangen seyn würden. Indessen wollte er doch, da er Hamburg einmal nahe war, diese Stadt besehen. Er trat hier in dem ersten dem besten Wirthshause ab, wo ihm der eine Mörder näher war, als er dachte. Die Vorse-

hung

hung hatte ihn daher gewiß nicht umsonst dahingeführt. Denn als er sich in der Wirthsstube nach verschiednen Umständen erkundigt hatte, ging er hinaus, trat in die Hausthür, und sahe sich auf der Straße um. Gegenüber war ein Keller, aus welchem die Leute Getränk holten. Unter andern kam auch ein Kerl mit einem Korbe Bouteillen heraus, dem er es gleich ansah, daß er ein Fremder war. Er erkundigte sich daher ganz von ferne bey dem Wirthe und den Umstehenden nach dem Hause, nach den Leuten, die darin wohnten, und nach diesem Kerl. „Dieser (sagte der Wirth) ist mit noch einem andern erst vor vierzehn Tagen aus Thüringen hier angekommen, und hat sich in diesem Hause als Hausknecht vermiethet, der andre aber ist als Matrose zu Schiffe gegangen.“ Sogleich ging er zu dem regierenden Bürgermeister, und offenbarte ihm die ganze Sache. Der Mensch ward arretirt, und gestand auch in dem Augenblick die ganze That mit den Worten: „er habe nicht weiter kommen können, er sähe nun wohl, daß ihn die Rache Gottes verfolge.“

Diese Geschichte ist genommen aus den Spuren der Gottheit im anscheinenden Zufalle, von Sam. Christoph Wagner.

---

## Auflösung der im 16ten Stück befindlichen Räthsel.

1) Schimmel.
2) Baumöl.

Digitized by Google

# Der Bote aus Thüringen.

## Zwanzigstes Stück.

1809.

Bote. Wirth.

W. Der Herr Streithelm scheint mir ein schlauer Vogel zu seyn, weil er seinen Freund Leneb so artig auszufragen wußte. Erzähle Er mir doch das Gespräch weiter, das sie mit einander führeten.

B. Da Herr Streithelm dem Herrn Leneb das Geständniß abgelockt hatte, daß er mit seiner Frau täglich in Gesellschaft gehe: so fragte er ihn, was macht ihr denn täglich in Gesellschaft?

L. Was sollen wir machen? Wir discuriren spielen, wöchentlich tanzen wir auch einmahl.

St. So! Und kannst doch mit 1200 Gulden nicht auskommen?

L. Du wirst doch nicht glauben, daß mei-

ne Gesellschaftlichkeit die Ursache davon ist, daß ich nicht auskommen kann?

St. Ja das glaube ich.

L. Da thust Du mir Unrecht.

St. Wenn ich Dir nun beweisen könnte, daß Dir deine Gesellschaftlichkeit jährlich 600 Gulden koste, wie denn da?

L. Da müßte ich Dir freylich Recht geben. Das wirst Du mir aber wohl nicht beweisen können.

St. Sieh! Lieber Bruder, ich habe die Grille, die ich von Franklin gelernet habe: Zeit ist Geld.

L. Was soll das heissen?

St. Es soll heissen: Zeit ist so viel werth, als Geld. Ich, nach meinen Gedanken, glaube sie ist mehr werth als Geld. Wenn ich nun eine Stunde nur für einen halben Gulden anschlage, und das ist doch warlich nicht viel, und Du Deine Zeit täglich von 2 Uhr bis 10 Uhr, folglich acht Stunden, in Gesellschaft zubringst: so verschwendest Du ja täglich 4 Gulden. Wie viel beträgt denn dieß das Jahr hindurch? Beträgt es nicht weit mehr als Deine ganze Einnahme? Du wolltest mir zugeben, daß deine Gesellschaftlichkeit die Ursache sey,

war-

warum Du mit Deiner Einnahme nicht auskommen kannst, wenn ich Dir bewiese, daß sie Dir jährlich 600 Gulden koste. Nun habe ich Dir aber bewiesen, daß sie Dir jährlich mehr als 1200 Gulden kostet, was sagst Du dazu?

L. Wenn Du so rechnest: so hast Du freylich Recht. Wer wird denn aber so rechnen?

St. Ich.

L. Ja das weiß ich wohl. Deine Rechnung ist aber falsch. Wer gibt mir denn für eine Stunde einen halben Gulden?

St. Das weiß ich nicht. Aber ein so kluger gewitzter Mann, wie Du bist, der muß doch in jeder Stunde, die er gut anwendet, einen halben Gulden erwerben können.

L. Wie denn so? Was soll ich denn arbeiten, um jede Stunde einen halben Gulden zu verdienen?

St. Das mußt Du selbst wissen. Ich will Dir aber auf die Sprünge helfen. Sieh, wenn Du mit deiner Frau nicht in Gesellschaft gehst: so bleibst Du zu Hause.

L. Das versteht sich von selbst.

St. Und wenn Ihr zu Hause bleibt: so ist euer Haus in guter Aufsicht; so darf die Magd keine Gesellschaft halten. —

ne Gesellschaftlichkeit die Ursache davon ist, daß ich nicht auskommen kann?

St. Ja das glaube ich.

L. Da thust Du mir Unrecht.

St. Wenn ich Dir nun beweisen könnte, daß Dir deine Gesellschaftlichkeit jährlich 600 Gulden koste, wie denn da?

L. Da müßte ich Dir freylich Recht geben. Das wirst Du mir aber wohl nicht beweisen können.

St. Sieh! Lieber Bruder, ich habe die Grille, die ich von Franklin gelernet habe: Zeit ist Geld.

L. Was soll das heissen?

St. Es soll heissen: Zeit ist so viel werth, als Geld. Ich, nach meinen Gedanken, glaube sie ist mehr werth als Geld. Wenn ich nun eine Stunde nur für einen halben Gulden anschlage, und das ist doch warlich nicht viel, und Du Deine Zeit täglich von 2 Uhr bis 10 Uhr, folglich acht Stunden, in Gesellschaft zubringst: so verschwendest Du ja täglich 4 Gulden. Wie viel beträgt denn dieß das Jahr hindurch? Beträgt es nicht weit mehr als Deine ganze Einnahme? Du wolltest mir zugeben, daß deine Gesellschaftlichkeit die Ursache sey,

war-

warum Du mit Deiner Einnahme nicht auskommen kannst, wenn ich Dir bewieſe, daß ſie Dir jährlich 600 Gulden koſte. Nun habe ich Dir aber bewieſen, daß ſie Dir jährlich mehr als 1200 Gulden koſtet, was ſagſt Du dazu?

L. Wenn Du ſo rechneſt: ſo haſt Du freylich Recht. Wer wird denn aber ſo rechnen?

St. Ich.

L. Ja das weiß ich wohl. Deine Rechnung iſt aber falſch. Wer gibt mir denn für eine Stunde einen halben Gulden?

St. Das weiß ich nicht. Aber ein ſo kluger gewitzter Mann, wie Du biſt, der muß doch in jeder Stunde, die er gut anwendet, einen halben Gulden erwerben können.

L. Wie denn ſo? Was ſoll ich denn arbeiten, um jede Stunde einen halben Gulden zu verdienen?

St. Das mußt Du ſelbſt wiſſen. Ich will Dir aber auf die Sprünge helfen. Sieh, wenn Du mit deiner Frau nicht in Geſellſchaft gehſt: ſo bleibſt Du zu Hauſe.

L. Das verſteht ſich von ſelbſt.

St. Und wenn Ihr zu Hauſe bleibt: ſo iſt euer Haus in guter Aufſicht; ſo darf die Magd keine Geſellſchaft halten. —

L. Die Magd? Die hält keine Gesellschaft.

St. Ich sage Dir aber sie hält Gesellschaft. Wenn die Herrschaft täglich in Gesellschaft sich herum treibt, wie kannst Du denn glauben, daß das Gesinde einsam bleiben werde? Wenn es nun Besuch bekommt: so muß es ihm doch etwas vorsetzen. Nimmt es dieß nicht von dem Deinigen? Und wer hat denn die Kinder unter der Aufsicht, in der Zeit, daß die Aeltern in Gesellschaft sind?

L. Die Magd.

St. Die Magd? Deine Kinder?

L. Wem soll ich sie denn sonst unter die Aufsicht geben?

St. Deiner Frau und Dir. Wenn Du wüßtest, wie viel Böses bey deinen Kindern dadurch gestiftet würde, daß Du ihnen Deine Aufsicht entziehst, Du würdest Dich entsetzen. Dein ältestes Töchterchen hat ja auch ein Bückelchen. Wie ist es denn dazu gekommen?

L. Wer will das wissen.

St. Freylich kannst Du es nicht wissen, weil Du Dich um Deine Kinder nicht bekümmerst. Höchst wahrscheinlich ist es aber zu diesem Bückelchen in seiner Aeltern Abwesenheit gekommen. Wie viel Geld würdest Du drum geben,

ben, wenn Du das arme Kind gerade machen könntest!

(Die Fortsetzung folgt.)

---

## Der edelmüthige Räuber.

Auch unter den Straßenräubern, besonders in England, findet man zuweilen edelmüthige Handlungen. Es gibt kein Land, wo diese Art Leute ihr Handwerk edelmüthiger treiben, als auf dieser Insel, wo ein unglücklicher Zufall, die Liebe zum Spiel, oder zum Vergnügen, den Straßenraub veranlassen; und derjenige, der ihn begehet, entsaget deßwegen eben nicht allezeit allen Regungen der Menschheit.

Eine Englische Dame vom ersten Range, kam von der vorigen verstorbenen Königin, folglich sehr geputzt, zurück. Ihre Sänfte ward von einem Räuber angehalten. Sie gab ihm ihren Geldbeutel nebst einigen Edelsteinen. „Sie haben ein schönes Halsgeschmeide, Mylady,“ sagte dieser Mensch zu ihr: Ein Kleinod bewundern, heißt in der Räubersprache soviel, als es fordern. Die Dame verstand auch vollkommen, was es zu bedeuten hatte. Sie band ihr Halsband los, und überreichte es dem Räuber. Allein, sie konnte dieses doch nicht thun ohne einige Thränen zu vergießen, die dem Spitzbuben nicht entgingen. „Sie weinen, Madame, sprach er: Allen Ansehn nach ist Ihnen dieß Kleinod sehr werth.“ — „Es ist wahr, versetzte die Dame; ich habe dieß Halsgeschmeide von einer Freundin, die ich ausnehmend lieb-

liebte." — „Man soll mir nicht nachsagen, daß ich eine Dame zum Weinen gebracht habe;" fing der wohlgesittete Räuber wieder an, indem er ihr das Halsgeschmeide zurück gab. „Meine Handthierung hat mich nicht verleitet, der Menschenliebe zu entsagen; und blos die Noth zwingt mich, meine Bedürfnisse von dem Ueberflusse reicher Personen zu stillen." Mit diesen Worten grüßte er die Dame zum Abschiede, und diese rief ihm sowohl vor Freuden als vor Verwunderung nach: „Ich schenke Ihnen alles, was Sie mir genommen haben; und wo Sie jemahls in Verhaft kommen sollten, verspreche ich Ihnen meinen Beystand." Der Räuber war schon ziemlich weit wieder entfernt; dennoch aber mußte er diese letzten Worte noch gehört haben. Denn da er zwey Jahre darauf ergriffen ward, nahm er seine Zuflucht zu dieser Dame, die ihm ihren Schutz versprochen hatte, und ihr Wort auch hielt. Denn sie wirkte ihm durch die Königin Gnade aus. Sie schränkte aber ihre Erkenntlichkeit hierauf nicht ein; sondern sie ließ ihn zu sich kommen, und gab ihm so viel, daß er als ein ehrlicher Mann leben konnte. Er begab sich darauf nach der Grafschaft Sußex, wo er sich durch seine gute Aufführung die Hochachtung und Freundschaft aller seiner Nachbaren erwarb.

* * *

## Eben dieses Inhalts.

Ein Bauer von Liderschilt, einem Dorfe in der Grafschaft Bitsch, an der Zweybrückischen Grän-

Gränze, wollte eines Tages nach Fielzbach gehen, um sich ein Schwein zu kaufen. Jetzt gedachter Ort liegt mitten in den Wäldern, wo man durch muß, wenn man auf Pirmasenz zu will; und in diesen Wäldern war damahls eine ordentliche Niederlage der Straßenräuber. Sie begegneten dem Bauer, welcher, auf Befragen, wo er hin wolle? Da er nichts Arges vermuthete, und die Räuber sich ganz einfältig und unschuldig anstelleten, nicht glaubte, ein Geheimniß aus seiner Reise machen zu dürfen, sondern auch noch, weil es die Rede so mit sich brachte, gestund, wie viel er Geld bey sich trug, welches nicht viel war. Auf einmahl veränderten die Räuber den Ton, und geboten ihm, seine 9 Gulden herzugeben. Der arme Bauer hätte gern vor sein Geld sich gewehrt, konnte aber nicht wider Gewalt, und fügte sich endlich. Da er nun den in Willens gehabten Kauf nicht mehr vollbringen konnte, nahm er traurig den Rückweg nach seinem Dorfe, in schweren Gedanken über seinen Unglücksfall, wobey er jedoch sich noch tröstete, daß man ihm das bischen Leben gelassen hatte.

Er war kaum einige Schritte entfernt, als die Räuber, welche ihn geplündert hatten, wieder zu ihm kamen, und ihn mit sich gehen hießen. Er wollte anfänglich nicht; man nöthigte ihn aber, und führte ihn über ungeheure Felsen an den allerdicksten Ort des Waldes, wo die Uebrigen von der Bande sich befanden. Er sahe hier eine ganze Heerde Schweine; welche ihn wieder an sein Vorhaben erinnerte, warum er des Morgens ausgegangen war,

und

und seinen Verlust und Schmerz neuerdings rege machte. Einer von den Räubern redete ihn mit folgenden Worten an, worüber er nicht wenig erstaunte: „Du bist ein armer Teufel, und hast das Unglück gehabt, uns aufzustoßen. Wir müssen dich dafür trösten. Du wolltest ein Schwein einkaufen. Siehe, da haben wir mehr, als wir brauchen. Wir wollen dir eines zu kaufen geben. Mit deinem Gelde ist es schon bezahlt. Laß dir aus, und nimm das allerschönste.“

Derjenige, welcher mit ihm redete, zeigte ihm darauf ein großes trächtiges Zuchtschwein. Der hierüber in Verlegenheit gesetzte Bauer machte Anfangs Schwierigkeiten. Die Edelmüthigkeit der Räuber schien ihn zu rühren. Er verhielt ihnen aber nicht, daß er glaubte, das Zuchtschwein könne gestohlen seyn, und wenn es der Eigenthümer bey ihm fände, dürfte er dafür büßen müssen. „Nimmermehr, antwortete man ihm: Wir schwören dir, daß du nichts zu fürchten hast. Du bist von Liderschilt, und dieses Schwein ist von der andern Seite des Rheins.“ Er bedachte sich nun nicht länger, dankte den Räubern, und führte sein Zuchtschwein, das auf zwey Carolins geschätzt wurde, freudig nach Hause.

Der glückliche Bauer erzählte Jedem seine Geschichte, mit immer neuen Entzücken; und wer sie hörte, bewunderte die Großmuth der Räuber, die hierinnen allen Beyfall verdienen.

Digitized by Google

# Der Bote aus Thüringen.

Ein und zwanzigstes Stück.

1809.

Bote. Wirth.

W. Die Bemerkungen, die Herr Streithelm über die Haushaltung seines Freundes Leneb machte, mögen diesem wohl nicht sehr behagt haben.

B. Das kann Er leicht denken. Da er ihn darauf aufmerksam gemacht hatte, was für Unannehmlichkeiten er sich durch seine Gesellschaftlichkeit zuziehe: so gab ihm Leneb zur Antwort: ach halt das Maul! Ich dachte ich wollte heute mit Dir einen vergnügten Tag haben, und Du machst mich mit Deinem Geschwätze melancholisch.

St. Das ist eben kein großes Unglück. Denn wenn Du Deine Wirthschaft so fortführest: so wirst Du am Ende doch melancholisch.

Wie kömmt es denn daß Du keinen Spiegel in Deiner Stube hast?

L. Ich weiß nicht.

St. Ha! Ha! Ha! So darf mir Bruder Leneb nicht antworten. Sag, wo Dein Spiegel iſt, oder ich gehe den Augenblick fort.

L. Mein Bernhard hat ihn zerſchlagen.

St. Doch wohl, da ſeine Aeltern nicht zu Hauſe waren?

L. Ja. Er koſtete mich dreyßig Gulden.

St. Die wären alſo auch erhalten worden, wenn Du Deine Zeit beſſer angewendet hätteſt. Wollteſt Du einmahl Deine ganze Haushaltung durchmuſtern: ſo würdeſt Du erſtaunen, wie viel an Hausgeräthe, Kleidungsſtücken, Lebensmitteln u. dergl. zu Grunde geht, das alles erhalten würde, wenn Du mit Deiner Frau fein zu Hauſe bliebeſt. Und geht Ihr denn mit eben der Kleidung in Geſellſchaft, die Ihr zu Hauſe tragt?

L. Ich will nichts mehr wiſſen.

St. Na! Na! Na! Nur nicht zu hitzig liebes Brüderchen. Ich gab mir Mühe Dir das Fellchen abzuziehen, das auf dem Auge ſitzt; nun, da Dir die Operation etwas wehe thut, willſt Du die Hand zurückſchlagen. Das

geht

geht ja aber nicht. Wenn ich Dir die Hälfte des Fellchens auf dem Auge wollte sitzen lassen, das gäbe ja einen Uebelstand. Halt also nur noch ein Bischen stille, bis die Operation vollendet ist.

Wir blieben bey der Kleidung stehen. In Deinem Hause kannst Du mit Deiner Frau in ganz einfacher Kleidung gehen. Wenn Ihr reinlich seyd: so seyd Ihr geputzt. In Euerm Hause braucht Ihr Euch nach keiner Mode zu richten. Ist denn das eben so in Gesellschaft? Müßt Ihr Euch da nicht putzen? Müßt Ihr Euch nicht nach der Mode richten, und manches Kleidungsstück, das noch viele Jahre hätte getragen werden können, blos deßwegen ablegen: weil es aus der Mode gekommen ist. Ich sage also gewiß nicht zu viel, wenn ich annehme daß Deine Gesellschaftlichkeit Dich nöthigt, wenigstens viermahl mehr auf Kleidung zu wenden, als nöthig wäre, wenn Ihr die Häuslichkeit liebtet. Was pflegst Du denn auf den Abend zu essen?

L. Darnach hast Du nichts zu fragen?

St. Ist auch nicht nöthig, ich weiß es doch Du ißt, was Du bey Deiner Frau bestellt hast, oder was diese aufträgt.

Wenn nun der Beutel die Schwindsucht hat: so könnt Ihr Euch einschränken, und, wie man zu sagen pflegt, den Schnabel nach der Tasche richten. Von einem Butterbrote wird man auch satt, und, wenn man es im Kreise seiner Familie genießt: so schmeckt es recht gut. Das geht in Gesellschaft nicht. Da muß man essen was aufgetragen wird, und, wenn der Beutel es nicht zu bezahlen vermag: so muß man borgen. Der Wohlstand erfordert es dann auch, daß man wieder bisweilen Gesellschaft auf ein Butterbrot zu sich bitte. Dieß Butterbrot kostet nun, wie Du wohl weißt, etwas mehr, als die gewöhnlichen Butterbröter. Ein einziges Butterbrot, mit dem Du Fremde bewirthest, kostet Dir gewiß soviel, als die Butterbröter, die Du mit Deiner Familie in einem Monathe genießest.

L. Ich wollte, daß Du mit Deinem Moralisiren wärest, wo der Pfeffer wächst.

St. Je nun, wenn ich auch nicht dahin komme: so kann doch bey Dir Rath dazu werden. Es sind schon gar viele hübsche Leute, wenn sie eine Zeit lang so wie Du gewirthschaftet hatten, genöthigt worden dahin zu gehen, wo der Pfeffer wächst. Ich will mich aber kurz

fas-

fassen. Sieh, wenn Du mit Deiner Frau fein zu Hause bleibst: so könnt Ihr alles nach Euern eignen Köpfen einrichten; in Gesellschaft muß es nach der Mode und andern Köpfen gehen. Zu Hause könnt Ihr Euch besprechen, wie Ihr da etwas ersparen, dort etwas erwerben, hier etwas wohlfeil einkaufen, dort Euch einen andern Vortheil machen wollt; und in Gesellschaft? Da kannegiesert Ihr, setzt den Großsultan ab, und vertheilt seine Provinzen.

Und nun noch eins, das soll das letzte seyn. Du bist nun so ein kluger Kopf. Wenn Du die Zeit, die Du auf die Vertheilung der Türkey, Chartenspiel und dergleichen verwendest, zum Studiren anwendetest: so könntest Du ein grosser, gelehrter Mann werden, und mit der eit ein Amt bekommen, das Dir 3000 Fl. einträgt.

(Die Fortsetzung folgt.)

---

König Ludwig der Elfte von Frankreich kam an einem Morgen in seine Küche, wo einer von den Burschen, die die Bratspieße wendeten, seine Aufmerksamkeit an sich zog. Da er in einem ganz gemeinen Ueberrocke ging, kannte ihn der Küchenjunge nicht, und fertigte ihn auf verschiedene Fragen, die er that, ganz dreust und kurz ab. Dieß gefiel dem König.

Wie

„Wie heiſſest du, und wie hoch stehst du dich?“

Ich bin Berruyer, des alten Berruyer Sohn; hier in der Küche nennen sie mich Stephan. Ich diene auch dem König, aber um ein wahres Lumpengeld; doch ists mein Trost, daß ich dabey so viel gewinne, wie er.

„Wie viel gewinnt denn der König?“

Seinen Aufwand; den gewinne ich auch, und so habe ich so viel, wie er. Ich wüßte auch nicht, warum er mir nicht den meinigen so lange reichen sollte, als Gott ihm den seinigen reicht. Bratenspießwender braucht er so lange, wie der liebe Gott ihn braucht. Erübrigen, wie er, kann ich freylich nichts; aber wozu auch? Davonbringen wird Ludwig am Ende doch nicht mehr, als Stephan.

Daß Stephan durch diese ächtphilosophische Antwort nach der Zeit königlicher Kammerdiener geworden, und dabey große Reichthümer erworben, die er auch nicht davon gebracht, lassen wir bey Seite gestellt; genug, als er so antwortete, war er noch Küchenjunge, und wußte nicht, daß es der König sey, dem er so antworte.

Wer wünscht nicht, daß die Könige oft solche Herzensergießungen nach Art des Küchenjungen Stephan hörten? Sie können sie aber in der That hören, so oft sie wollen; sie dürfen sich nur verkleiden, und so mit ihren niedrigeren Dienern und Unterthanen, die sie nicht genau, oder wohl gar nicht einmahl persönlich, kennen, sich in Gespräch einlassen. Was alle ihre Minister ihnen nicht sagen, sagt ihnen da

jeder

jeder Thorschreiber in der Landstadt, jeder Bauer im Dorfe, und besonders jeder ihrer bettelnden Invaliden. Ueberall wirds die allgemeine Stimme seyn, welche sie hören — „Man gönnt den Großen gern, was sie haben — am Ende ists doch auch weiter nichts, als was sie mit dem Munde davongetragen haben — wenn sie dieß nur immer recht reiflich bedächten, und die Kleinen sich auch alle sorgenfrey satt essen ließen!“ Ein deutscher König neuerer Zeiten hörte, weil er mit Jedem sprach, oft dergleichen Herzensergießungen, und man sagt es ihm zum Ruhme nach, daß er sie zu seinem Nutzen und Frommen gehört, oder daß er sie doch nie übler aufgenommen habe, als Ludwig die des Küchenjungen Stephan.

Zu wünschen wäre es jedoch auch, daß wir Kleinen eben so von Stephan lernen möchten, wie die Großen von ihm lernen könnten. Was kann Erhabeneres gesagt werden, als wenn ein Mann, der von seinen Arbeiten und Geschäften nur so gerade sein Auskommen hat, ganz so aus dem Herzen, wie dieser Küchenjunge, spricht — ich habe so Viel, wie ein König! Macht irgend eine Denkart glücklich, und von der Welt unabhängig, so ist es diese. Nicht fragen, wie viel brauche ich? Und darnach seine Forderungen bestimmen; sondern fragen, wie viel habe ich? Und darnach bestimmen, was man brauche — dieß ist die wahre Philosophie, die Philosophie des Lebens.

Stephan wendete die Braten am Spieße, und Ludwig as sie. Das schadet nichts, dachte

te der philosophische Küchenjunge; hat sie der König gegessen, so hat er — gegessen, und ist weiter nichts, als satt; satt wirst du auch täglich, und so hat er nicht Mehr, wie du. So mochte er auch wohl, wenn er von den Lustbarkeiten am Hofe hörte, denken, es schadet nichts, daß du nicht dabey bist; am Ende schläft der König doch darüber ein; du schläfst dann auch, und so hast du so Viel, wie er. Ging seine Küchenjungenphilosophie noch weiter, so dachte er wohl gar — und dir bekommt dein einfaches Essen noch besser, als dem König seine gekünstelten zwanzig Schüsseln — und du schläfst, wenn du dich müde gearbeitet hast, noch süsser, als der König, der es vor Langeweile nur zum Gähnen bringt.

Sind wir nicht Thoren, wenn wir Andere deßhalb beneiden, daß sie Mehr hätten, als wir? Brauche nicht Mehr, als du hast, ruft uns die Weisheit zu, so hast du so Viel, wie sie. Laßt uns doch mit dem Küchenjungen sprechen — ich habe meinen Aufwand, und Mehr hat kein Mensch; Viel und Wenig, wenn es aufgewendet ist, ist Gleichviel; davongetragen wird von uns Allen nichts. Wer so denkt, der gewinnt noch obendrein in der Hauptsache — er genießt das, was er hat, wahrhaftig; und so ists immer noch die Frage, wer von Beyden im Grunde glücklicher war — Ludwig, oder sein Küchenjunge...?

# Der Bote aus Thüringen.

Zwey und zwanzigstes Stück.

1809.

Bote. Wirth.

B. So will ich denn die Erzählung von Herrn Leneb dießmahl beschließen. Da ihm Herr Streithelm vorgestellt hatte, daß er ein gelehrter Mann werden, und mit der Zeit ein einträglicher Amt bekommen könnte, wenn er sich nicht immer in Gesellschaften herum triebe: so gab er zur Antwort: hast Recht Brüderchen! Ich will Dir in allen Stücken folgen. Jetzt thue mir nur den einzigen Gefallen, und schieße mir 800 Gulden vor. Binnen hier und einem Jahre will ich Dich, als ein ehrlicher Mann, bezahlen.

St. Ich weiß nicht, Bruder, wo Du Deine Gedanken hast: hälst Du mich denn für ein Kind, oder für einen Narren?

L. Für keins von beyden.

St. Für eins von beyden mußt Du mich halten, wenn Du meynst, daß ich glaube Du würdest mir in einem Jahre 800 Gulden zurückzahlen können. Bisher konntest Du mit zwölfhundert Gulden nicht auskommen, nun sagst Du, Du wolltest mir von diesen 1200 Gulden 800 zurückzahlen. Folglich willst Du mit 400 Deine Haushaltung bestreiten?

L. Ja Brüderchen! Das soll nun ganz anders werden. Von nun an gehe ich mit keinem Fuße wieder in Gesellschaft.

St. Und das soll ich glauben?

L. So wahr ich Leneb heisse.

St. Dieß kannst Du ja nicht halten. Der Mensch muß ja gesellschaftlich seyn. Von Zeit zu Zeit einen Freund besuchen, und wieder zu sich einladen, das kann mit einer guten Haushaltung gar wohl bestehen. Aber, Bruder Herz! Ich will mit Dir weiter nicht disputiren. Ich bin jetzt auf Reisen, wo man das Geld nicht wohl entbehren kann. Es ist mir also nicht möglich Dir, auf der Stelle, den verlangten Vorschuß zu thun. Nach einiger Zeit werde ich Dich wieder besuchen. Finde ich dann, daß Du Deine Lebensart geändert hast: so will ich Dir den Vorschuß thun. Sollte

dieß

dieß aber der Fall nicht seyn: so denkst Du gewiß zu gut, als daß Du mir eine solche Zumuthung thun solltest. Denn dieser Vorschuß würde Dir nichts helfen, und mir würde er schaden: weil Du nicht im Stande wärest, mir ihn zurückzuzahlen.

Das Gespräch wurde nun auf andere Dinge gelenkt, vorzüglich unterhielten sie sich von den angenehmen Tagen, die sie mit einander in der Jugend verlebt hatten. Dann trennten sie sich und Herr Streithelm setzte den folgenden Tag seine Reise weiter fort. Von dem, was er mit seinem Freunde gesprochen hatte, sagte er, um diesen zu schonen, Josephen nichts, in seinem Herzen aber dachte er sein Theil. Der gute Leneb, dachte er, ist unglücklich. Nicht auskommen können, in allen Ecken schuldig seyn, seine Schulden mit jedem Jahre vergrößern, das ist warlich keine glückliche Lage. Wer ist aber daran Ursache, als er selbst? Und doch glaubt er es nicht — armer Leneb!

Eigentlich hatte Herr Streithelm sich vorgenommen, bis Schlüsselhausen zu reisen. Von dem, was der Mensch sich vornimmt wird aber immer das Wenigste ausgeführt. Dieß erfuhr jetzt auch Herr Streithelm. Ehe sie noch den

halben Weg zurückgelegt hatten: bemerkte Joseph, daß seines Herrn Pferd ein Hufeisen verloren hatte. Dieß bewegte ihn, im nächsten Städtchen, vor der Schmide halt zu machen und das Pferd beschlagen zu lassen. Da gab es nun einen kleinen Auffenthalt.

Eben da der Schmid im Begriffe war das Hufeisen aufzuschlagen, sah er Herrn Streithelm in die Augen, sperrte das Maul auf, ließ den Pferdefuß, den er in der Hand hatte, sinken, und sagte, sehe ich recht, oder sehe ich nicht recht? Sie sind Herr von Streithelm.

St. Du magst wohl recht sehen; aber woher kennst Du mich?

Schm. Kennen Sie mich denn nicht Herr Kriegskammerad?

St. Kriegskammerad? Sehe ich recht, oder sehe nicht recht, Du bist der Corporal Linnisky.

Schm. Linnisky! Ey das wollte ich meynen. (ihm die Hand schüttelnd) Nun da trifft doch mein Traum ein. Diese ganze Nacht habe ich mit Ihnen zu thun gehabt. Mir kam es vor, wie wenn wir bey Jungbunzlau mit einander fochten, wie ich fiel, und Sie mich auf Ihrem Rücken aus dem Gefechte trugen, und mich im Lazarethe pflegten. Ach Herr dasmahls

mahls haben Sie viel an mir gethan. Gott wolle es Ihnen vergelten.

St. Fiel ich, so thatest Du das nähmliche an mir. Du hast also nicht Ursache mir zu danken. Unterdessen freue ich mich doch, daß ich meinen braven ehrlichen Linnisky hier so unverhoft wieder finde.

Der Schmid schlug nun das Hufeisen auf, sprach noch eins und das andere, und nöthigte dann Herrn Streithelm mit ihm in die Stube zu gehen. Joseph folgte ihm. Sieh nur Urselchen, sagte er zu seiner Frau, da finde ich unvermuthet den Herrn, der mir bey Jungbunzlau das Leben rettete.

Frau Linnisky machte ihm ein ganz kaltes Compliment. Der Mann zischelte ihr etwas in die Ohren; sie antwortete ihm aber so beissig, daß Herrn Streithelm angst und bange wurde. Sie ging zur Thür hinaus und schlug sie so heftig zu, daß die Fenster klirreten. Der Schmid folgte ihr. Es entstand ein heftiger Wortwechsel, von dem Joseph nur die Worte verstand: laß doch nur wenigstens eine Kanne Bier hohlen!

Herr Streithelm merkte, daß es in dieser Haushaltung nicht ganz richtig seyn möchte.

Da

Da also sein Kriegskammerad mit blassem Gesichte und Augen, die sich unruhig im Kopfe herum dreheten, in die Stube trat: so faßte er ihn bey der Hand und sagte: ist hier nicht ein Wirthshaus, wo man eine gute Mahlzeit bekommen kann?

Schm. O ja! Da ist der Regenwurm — ich bedauere nur

St. Nichts von bedauern! Lieber Kriegskammerad, Du gehst mit mir in den Regenwurm und verzehrst mit mir eine Mahlzeit. Dann wollen wir einen Krug Bier trinken, eine Pfeife Toback mit einander rauchen, und von den vorigen Zeiten mit einander plaudern.

Schm. Recht gerne will ich mit gehen, ich bedauere nur.

St. Laß doch Dein Bedauern seyn.

Der Schmid ging nun hinaus, um sich umzukleiden. Da entstand aber wieder ein heftiges Gefecht zwischen ihm und seiner Frau. Zwar fiel kein Schuß dabey, es wurde blos mit den Mäulern geführt, aber doch verursachte es ein solches Lärm, daß man die Salven die gegenseitig gegeben wurden, ganz deutlich in der Stube hören konnte.

Die Frau wollte nämlich schlechterdings nicht

nicht zugeben, daß ihr Mann mit Herrn Streithelm ginge. Ein fauler Schlingel bist Du, sagte sie, ein Tagedieb, der nirgends lieber ist, als auf den Bierbänken. Reiß an Deinen Ambos und arbeite, daß Du Dein Brot verdienst.

(Die Fortsetzung folgt.)

---

## Der Fuchs, der Panther und der Dachs.

Einst traf auf seinem Heldengange
Der Fuchs von ungefähr den Panther an.
Er stutzte; doch ein Fuchs besinnet sich nicht lange;
Er trat gebückt zum fleckichten Compan:
Ergebner Knecht; wie leben Ihro Gnaden?
Sprach er; warum so ganz allein?
Sie scheinen mir in Gram versenkt zu seyn.
Ja wohl! allein du kannst mich meines Grams entladen,
Versetzt das Panterthier: ein königlicher Fras,
Ein Dachs, den ich gehetzt, entrann in diese Höhle.
Verschafft du mir das Rabenaas,
So .... du verstehst mich, Freund!
Bey meiner armen Seele,
Erwiederte der Fuchs, ich bin Ihr Mann!
Sie sollen sehn, was unser einer kann.
Er schweigt und kriecht auf seinem Bauche
Zum Siedler in sein Loch: der König sendet mich,
Sprach er im Schranzenton zum armen Gauche,

Und

Und läßt nebst seinem Gruße dich
Aus angestammter Huld zur Mittagstafel bitten;
Er feyert heut sein Namensfest.
Wer schmaußt nicht gern am Hof? Der Dachs verläßt sein Nest
Und folgt dem Kammerherrn mit unbesorgten Schritten.
Doch als er kaum den freyen Grund betritt,
Bricht ihm der Panther das Genicke.
Was sagst du, fragt der Fuchs mit einem schlauen Blicke,
Der seinen Sieg und seinen Appetit
Dem hohen Freund empfiehlt, zu diesem Meisterstücke?
Der Panther merkte nicht auf ihn
Und stellte grinzend sich zu seinem Raube.
Die Wuth, der Neid, die seinem Aug entsprühn,
Erinnerten den Fuchs an jene herbe Traube
Und riethen ihm mit guter Art zu fliehn.
Er trat zurück. Du gehst? rief der Magnat. — Mein Magen
Kann fette Speisen nicht vertragen,
Erwiedert ihm der Schelm und kroch
In das vom Dachs verlassne Loch.
Der Blitz erschlage mich! rief er mit voller Kehle
Aus diesem sichern Zufluchtsort,
Wenn ich noch mehr für andre stehle.
Er hielt als Ehrenmann sein Wort.

Diese Fabel ist von Herrn Pfeffel, der vor einigen Wochen zu Colmar verstorben ist. Seine Augen verlor er in seinen zwanziger Jahren, und brachte funfzig Jahre in Blindheit zu, in denen er aber sehr thätig war, und seinen Mitmenschen auf das Möglichste zu nützen suchte.

Der Bote
aus
# Thüringen.

Drey und zwanzigstes Stück.

1809.

Bote. Wirth.

B. Heute, Herr Gevatter! Will ich Ihm einmahl nichts erzählen, von der zärtlichen Unterhaltung, die der Schmid mit seiner lieben Ehehälfte hatte. Ich habe hier ein Buch bey mir, das heißt: Benjamin Franklins kleine Schriften. Aus diesem will ich Ihm, zur Abwechslung etwas vorlesen.

W. Ist das der Franklin, der von Haus aus ein Buchdrucker war, und am Ende Präsident von Nordamerica wurde?

B. Es ist derselbige. Ehe ich aber meine Vorlesung anfange, muß ich Ihm noch etwas sagen, sonst versteht er das folgende nicht.

Franklin hatte einen Kalender geschrieben, der hieß Almanach des armen Richards oder die Kunst reich zu werden. Von diesem

handelt nun folgende Erzählung, die sich mit den Worten anfängt: Oft hatte ich die Freude, von Leuten, die mich nicht kannten, eins und das andere von meinen Sprichwörtern, und immer mit dem Zusatz: wie der arme Richard sagt, anführen zu hören. Hieraus sah ich, daß man meine guten Lehren nicht allein schätze, sondern auch einige Achtung für meine Autorität hege.

Man denke sich daher, wie vergnügt mich ein kleiner Vorfall, den ich jetzt erzählen will, machen mußte. Ich hielt neulich mit meinem Pferde an einem Ort, wo sich, einer öffentlichen Versteigerung wegen, eine Menge Menschen versammelt hatte. Es war noch etwas früh; die Leute sprachen von den schlechten Zeiten, und einer unter andern wendete sich an einen alten, dem Ansehn nach wohlhabenden, Mann mit grauen Haaren: „Und Ihr, Vater Abraham, was sagt Ihr zu der jetzigen Zeit? Glaubt Ihr nicht auch, daß die schweren Abgaben das Land ganz aussaugen werden? Denn wie ists möglich, sie zu erschwingen? Und, was meynt Ihr, das man machen soll?“ Vater Abraham dachte eine Weile nach, und erwiederte sodann: „Mein guter Rath steht euch,

und

und zwar in aller Kürze zu Dienſten: denn Ein Wort zu den Weiſen iſt genug, und mit Worten jagt man keine Katze in den Sack, wie der arme Richard ſagt.“ Die ganze Geſellſchaft drang in ihn, er möchte ſprechen; man trat in einen Kreis um ihn, und er hub alſo an:

„Liebe Freunde und gute Nachbaren, die Abgaben ſind allerdings ſchwer, allein wenn wir ſonſt keine, als die an die Obrigkeit, zu zahlen hätten, ſo wollten wir wohl fertig werden. Wir haben aber noch ganz andere, die uns viel ſchwerer fallen. Unſre Faulheit, zum Beyſpiel, nimmt uns zweymahl mehr ab, als die Obrigkeit, unſere Eitelkeit dreymahl, und unſere Thorheit viermahl mehr. Von dieſen Abgaben kann uns kein Landesdeputirter, weder ganz noch halb, befreyen; indeß iſt noch nicht alles verloren, wenn wir nur gutem Rathe folgen wollen, denn wie der arme Richard in ſeinem Kalender von Anno 1733 ſagt: Gott hilft denen, die ſich ſelbſt helfen.“

„Ueber eine Regierung, die das Volk den zehnten Theil ſeiner Zeit zu frohnen zwänge, würde jederman ſchreyen: aber die Faulheit nimmt den meiſten unter uns noch weit mehr weg. Rechnet einmahl die Zeit, die ihr im

gänzlichen Müßiggang, das heißt mit Nichtsthun, oder in Zerstreuungen, die eben nicht weiter führen, zubringt, und ihr werdet finden, daß ich Recht habe. Der Müßiggang verkürzt nothwendiger Weise unser Leben, weil er uns schwächlich macht. Müßiggang ist ein Rost, der weit mehr angreift, als selbst die Arbeit. Der Schlüßel, den man oft braucht, ist immer blank, sagt der arme Richard. Liebst du aber das Leben, so verderbe die Zeit nicht, sagt der arme Richard weiter; denn sie ist das Zeug, aus dem das Leben gemacht ist. Wie viel verlieren wir nicht allein dadurch, daß wir länger schlafen, als nöthig wäre, ohne zu bedenken, daß der schlafende Fuchs kein Huhn fängt, und daß wir im Grabe lange genug schlafen werden. Ist die Zeit das kostbarste unter allen Dingen, so ist Verschwendung der Zeit die größte unter allen Verschwendungen: denn, wie der arme Richard sagt, verlorne Zeit läßt sich nicht wieder finden, und was wir Zeit genug nennen, reicht am Ende selten zu. Wohlan denn, laßt uns die Hände regen, so lang wir noch Kräfte haben. Faulheit macht alles schwer, der Fleiß alles leicht. Wer spät aufsteht, wird nie fertig; eh er recht

in

Digitized by Google

in die Arbeit kömmt, ist die Nacht schon wieder da. Die Trägheit schleicht so langsam, daß die Armuth sie bald einhohlt. Treibe dein Geschäft, damit dein Geschäft dich nicht treibt. Zeitig ins Bett, und zeitig aus dem Bette, macht den Menschen gesund, reich und klug — sagt der arme Richard."

„Was hilft es, bessere Zeiten zu wünschen und zu hoffen? Aendert euch nur selbst, so werden sich die Zeiten auch ändern. Fleiß hat nicht nöthig zu wünschen, sagt der arme Richard. Wer sich mit Hoffnungen nährt, läuft Gefahr, Hungers zu sterben. Ohne Mühe hat man nichts. Ich helfe mir mit meinen Händen fort, weil ich kein Land habe, und wenn ich welches habe, so greife ich selbst mit an, weil große Abgaben darauf liegen. Der arme Richard bemerkt sehr richtig: wer ein Handwerk hat, der hat ein Kapital, und wer Kopf hat, der hat ein einträgliches Ehrenamt. Man treibe aber auch sein Handwerk, und brauche seinen Kopf, sonst reicht Vermögen und Amt nicht hin, unsre Abgaben zu bezahlen. Wer arbeiten will, der findet immer Brod; dem fleißigen Mann guckt der Hunger wohl in das Haus, hinein aber darf er nicht. Auch die

Ge-

Gerichtsdiener kommen nicht über seine Schwelle: denn Emsigkeit bezahlt die Schulden, aber Muthlosigkeit vermehrt sie. Hast du gleich keinen Schatz gefunden, hat kein reicher Vetter dich zum Erben eingesetzt; desto besser! Fleiß ist des Glückes Mutter, und dem Fleißigen schenkt Gott alles. Bestelle dein Feld, wenn der Faule schläft; so wirst du Korn zum Verkaufen und zum Aufschütten haben. Arbeite heute, denn du kannst nicht wissen, was dich morgen abhält. Ein Heute ist mehr werth, als zwey Morgen, sagt der arme Richard, und so auch: verschiebe nie auf morgen, was du heute thun kannst. Wenn du bey einem guten Herrn dientest, würdest du dich nicht schämen, wenn er dich müßig anträfe? Nun bist du aber dein eigner Herr; so schäme dich also vor dir selbst, müßig zu gehen, da es so viel für dich, dein Haus, dein Vaterland und deinen Fürsten zu thun gibt. Greife die Arbeit rüstig an, und bedenke, was der arme Richard sagt, daß die Katze in Handschuhen keine Mäuse fängt. Freylich gibt es in der Welt viel zu thun, und vielleicht hast du von Natur zarte Hände, aber nur muthig zum ersten Versuche; und es wird mit jedem Tage besser gehn. Dringt nicht der

Re-

Regen am Ende selbst in Marmor ein? Nagt eine Maus mit Fleiß und Geduld nicht ein Schiffseil entzwey? Fällt nicht unter wiederhohlten Streichen die stärkste Eiche?"

„Mich dünkt, ich höre einige von euch sagen: So soll man sich gar keinen guten Tag machen? Ich antworte, wie der arme Richard: Wende deine Zeit wohl an, wenn du Ruhe verdienen willst, und verliere keine Stunde, weil du keiner Minute sicher bist." Muße heißt eine Zeit, worinn man etwas Nützliches verrichten kann. Der Fleißige wird diese Muße finden, aber der Träge nie. Denn, wie der arme Richard sagt, ein Leben voll guter Muße und ein müßiges Leben sind sehr verschiedene Dinge. Mancher möchte, ohne zu arbeiten, gern von seinem Kopfe leben, er kömmt aber selten weit damit. Arbeit hingegen schaft Bequemlichkeit, Ueberfluß und Achtung. Fliehe die Ergötzungen und sie werden dich verfolgen. Die fleißige Spinne hat ein großes Netz, und seitdem ich eine Kuh und ein paar Schaafe habe, wünscht mir jeder einen guten Morgen, bemerkt der arme Richard sehr richtig."

„Aber selbst Fleiß allein thut es nicht, wir müssen auch stätig, nicht fahrläßig noch unschlüs-

schlüssig seyn, wir müssen selbst ein Auge auf unsre Sachen haben, und uns nicht zu viel auf andere verlassen. Denn wie der arme Richard sagt: ein Baum, der oft umgesetzt wird, und eine Familie, die oft ausziehet, gedeihen weniger als die, welche auf ihrem Platz bleiben." Dreymahl ausziehen ist so schlimm, als einmahl abbrennen. Verlaß deine Werkstatt nicht, so wird deine Werkstatt dich auch nicht verlassen. Willst du eine Sache gut ausgerichtet haben, so gehe selbst, wo nicht, so schicke nur danach. Wer durch den Pflug reich werden will, muß ihn selbst anfassen, oder antreiben. Das Auge des Herrn fördert mehr, als seine beyden Hände. Mangel an Sorgfalt schadet mehr als Mangel an Einsicht. Wer nicht über seine Taglöhner wacht, der läßt ihnen den Beutel offen. Zu viel Vertrauen auf andere hat manchen unglücklich gemacht: in dieser bösen Welt täuscht Mißtrauen weniger, als Zutrauen. Für sich selbst sorgen hat keinen gereut, denn, wie der arme Richard sagt, willst du einen treuen und angenehmen Diener haben, so diene dir selbst. Eine kleine Verwahrlosung kann großes Unheil anrichten.

(Die Fortsetzung folgt.)

Digitized by Google

Der Bote
aus
# Thüringen.

Vier und zwanzigstes Stück.

1809.

## Bote. Wirth.

(Fortsetzung des vorigen Stücks.)

B. „Weil ein Nagel fehlte ging der Huf verloren; aus Mangel des Hufs das Pferd, und aus Mangel des Pferds der Reiter; der Feind hohlte ihn ein, und brachte ihn um, was nicht geschehen wäre, wenn er nach den Nägeln am Huf gesehen hätte.“

„So viel genug, liebe Freunde, von Fleiß und der Acht auf unsre Geschäfte. Zu diesen beyden Dingen muß noch etwas, Mäßigkeit, hinzukommen. Wer nicht eben so gut zu sparen, als zu verdienen weiß, der kann sich zu Tode arbeiten, ohne einen Pfennig zu hinterlassen. Eine fette Küche macht ein magres Testament, sagt der arme Richard. Wie ge-

wonnen, so zerronnen heißt es von manchem schönen Thaler, seitdem unsre Weiber über dem Thee das Nähen und Stricken, und wir Männer über dem Punsch den Spaden und Hammer vergessen haben."

„Willst du reich werden, so lerne nicht allein erwerben, sondern auch sparen, sagt der arme Richard. Amerika hat Spanien nicht reich gemacht, denn seine Ausgaben überstiegen immer seine Einnahme."

„Schränkt euern thörigten Luxus ein, so dürft ihr nicht über schwere Zeiten, drückende Abgaben, und großen Aufwand im Hause klagen: denn Wein und Weiber, Spiel und Betrug, schmelzen das Vermögen und vermehren die Bedürfnisse. Ein einziges Laster kostet so viel zu unterhalten, daß man zwey Kinder davon ernähren könnte. Ihr glaubt vielleicht, eine Taße Thee, ein Gläschen Punsch, ein Leckerbischen, etwas feinere Kleider, dann und wann eine Lustparthie, haben so viel nicht auf sich; aber erinnert euch, was der arme Richard sagt: Viele wenig machen Ein Viel: Nehmt euch für kleinen Ausgaben in Acht: ein kleiner Leck versenkt ein großes Schiff. Ein leckrer Gaum führt zum Bettelstab: Narren be-

bezahlen die Schüsseln, und die klugen Leute verzehren sie.“

„Ihr habt euch hier zu einer öffentlichen Versteigerung von allerhand Kaufmannsgut und Galanteriewaaren versammelt. Ihr nennt diese Dinge Güter, aber wenn ihr nicht auf eurer Huth seyd, so werden sie für einige unter euch zu Uebeln werden. Ihr denkt, sie werden wohlfeil, vielleicht weit unter ihrem Werth, weggehen; allein wenn ihr sie nicht unentbehrlich braucht, so werdet ihr sie auf jedem Fall zu theuer bezahlen. Denkt an das, was der arme Richard sagt: Kaufe nur, was du nicht nöthig hast, so wirst du bald das Nöthige verkaufen müssen. Viele haben sich blos durch ihr wohlfeiles Einkaufen zu Grunde gerichtet. Bedenke dich immer ein wenig, eh du einen guten Handel eingehst. Der Vortheil desselben ist oft blos scheinbar: der Kauf kann, indem er dich von deinem Gewerbe abzieht, dir im Grunde unendlich mehr Schaden als Gewinn bringen. O es ist eine große Thorheit, die Reue theuer zu bezahlen, und gleichwohl wird diese Thorheit täglich in Versteigerungen begangen seyn, weil man nicht an den Kalender denkt. Der Weise, sagt der arme Richard,

wird durch fremden Schaden klug, ein Narr kaum durch seinen eignen. Ich kenne Leute, die um eine schön[illegible]alskrause gerne fasten, und ihren eignen K[illegible] das Brod entziehn. Scharlach und Seide, Sammt und Atlas lö-schen das Feuer in der Küche aus. Weit ent-fernt Bedürfnisse zu seyn, gehören sie kaum unter die Bequemlichkeiten des Lebens: man wünscht sie, blos weil sie ins Auge fallen. So sind die künstlichen Bedürfnisse der Men-schen zahlreicher geworden, als ihre natürlichen, und so gerathen reiche Leute in Armuth, und müssen oft von denen borgen, die sie sonst kaum über die Achsel ansahen, die sich aber, durch Sparsamkeit und Fleiß, im Wohlstand erhielten. Daraus erhellt klar, wie der arme Richard sagt, daß ein Bauer auf den Füßen größer ist, als ein Edelmann auf den Knieen. Mancher, der am meisten klagt, hatte ein ar-tiges Vermögen geerbt, er vergaß aber, wie er dazu gekommen, und dachte: nun ist es helle, und wird nicht wieder dunkel. Eine so geringe Ausgabe, von einem Vermögen, wie das meinige, kömmt nicht in Betracht; aber wie der arme Richard sagt, wenn man immer aus dem Mehlfaße nimmt, und nichts wieder hin-

hineinfällt, kömmt man bald auf den Boden, und wenn der Brunnen trocken ist, schätzt man erst das Wasser. Das konnten sie vorher wissen, wenn sie ihn um Rath fragten. Lieben Freunde wollt ihr wissen, was das Geld werth ist, so geht hin, und borgt welches. Sorgen folgt auf Borgen, sagt der arme Richard. Nicht besser gehts denen, die gewissen Leuten borgen, wenn sie ihr Geld zurück verlangen. Der arme Richard gibt einen sehr guten Rath, wenn er sagt: der kindische Geschmack an Putzwerk ist eine gefährliche Thorheit. Eh du eine Grille befriedigst, sieh nach deinem Beutel. Eitelkeit ist eine eben so zudringliche Bettlerin, als Armuth, und noch weit unverschämter. Hast du ein schönes Stück gekauft, so mußt du noch zehn dazu kaufen, damit die ganze Ausstaffirung zusammen paßt: denn wie der arme Richard sagt: es ist leichter den ersten Gelüsten zu widerstehen, als allen folgenden, und der arme, der dem Reichen nachäfft, ist eben so lächerlich, als der Frosch, der sich aufblies, um so groß zu werden, wie der Stier. Große Schiffe können etwas wagen, kleine Fahrzeuge müssen sich am Ufer halten. Thorheiten dieser Art folgt die Strafe auf dem

Fuße

Fuße nach. Der arme Richard sagt: wer Eitelkeit zum Mittagsessen hat, bekommt Verachtung zum Abendbrod; oder: der Stolz frühstückt mit dem Ueberfluß, speißt zu Mittage mit der Armuth, und ißt des Abends mit der Schande. Und wozu nützt am Ende der leere Schein, für den man so viel wagt, so viel leidet? Er erhält weder die Gesundheit, noch befreyt er von Krankheiten. Im Gegentheil, statt den Werth eines Menschen zu erhöhen, erweckt er Neid und beschleunigt den Verfall.“

„Welche Thorheit also, solcher entbehrlichen Dinge wegen Schulden zu machen! Es ist wahr, man braucht erst nach sechs Monathen zu bezahlen; das hat vielleicht manchen von uns hieher gelockt, der keinen Pfennig in der Tasche hat. Es ist freylich sehr bequem, ohne Geld zu kaufen, aber bedenkt, was es heißt, sich in Schulden stecken! Ihr gebt andern ein Recht über eure Freyheit. Könnt ihr zur gesetzten Frist nicht bezahlen, so werdet ihr euch schämen, wenn euer Gläubiger euch begegnet. Ihr werdet zittern, wenn ihr mit ihm sprecht, und elende Entschuldigungen herstammeln. Nach und nach werdet ihr Treu und Glauben und die Schaam selbst verlieren, und euch durch

grobe

grobe und niederträchtige Lügen entehren. Denn Lügen ist die zweyte Stufe des Unrechts, so wie Schulden machen die erste. Schulden lassen die Lügen hinter sich aufsitzen. Ein freyer Mann sollte jedem lebendigen Menschen unerschrocken ins Gesicht sehen können: Armuth aber raubt Selbstgefühl und Tugend. Ein leerer Sack steht nicht gut aufrecht, sagt der arme Richard."

„Was würdet ihr von einem Fürsten oder einer Regierung denken, die bey Gefängnißstrafe auferlegte, euch wie Personen von Stande zu kleiden? Würdet ihr nicht sagen, ihr wäret freye Leute, hättet das Recht, euch nach eurem Belieben zu kleiden; der Befehl kränke eure Freyheiten; die Regierung wäre tyrannisch? Gleichwohl unterwerft ihr euch selbst einer solchen Tyranney, wenn ihr des Kleiderstaats wegen euch in Schulden steckt. Euer Gläubiger hat das Recht, so bald es ihm gefällt, euch eurer Freyheit zu berauben. Wenn ihr nicht im Stande seyd, zu zahlen, kann er euch in ein Gefängniß sperren, und zeitlebens darinn sitzen lassen. Als ihr den Kauf schloßt, dachtet ihr vielleicht wenig an die Bezahlung; Gläubiger aber haben ein besser Gedächtniß, als

Schuld-

Schuldner. Die Gläubiger sind Tagwähler, und geben genau auf Termin und Verfallzeit Acht. Der Zahlungstag bricht an, eh ihr noch aufgewacht seyd, und die Schuldforderung ist da, eh ihr zur Befriedigung Anstalt gemacht habt. Oder denkt ihr auch daran, so wird euch doch der Termin, der erst so lang schien, fürchterlich kurz vorkommen: ihr werdet glauben, die Zeit habe zu ihren Flügeln an den Achseln, auch noch Flügel an die Ferse bekommen. Der hat kurze Fasten, der Geld schuldig ist, das zu Ostern bezahlt werden soll. Vielleicht seyd ihr eben jetzt in Umständen, daß ihr eine kleine Thorheit begehen könnt, ohne dafür zu büßen, allein legt lieber etwas für das Alter und Nothfälle zurück: denn, wie der arme Richard sagt, die Morgenröthe währt nicht den ganzen Tag. Der Verdienst kann von kurzer Dauer und ungewiß seyn, die Ausgaben aber sind gewiß, und dauern, so lange ihr lebt. Mann kann leichter zwey Heerde bauen, als auf Einem immer Feuer halten. Geh lieber ohne Abendbrot zu Bette, als daß du mit Schulden aufstehst.

(Die Fortsetzung folgt.)

Der Bote
aus
# Thüringen.

Fünf und zwanzigstes Stück.

1809.

Bote. Wirth.

B. Zuerst will ich Ihm, Herr Gevatter! Noch die Erzählung von Herrn Franklin ausleſen.

Erwirb, ſo viel du kannſt, und halt zu Rathe, was du erworben haſt. Das iſt das ächte Geheimniß, Bley in Gold zu verwandeln. Wer dieſen Stein der Weiſen beſitzt, der wird nicht länger über ſchlechte Zeiten oder drückende Abgaben klagen.“

„So, meine Freunde, lauten die Lehren der Vernunft und Klugheit. Doch dürft ihr euch nicht allein auf euren Fleiß, eure Sparſamkeit und Wachſamkeit verlaſſen. So vortreffliche Dinge das ſind, ſo werden ſie euch doch ohne den Segen des Himmels wenig helfen. Bittet deshalb demüthig um dieſen Segen, und ſeyd nicht hart gegen den, der deſſelben ent-

behrt, sondern springt ihm hülfreich bey. Bedenkt, daß Hiob litt, und doch hernach gesegnet wurde. Zum Schluß! Erfahrung hält eine theure Schule, es ist aber die einzige, in der Thoren etwas lernen. Denn, einen guten Rath kann man wohl geben, aber nicht eine gute Aufführung. Wer sich nicht rathen läßt, dem ist auch nicht zu helfen: sagt der arme Richard. Und: wer nicht hören will, der muß fühlen."

So beschloß der alte Mann seine Rede. Das Volk hörte ihm aufmerksam zu und billigte seine weisen Lehren, that aber, nach dem gewöhnlichen Schicksal aller Predigten, auf der Stelle das Gegentheil. Die Versteigerung ging an, und die meisten kauften ohne Vernunft und Ueberlegung. — —

Ich fand, daß der gute Mann meine Kalender fleißig studirt und alles, was ich seit fünf und zwanzig Jahren über diese Materie vorgetragen, wohl verdaut hatte. Die häufige Erwähnung meines Nahmens möchte manchem langweilig vorkommen, meine Eitelkeit hingegen ergötzte sich besonders hieran, ob ich mir gleich bewußt war, daß nicht der zehnte Theil der Weisheit, die er mir beylegte, mein Ei-

gen-

genthum war, und daß ich nur eine kleine Aehrenlese auf dem Felde der gesunden Vernunft aller Zeiten und Völker gehalten hatte. Wie dem auch sey, genug ich nahm mir vor, diese Wiederhohlung zu nutzen, und ob ich gleich erst mit dem Vorsatz halt gemacht hatte, mir Tuch zu einem neuen Kleide zu kaufen, so ging ich doch mit dem Entschluß weiter, das alte noch länger zu tragen. Freund Leser, kannst du ein Gleiches von dir erhalten, so wirst du eben so viel dabey gewinnen, als ich.

---

Nun will ich Ihm noch etwas von Herrn Streithelm und seinem Kriegscammeraden erzählen. Den letzten ließen wir in einer Unterredung mit seiner Ehehälfte, die ihm sagte, er solle zum Ambos gehen und arbeiten. Wann Du, fuhr sie fort, die Woche fleißig gearbeitet hast: so sollst Du den Sonntag vier Kreutzer zu einer Kanne Bier haben. Jetzt gehörst Du an den Ambos.

Ich will ja nicht einen Kreutzer von Dir haben, erwiederte der Mann; gib mir doch nur meinen Rock. —

Fr. Deinen Rock? Deinen Rock? Daß Du

ihn mit Bier beträufelst? Was hast Du denn den Sonntag, wenn Du ihn in der Woche hinrichtest? Geh an Deinen Ambos!

Linnisky ging aber nicht an den Ambos, sondern mit Herrn Streithelm in den Regenwurm, so wie er ging und stand mit aufgestreiften Armen, dem Schurzfelle, und Pantoffeln an den Füßen.

Herr Streithelm stellte sich, als wenn er nichts bemerkte, nahm den Kriegskammerad mit in den Krug, (so nannte man in der dortigen Gegend ein Wirthshaus) und ließ auftragen, was der Wirth beybringen konnte.

Erst da die Mahlzeit verzehrt, und die Tobackspfeife angesteckt war, lenkte Herr Streithelm das Gespräch auf Linniskys Ehehälfte. Kriegskammerad! Kriegskammerad! Sagte er, mir kommt es vor, als, wenn Du unter dem Pantoffel ständest.

L. Mir kommt es selbst so vor.

St. Zum Henker! Was für eine Veränderung ist denn mit Dir vorgegangen? Sonst, da Du noch mit mir dientest, nahmst Du es ja immer mit zwey Schnurrbärten auf, jetzt läßt Du Dich von einer Frau commandiren.

L. Ja mit zwey Kerlen will ich es noch im-

immer aufnehmen. Da kann ich mich auf meine Knochen verlassen. Die Frau wehrt sich aber mit dem Maule, und gegen das Maul mag der Henker aufkommen. Das ist ein Schandmaul.

St. Nun lieber Kriegskammerad! Ich habe manche hübsche Frau gekannt, die das Maul auch nicht auf dem unrechten Flecke hatte, und die doch dem Manne folgen mußte. Es muß da irgend etwas dahinter stecken. Wir sind jetzt unter uns. Wie ging es denn zu, daß Du dich in sie verliebtest?

L. Vom Verlieben wollen wir nicht reden. Verliebt habe ich mich wohl, aber nicht in meine Frau.

St. In wen denn sonst?

L. In die Regenwurmswirthin, die uns das Essen auftrug. Nota bene, da sie noch ein Mädchen war.

St. Warum hast Du sie denn nicht genommen?

L. Was hätte ich denn mit ihr machen sollen? Sie hatte nichts, und ich hatte nichts.

St. Gar nichts? Keinen Kopf? Keine Hände?

L. Die hatten wir beyde wohl. Aber mei-

ne jetzige Frau hatte eine Schmiede; diese heyrathete ich eigentlich, und meine Frau nahm ich als Zugabe mit.

St. So! So! Nun, lieber Lininski, Du hast viele Collegen. Ich habe einen gekannt, der eine Kutsche mit vier Pferden, einen andern, der eine Handlung, einen dritten, der ein Landgut heyrathete, die alle die Weiber als Zugabe mitnahmen, und die sich hernach alle, so wie Du, hinter den Ohren kratzten.

L. Aber, lieber Herr Streithelm, was soll denn so ein armer Teufel, wie ich bin, anders thun?

St. Arbeiten.

L. Wie kann ich denn, der ich nichts gelernt habe, als meine Schmiedeprofession, arbeiten, wenn ich keine Schmiede habe?

St. So kannst Du hacken und graben. Freylich wirst Du dabey keinen so guten Tisch führen können; aber lieber wollte ich an der Seite einer Frau, die mich liebt, Käse und Brot essen, als Braten, neben so einem Böste.

L. Nun was den Braten betrifft, so kann ich mich nicht mehr recht erinnern, wie er schmeckt. Auf meinen Tisch kommt keiner. Je-

den

den Groschen, den ich verdiene, muß ich meiner Frau abliefern; diese schneidet mir das Brot zu; nur auf den Abend bekomme ich Käse, Mittags Wassersuppe, und Sonntags ein Paar Loth Fleisch und einen Groschen zu einer Kanne Bier.

St. Zum Guckguck! läßt Du dir denn das so gefallen?

L. Ich muß ja wohl. Wenn ich ein Paar Worte darüber fallen lasse: so ist es, wie wenn ich in ein Wespennest gestört hätte. Da werde ich ein Lump über den andern gescholten, und muß dem lieben Gott danken, wenn das Maul nur wieder stille steht.

St. Nun da bist Du doch wirklich ein armer Teufel. Und doch kann ich Dich nicht bedauern.

L. Warum denn nicht?

St. Weil Du an Deinem Unglücke selbst Schuld bist. Wenn man eine Frau nehmen will: so muß man vor allen Dingen sein Herz fragen, ob man ihr auch gut, ob sie uns unter vielen andern die Liebste ist. Daher pflegt man auch die Person, mit der man sich verbinden will, seine Liebste zu nennen. Der Ehestand ist kein Pferdekauf. Wenn man bey diesem betrogen

trogen wird, so kann man doch seine Mähre wieder verkaufen, oder verschenken, oder dem Schinder geben. Die Frau aber muß man behalten, muß mit ihr wirthschaften, essen, trinken und schlafen. Wenn man sie nun nicht lieb hat, was für ein Höllenleben muß das seyn? Man hat Exempel genug, daß die Liebe, die Eheleute zusammenbringt, in der Folge verlöscht. Die Liebe ist ein Flämmchen, daß gar sorgfältig unterhalten seyn will, wenn es nicht ausgehen soll. Leute, bey denen sich in der Folge die Liebe verliert, sind zu bedauern. Sind's denn die aber auch, die vom Anfange einander nicht lieb haben, und sich doch auf ihre Lebenszeit mit einander verbinden? War denn nun Deine Ursel, ehe Du sie heyrathetest, deine Liebste? sag!

L. Je wie können Sie denn das denken? Wie ist es denn möglich, sich in einen solchen Sadrach zu verlieben?

(Die Fortsetzung folgt.)

---

Um bey der nächsten Schulprüfung die fleißigsten seiner Schulkinder durch Prämien auszeichnen zu können, hat der Herr Pfarrer Umlauf zu Rohrbach, bey Buttelstedt, zwey gut ausgearbeitete Predigten drucken lassen, die zu Weimar in Commission der Hoffmannischen Hofbuchhandlung und in der Buchhandlung zu Schnepfenthal, für 3 Groschen, zu haben sind. Der Ertrag davon ist zu vorgenannter wohlthätigen Absicht bestimmt.

Digitized by Google

# Der Bote aus Thüringen.

Sechs und zwanzigstes Stück.

1809.

Bote. Wirth.

B. Jetzt will ich Ihm zur Abwechselung wieder etwas vorlesen aus den Beyspielen des Guten, vom Herrn D. Ewald in Heydelberg.

W. Es soll mir lieb seyn.

B. Als Carl Gustav, König von Schweden, im Jahr 1658 zum zweytenmahle vor Kopenhagen rückte, um diese Stadt einzunehmen, befand sich dieselbe nur in schlechtem Vertheidigungsstande. Die Festungswerke waren an manchen Orten verfallen, kein Vorrath von Lebensmitteln war da, und die eigentliche Kriegsmacht in der Stadt belief sich kaum auf 1000 Mann. Man sah auch kein Mittel, diesen Mängeln abzuhelfen. Der König Friederich III. schickte also Gesandte aus, um Frieden zu erhalten; aber dießmahl war nichts bey dem schwedischen Köni-

ge auszurichten. Die Gesandten kamen zurück, mit der Antwort: „Wenn das Reich erobert wäre, so sollten die Ursachen des Krieges erklärt werden.“ Durch diese Drohungen wurden einige so erschreckt, daß sie zum Könige gingen, und ihn baten darauf bedacht zu seyn, sich je eher je lieber noch Norwegen oder Holland zu retten, aber Friederich wollte davon nichts hören: „Ich will siegen“ sprach er, „oder in meinem Neste sterben, und verlange nicht zu leben, wenn mein Reich unter die Füsse getreten ist.“ Darauf ließ er die Trommel rühren und durch die ganze Stadt in seinem Namen ausrufen: „daß jetzt jeder brave Däne und Norweger Einigkeit und Muth zeigen, und nichts verabsäumen möchte, was zur Rettung des Vaterlandes dienen könnte; und wo Jemand wäre, der nicht Kühnheit genug hätte, da zu bleiben und zu streiten, der möchte jetzt, da es noch Zeit wäre, abziehen, um nicht den Streitenden zur Last zu seyn.“ Allein jetzt war Niemand verzagt, da der König beherzt war. Alle riefen, daß sie bis auf den letzten Blutstropfen für Vaterland und König fechten wollten. Der Vornehme setzte seinen Rang bey Seite, der Reiche seine Gemächlichkeit, der Gelehrte

lehrte seine Bücher, der Handwerker seine Arbeit. Sie verließen Aemter, Studien, Werkstätten und alles, um sich unter die Fahnen einschreiben zu lassen; so daß die Stadt, die nur wenig Soldaten hatte, jetzt so viele Vertheidiger bekam, als sie Einwohner hatte, die stark genug waren, die Waffen zu führen. Sie theilten sich in vier Haufen: der Adelhaufen, wozu die Reichsräthe, der Adel und die in königlichen Bedienungen gehörten; der geistliche, der aus Priestern, Professoren, Studenten und Kirchenbedienten bestand, die Bürgerschaft und die eigentlichen Soldaten. Ein jeder wartete nur darauf, daß ihm sein Posten angewiesen würde, und war bereit zu allem, was ihm würde befohlen werden. Das erste, woran man denken mußte, war, den Wall in Stand zu setzen, so gut es in der kurzen Zeit möglich seyn könnte. Hier setzte der kühne Gyldenlöve gleich so viel Männer zur Arbeit an, als ihm nöthig schienen. Aber alle warteten nicht, bis es ihnen angesagt würde, die mehresten liefen hinzu und boten sich an, und waren froh, wenn sie dazu kommen konnten, zu helfen. Selbst das Frauenzimmer schonte sich nicht; sie schleppten Erde, Baumstämme und

Pallisaden herbey, und wetteiferten in der Geschäftigkeit. Dadurch kam der Wall einigermaßen in Stand. Sobald dieser fertig war, wurde die Vorstadt angezündet, und man traf alle Anstalten, die nothwendig und nützlich scheinen konnten. Alles dieß geschah in der kurzen Zeit, während die Schweden heranrückten, und das letztere wurde unter ihren Augen vorgenommen. Karl Gustav sah daraus, daß sein großes Vorhaben nicht sogleich ausgeführt werden könne; doch glaubte er, daß dieß nur ein Hinderniß, nicht aber einen anhaltenden Widerstand verkündige: er öffnete die Laufgräben, ließ seine Flotte sich auf die Rhede legen, und Bomben und Granaten die Menge in die Stadt werfen; alles aber zu keinem Nutzen. Die Einwohner waren unverzagt, wachsam und geschäftig. Ging irgendwo ein Feuer auf, so waren Leute genug da zum Löschen. Näherte der Feind sich den Wällen, oder machte irgend eine wichtige Anstalt, so war alles voll Feuer, anzufallen, zu zerstören, zu verjagen. Dergleichen Ausfälle geschahen oft zu Lande, vornehmlich unter Ylefeldts und Gyldenlöves Anführung, wobey die Studenten eine Tapferkeit zeigten, die ihnen Ehre machte.

Zu

Zu Wasser wurde gleichfalls einer unternommen, durch die wackern Seekrieger Helt und Bretahl, welche bey Nacht auszogen, und eine Menge Schiffe, die bestimmt waren, schwedische Völker nach Amack hinüber zu bringen, verbrannten und versenkten. Der König ging selbst herum, ermunterte, gab Befehle, und belohnte, wen er am arbeitsamsten und beherztesten sah. Er ließ sich ein Zelt bey dem Osterthore aufschlagen, darin schlief und aß er, und er aß eben so geringe, als der gemeine Mann. So verstrich der erste Monat der Belagerung. Man arbeitete gegen die Gefahr, und kämpfte wider die Unfälle, stets in der Hoffnung, daß die holländische Flotte kommen sollte. Im folgenden Monate aber wuchs die Noth, und die Hoffnung nahm ab. Die Festung Kronburg (einer von den Schlüsseln Dänemarks) wurde erobert, und also der Sund noch mehr gesperrt. Die Lebensmittel, die nie im Ueberfluße vorhanden gewesen waren, wurden nun rar und theuer. Ein Theil des Geschützes wurde von Kronburg abgeführt und gegen Kopenhagen gerichtet, um das Feuer zu verdoppeln; der andere wurde in Bereitschaft gehalten, alle die Schiffe zu begrüßen, die zum

Besten

Besten der Stadt durch den Sund wollten. Es schien diesemnach fast unmöglich, daß die holländische Flotte hindurch kommen könnte. Gleichwohl dauerten Muth und Kraft noch innerhalb der Wälle Kopenhagens fort. Immer noch war alles auf der Hut, alle noch eifrig wie zuvor fürs Allgemeine. Die Reichen schonten nichts von dem, was sie über die Nothdurft hatten, um die Armen in der Theuerung zu unterstützen. Der König verkaufte einen Theil seiner Kostbarkeiten und verpfändete einen Theil seiner Güter, um Geld zum Austheilen herbeyzuschaffen. Man that wieder beständige Ausfälle auf den Feind; sogar da, wo er seine Stärke hatte. Diese Ausfälle gelangen, weil sie von Leuten geschahen, die mit Eifer fürs Vaterland fochten. Karl Gustav gerieth einst selbst in Lebensgefahr auf Amack, mußte in einem Boote flüchten, und war um nichts weiter, als zuvor. Nachdem Kopenhagen solchergestalt sich drey Monate lang durch eigene Kräfte vertheidigt hatte, drang die so lange gewünschte holländische Flotte durch den Sund, und brachte Mannschaft und Mundvorrath. Dieß gab den Belagerten neuen Muth und neue Kräfte. Von der Zeit an aber wurden

Muth

Muth und Kräfte auch Tag für Tag nothwendiger. Jetzt froren die Gewässer rings um die Stadt, und nun wurde alles in Bereitschaft gesetzt, sie mit Sturm zu erobern. Täglich wurden neue und öftere Angriffe gemacht, meistens um die Belagerten zu ermüden, bevor der Hauptsturm vor sich gehen sollte. Die Wachen mußten also verstärkt, und Arbeiter zum Aufeisen ausgesetzt werden, und jeder mußte so gut bey Tag als bey Nacht in den Waffen seyn, um auf den Augenblick, da gestürmt würde, Acht zu haben. Ueber alle dem ermüdete man doch nicht. Man ging von der Wache zur Arbeit, und von der Arbeit auf die Wache, und in den kurzen Zwischenzeiten waren die Abgelösten doch stets bereit, so oft Lärm gemacht wurde, auf den Wall und dem Feinde entgegen zu gehen, und so hielten sie noch ganze Monate aus, mitten im Winter. Endlich kam die merkwürdige Nacht, welche das Schicksal der Stadt und des Reiches entscheiden sollte: die Nacht auf den 11ten Februar 1659. Karl Gustav hatte große Zubereitungen gemacht; er hatte Völker aus Polen, Deutschland und Schweden an sich gezogen; hatte Maschinen, die er bey dem Angriffe brauchen

chen wollte, zusammen bringen lassen, war selbst zugegen, und nun gab er den Befehl anzugreifen und bis aufs Aeusserste zu fechten, damit sie als Sieger in die Stadt hineindringen könnten. Die Schweden kamen diesen Befehlen aufs genaueste nach: sie stürmten die ganze Nacht, jetzt an der einen, jetzt an der andern Seite; allenthalben drangen sie mit Hitze ein; einige kamen sogar so weit, daß sie schon auf dem Walle standen. Aber allenthalben standen ihnen Leute entgegen, die lieber sich dem Tode opfern wollten, als die Stadt übergeben sehen. Jedermann eilte gegen den Feind, jeder schlug wo und so lang er konnte; wer keine andern Waffen hatte, griff zu Steinen und Klötzen. Die Schweden mußten weichen, nachdem sie einen Theil ihrer besten Officiere eingebüßt hatten, und Karl Gustav verlohr hierauf die Lust, die Belagerung mit Nachdruck fortzusetzen. Es würde schwer seyn, zu sagen, welcher Stand sich in dieser merkwürdigen Nacht, so wie während der ganzen Belagerung, am meisten durch Eifer für das Allgemeine ausgezeichnet habe, denn alle waren für die Stadt und gegen den Feind als Ein Mann. (Die Fortsetzung folgt.)

Digitized by Google

# Der Bote aus Thüringen.

Sieben und zwanzigstes Stück.

1809.

Bote. Wirth.

W. Erzählt Er mir denn heute nicht den Ausgang von der Geschichte der Frau Ursel und ihres Mannes?

B. Mit Vergnügen. Zuvor muß ich doch aber die Erzählung von der Treue und Tapferkeit der Dänen ausleſen.

Von einzelnen Perſonen zeigten ſich, außer den ſchon genannten Gyldenlöve, Ahlefeldt, Helt und Bredahl, noch der Kommandant Skack und der Stadthauptmann Thurnſon, vor allen andern aber der König ſelbſt. Keiner dachte, redete, ja focht eifriger für die Stadt und das Vaterland, als er. Noch kurz vorher, ehe der Sturm beginnen ſollte, und der engliſche Geſandte ihm rieth, den Frieden zu verlangen und zu erkaufen, er

möchte kosten, was er wolle, antwortete er ihm mit beherztem Tone: „daß er sich keinen harten Frieden erbetteln wolle; daß er gewohnt seye, Gefahren entgegen zu gehen; daß Karl Gustav kommen möchte, wann er wolle, aber versichert seyn könne, Leute vor sich zu finden, die ihn empfangen könnten und wollten.“ Darauf ritt er herum und ermunterte alle und Jede, als Männer fürs Vaterland zu streiten. Er betheuerte, daß er für sie wachen und streiten wolle, wie sie für ihn, und er zeigte es auch; denn so lange der Sturm währte, war er zu Pferde und hielt sich immer da auf, wo der Angriff am hartnäckigsten und die Gefahr am größten war.

---

B. Jetzt wollen wir wieder zu des Herrn Streithelm Kriegskammeraden zurückkehren. Nachdem dieser gestanden, daß er seine Frau geheyrathet habe, ohne sie zu lieben: so fuhr er fort: aber lieber Herr Streithelm wozu dieß alles? Ich habe den Balg einmahl am Halse. Hätte ich Gelegenheit gehabt mit Ihnen vor ein Paar Jahren über die Sache zu sprechen: so würde ich mich wohl eines andern be-

son-

sonnen haben, so hätte ich nicht eine Schmide, sondern ein braves Mädchen geheyrathet; so wäre jetzt das Blandinchen meine Frau, die uns den Tisch gedeckt hat. Was soll ich denn aber nun thun, da der Karren einmahl in den Dreck geschoben ist?

St. Du mußt ihn wieder heraus ziehen.

L. Wie soll ich denn das anfangen?

St. Du mußt Dich in Autorität setzen, und zeigen, daß Du Herr im Hause bist. Wenn Du Geld verdient hast: so mußt Du es behalten, und Deiner Frau nicht mehr davon geben, als sie haben soll. Deinen Rock darfst Du Dir nicht einschließen lassen, und wenn sie ihn eingeschlossen hat und will Dir ihn nicht heraus geben: so mußt Du den Schrank mit Gewalt öffnen.

L. (Nachdem er ein Weilchen nachgedacht hatte) das Ding läßt sich hören. Nun ich will es doch wirklich thun. Ueber das Weib will ich doch wohl Herr werden.

St. Wir wollen es einmahl versuchen. Ich will jetzt Deine Ursel seyn, und Du antwortest mir, wie wenn Du die Ursel vor Dir hättest. Nu? Wo bist Du denn so lange gewesen, Du fauler Tagedieb?

L. Ich bin kein Tagedieb, ich lasse es mir sauer genug werden, um Dich zu ernähren. Wenn Du mir so kommst und mich einen Tagedieb nennst: so antworte ich Dir kein Wort. Kurz und gut, Du hast nichts darnach zu fragen, wo ich gewesen bin.

St. Je Du nackter Lumpenkerl! Du willst mir nicht antworten: habe ich Dich nicht zum Manne gemacht?

L. Halt das Maul, oder ich gehe den Augenblick wieder fort, und lasse Dich und Deine Schmide sitzen.

St. Die Thür steht offen — reiß — geh so weit Dich Deine Beine tragen.

L. Nun, weil Du es befiehlst so thue ich es schlechterdings nicht. (Nun fange ich an mit den Poßekel auf den Ambos zu schlagen, und so zu lärmen, daß sie ihr eigen Wort nicht hört.)

St. Bis jetzt hast Du es gut gemacht. Wenn Du eine Weile gelärmt hast: so wird sie das Schelten satt kriegen und das Maul halten. Nun wollen wir aber annehmen, Du hast etliche Stunden gearbeitet, und etliche Groschen verdient, da kommt nun Ursel wieder,

der, und spricht: wo ist das Geld, das Du heute verdient hast?

L. In meinem Beutel.

St. Gleich gib es heraus?

L. Mein Geld? Das ich mit Mühe und Schweiß verdient habe, soll ich heraus geben?

St. Du sollst es heraus geben. Die Werkstatt gehört mir, und was Du in meiner Werkstatt verdienst, das verdienst Du für mich — den Augenblick gib

L. Den Augenblick halt das Maul, oder ich gehe wieder in den Regenwurm, und bleibe, bis der letzte Heller verzehrt ist.

St. Nun es geht ja ganz gut. Es kömmt nur darauf an, ob Du auch wohl Courage genug hast, mit der wahren Ursel aus diesem Tone zu sprechen. Geh nach Hause und versuche es. Ich will unterdessen mit meinem Bedienten in der Gegend umher reiten. Morgen um diese Zeit bin ich wieder hier, da komm und sage mir, wie die Sache abgelaufen ist.

Den folgenden Tag war Herr Streithelm zur bestimmten Zeit, mit seinem Bedienten, im Regenwurme; wer aber fehlte, das war Meister Linnisky. Herr Streithelm stopfte sich eine Pfeife Toback, rauchte sie, klopfte sie aus,

aber

aber Meister Linnisky war noch nicht da. Er stopfte sich die zweyte, und als er damit am Fenster stand, sahe er seinen Kriegskameraden die Straße herunter geschlichen kommen. Aus seinem Anzuge und Gange schloß Herr Streithelm schon, daß es mit ihm nicht richtig war. Nun, fragte er, bey seinem Eintritte in die Stube: Herr Kriegskammerad! Wie steht es?

L. Schlecht, sehr schlecht. Das Weib hat den Teufel im Leibe.

St. Du hast es ja aber mit so vielen Kerlen zu thun gehabt, die auch den Teufel im Leibe zu haben schienen, und bist doch über sie Herr geworden.

L. Gnädiger Herr! Lieber will ich es mit zehen Kerlen aufnehmen, als mit dem Böste. Kaum hatte ich das Maul aufgethan: so fing sie einen Spectakel an, daß mir Hören und Sehen verging. Ich nahm meine Zuflucht zum Possekel, da stieß sie mich aber vom Amboße weg und schrie mir in die Ohren. — Ich hatte schon den Possekel in die Höhe gehoben, um ihn in ihr Teufelsmaul zu schmeisen, ich ließ ihn aber doch wieder sinken.

St. Daran hast Du sehr wohl gethan.

L. Nun da weiß ich mir auch nicht zu hel-

Digitized by Google

helfen. Ich sehe kein Mittel mich zu retten, als daß ich ihr mit dem Possekel ein Paar Schläge auf dem Kopf gebe, daß ihr das Aufstehen vergeht, oder, daß ich sie braun und blau schlage, sobald sie anfängt zu poltern. Wozu rathen Sie mir?

St. Zu keinem von beyden.

L. Was soll ich denn sonst thun?

St. Gehorchen.

L. Einer Frau?

St. Ey freylich. Im Ehestande muß nothwendig eins befehlen und das andere gehorchen. Wenn es nach der Bibel ginge: so müßtest Du freylich befehlen. Denn in der Bibel steht: Er der Mann, soll, o Frau! Dein Herr seyn. Du hast Dich aber Deines Rechts begeben, und das kann Dir nun niemand wieder verschaffen. Und wenn es der Kaiser beföhle: so würde es Dir nichts helfen.

L. Das ist wahrlich ein schlechter Trost.

St. Einen bessern kann ich Dir nicht geben. Warum bist Du im Anfange nicht vorsichtiger gewesen? Stelle Dir vor, daß Du in Algier Sclave wärest, und thue alle Tage Deine Sclavenarbeit. Es müssen so viele tausend Menschen ihr Leben in der Sclaverey zu bringen.

gen. Ließ gute Bücher, sieh Dich oft in der Natur um, wenn ein saurer Tag vorbey ist: so sieh nach den Sternen: so wird Dir alles erträglich werden, ein unangenehmer Tag nach den andern wird vorbey gehen. Endlich kommt der Erlösungstag, der die Kette zerreißt, die Du Dir selbst geschmiedet hast.

Joseph mußte nun die Pferde vorführen, Herr Streithelm nahm von seinem Kriegskameraden Abschied, und nun wurde fortgeritten immer nach Schlüsselhausen zu.

Hier wurde im Blutigel abgetreten. Da Herr Streithelm hier keine Gesellschaft weiter vorfand: so hatte er Zeit genug sich mit Joseph über das Schicksal des Schmid's zu unterhalten. Möchtest Du wohl, fragte er ihn, an meines Kriegskammeraden Stelle seyn?

J. Dafür wolle mich der liebe Gott bewahren!

St. Bewahre Dich nur selbst: so wird Dich Gott auch bewahren.

J. Ich will mich zwar nicht zu den klugen Leuten zählen, aber so einen albernen Streich, daß ich eine Frau nehmen sollte, der ich nicht gut wäre, blos um des Vermögens willen, den mache ich gewiß nicht.

(Die Fortsetzung folgt.)

Digitized by Google

# Der Bote aus Thüringen.

Acht und zwanzigstes Stück.

1809.

## Bote. Wirth.

B. Joseph hatte, wie ich Ihm das letztemahl erzählte, seinen Herrn versichert, daß er nie eine Frau, der er nicht gut wäre, um des Vermögens willen heyrathen werde. Darauf gab dieser zur Antwort: Um einer Schmiede willen wirst Du freylich kein Mädchen heyrathen. Wie aber, wenn Du eins bekommen könntest mit einem hübschen Bauergütchen, das jährlich einige hundert Gulden einbrächte? Wie denn da?

J. Je nun, wenn das Mädchen sonst gut wäre, warum sollte ich es denn nicht nehmen?

St. Ja das ist eben die Frage. — Wenn das Mädchen sonst gut wäre. Ein hübsch Bauergütchen deckt gar viele Fehler zu, und wer einmahl von der Lust besessen ist, das

Bauergütchen zu haben, der ist gegen alle Fehler blind, die die Besitzerinn hat. Macht man ihn darauf aufmerksam, so heißt es immer, mit der Zeit wird es sich schon geben. Ich habe aber der Exempel viele, daß es sich nicht mit der Zeit gibt, sondern immer schlimmer wird. Es ist mit den Fehlern der Menschen oft, wie mit den Krebsschäden, die geben sich auch nicht mit der Zeit.

So heyrathete vor einiger Zeit einer meiner ehemahligen Kriegskammeraden ein Bauergütchen, und nahm eine junge Wittwe, die es besaß zur Zugabe. Diese Frau war dem Ansehen nach ganz gut, war hübsch gewachsen, hielt sich reinlich in Kleidung, führte auch ihre Wirthschaft ziemlich ordentlich, nur hatte sie den Fehler, daß sie etwas frech war. In der Kirche waren ihre Augen weder auf den Altar noch auf die Canzel, sondern immer auf die jungen Bursche gerichtet. Kamen Officiere oder Studenten in den Gasthof, so schwänzelte sie immer vor demselben auf und ab, um von ihnen bemerkt zu werden. An allen Tänzen nahm sie Theil und betrug sich dabey immer so, wie sich eine ehrbare Wittwe nicht betragen sollte.

Kaum

Kaum hatte ich gehört, daß sie meinen Kriegskammerad in ihr Garn bekommen hatte: so ritt ich zu ihm, und stellte ihm recht lebhaft vor, was für einen albernen Streich er mache, wenn er eine so freche Person heyrathete. Er lachte aber und sagte, das wird sich schon geben, wann sie erst einen Mann hat.

Aber wie gesagt es hat sich nicht gegeben. Dieß Weib, da sie erst einen Mann hatte, überließ sich allen Ausschweifungen so sehr, daß ihr armer Mann jetzt der Leute Spott ist, und gern als Taglöhner in einer kleinen Hütte lebte, wenn er sie nur wieder los werden könnte.

Merk es lieber Joseph! Ich habe meine gute Ursachen, warum ich es Dir sagte. Du scheinst doch keine Lust zu haben, ein Mönch zu werden. Wenn Du aber in der Wahl Deiner künftigen Frau fehlst: so wäre es doch besser, wenn Du ein Mönch wärest. Von zehn Ehen kann man gewiß neun unglückliche rechnen, und von diesen neun liegt wenigstens bey achten die Schuld an der Unvorsichtigkeit, mit welcher sich die Eheleute mit einander verbanden.

Der nächste Tag war ein Sonntag, und Herr Streithelm nebst Joseph gingen zur Kirche um an dem öffentlichen Gottesdienste Theil

zu nehmen. Des Wirths Sohn begleitete sie. Hier hatten sie nun Gelegenheit, alle Schlüsselhäuser Schönen zusammen zu sehen. Herr Streithelm aber sahe nicht nach ihnen, und Joseph that es nur verstohlner Weise. Unterdessen da der Gottesdienst beynahe zu Ende ging, entfernte sich Herr Streithelm mit seinen Begleiter etwas früher, als die übrige Gesellschaft, und da er vor die Thür kam, pisperte er Josephen ins Ohr: jetzt hast Du Gelegenheit alle Schlüsselhäuser Mädchen zusammen zu sehen. Hier wollen wir stehen bleiben, da müssen sie alle vorbey. Wenn die nun kommt, die Dir am besten gefällt: so zupfe mich bey dem Rocke.

(Die Fortsetzung folgt.)

---

## Die edelmüthigen Staatsopfer.

Als Eduard III. König in England seine Ansprüche auf den französischen Thron wider den neuen König, Philipp von Valois, durch die Waffen geltend zu machen suchte, in der Normandie landete, und nach erhaltenem Sieg bey Creci und verschiedenen andern Eroberungen, Calais belagerte, so hielt sich der Ort durch eine vortreffliche Vertheidigung ein ganzes Jahr, nämlich vom 30sten August 1346 bis zu Ende des August 1347. In derselben Zeit hatten die

Engs-

Digitized by Google

Engländer zwischen dem Fluß, dem Meere und der Stadt ein ganz unbezwingliches Lager errichtet. Da der König Philipp vergeblich dieses Lager zu überwältigen und die Stadt zu entsetzen trachtete, der König Eduard hingegen noch eine ansehnliche Verstärkung erhielt, die ihm seine Gemahlin, nachdem sie den König von Schottland überwunden und gefangen genommen hatte, in eigner Person zuführte; so sahen sich die Belagerten ohne Hoffnung jemahls entsetzt zu werden, und begehrten daher zu kapituliren. Eine bis aufs äußerste verschobene Kapitulation konnte nicht sehr vortheilhaft ausfallen. Eduard schlug den Belagerten alle Arten von Bedingungen ab, bis auf das Leben, das er sowohl den Soldaten als den Einwohnern lassen wollte. Er bewilligte, „daß Alle und Jede leer aus der Stadt ziehen sollten, um sich ins Lager ihres Königes zu begeben. Allein sechs der angesehensten Bürger und Vornehmsten des Volks mußten ihm überliefert werden, um sie zum Schrecken anderer Städte seiner Rache aufzuopfern und dem Henker zu übergeben. Wobey er den Einwohnern überließ, diese Opfer selbst zu wählen.“

Diese Strenge verursachte eine große Bestürzung in der Stadt. Man gerieth in Verwirrung, und fiel auf wüthende Anschläge. Es war nicht leicht diese sechs Personen auszusuchen; indessen war doch keine Zeit zu versäumen, weil der Ueberwinder den armen Belagerten nur drey Stunden Bedenkzeit eingeräumt hatte. Hier darf die Geschichte die großmüthige That des Eustache von Saint-Pierre, eines

eines der vornehmsten und reichsten Bürger dieser Stadt nicht mit Stillschweigen übergehen. Als dieser rechtschaffene Patriot die Furcht und Verzweiflung auf den Angesichtern seiner Mitbürger gemahlt sahe; so bot er sich freywillig an, einer von den sechs Unglücklichen zu seyn, die der König von England verlangte.

Eine solche nicht gemeine Großmuth rührte die Einwohner dermaßen, daß sich alsbald fünf Andere einfanden, darunter Johannes d'Aix, Jacob und Peter Visant, die vornehmsten waren, welche sich, nach diesem Beyspiel, dem Tode fürs Vaterland widmeten, und bereit waren ihr Leben zu lassen, um dadurch das Leben ihrer lieben Mitbürger, und ihre Stadt von der Zerstörung, zu retten. Vergebens suchten die nächsten Anverwandten durch ihr bewegliches Flehen diese freywilligen Opfer von ihrem Tode abzuhalten. Sie blieben standhaft und unbeweglich.

In der festen Entschließung, den Zorn ihres Ueberwinders mit ihrem Blute zu stillen, gingen diese sechs berühmten Bürger mit bloßen Füßen, im Hemde, und den Strick um den Hals, hinaus ins Lager des Eduards, und überlieferten ihm sich und die Schlüssel der Stadt. Sie fanden ihn dermaßen im Zorn, daß er, ohngeachtet der Fürbitte des tapfern Prinzen von Wallis und der vornehmsten Herrn seines Hofes befahl, die Unglücklichen zum Richtplatz zu führen. Ob aber der König schon Standhaftigkeit genug besaß, das Leben dieser Elenden der Fürbitte seines Sohnes abzuschlagen, so konnte er es doch gegen die Königin

nicht.

nicht. Diese edelmüthige Prinzessin, von dem Anblick und Elend dieser Unglücklichen gerührt, fiel zu seinen Füßen, und bath mit thränenden Augen, um Jesu Christi willen, um Gnade. Was Eduard auch für einen Entschluß gefaßt hatte, so konnte er doch nicht eine Gemahlin zu seinen Füßen sehen, die er so zärtlich liebte, ohne sein Herz erweicht zu finden; sondern er ließ sich, der Strenge und Härte, womit er sich bewaffnet hatte, ohngeachtet, durch ihre Bitten überwinden, und schenkte den edelmüthigen Staatsopfern das Leben.

* * *

## Der patriotische Corse Gaffori.

Als im Jahre 1741 die französischen Hülfsvölker, nachdem sie unter der Anführung des Marquis von Maillebois die mißvergnügten Corsen im Namen der Republick Genua bezwungen, und die Waffen niederzulegen genöthigt hatten, dieses Eyland Corsika wieder verließen, und nach Frankreich zurück gingen; so griffen die mißvergnügten Corsen aufs neue zu den Waffen. Gaffori und Matra waren ihre Anführer. Diese belagerten unter andern die Festung Corte, die von den Genuesern besetzt war. Es fügte sich hierbey, daß die Wärterin, die damahls den ältesten Sohn des Gaffori, der noch ein kleines Kind war, auf den Armen trug, sich aus Unachtsamkeit ein wenig zu weit von dem Lager entfernte. Die Genueser wurden es gewahr, thaten einen geschwinden Ausfall, und bekamen die Wärterin nebst dem Kinde in ihre Gewalt, und führten sie beyde in

die

die Festung. Der General zeigte bey diesem unglücklichen Zufall, der das ganze Heer der Corsen in Bestürzung gesetzt hatte, eine wohlanständige Bekümmerniß. Die Genueser bildeten sich ein, daß sie nunmehr den Gaffori, da sie ein so theures Pfand von ihm in Händen hätten, alle mögliche Bedingungen vorschreiben könnten, und daß Gaffori die Belagerung aufheben würde, um sein Kind wieder zu erhalten. Wie erstaunten sie aber, da sie sahen, daß die Belagerung immer fortgesetzt wurde.

Hier begingen die Genueser eine That, die ihnen zu einer ewigen Schande gereicht. Sie hielten nämlich auf eine barbarische Art das kleine unschuldige Kind gerade über den Theil der Mauer, wohin die Artillerie und der schärfste Angriff gerichtet waren, in die Höhe. Die Corsen erschracken, und wollten sich, um das Leben des Kindes zu schonen, zurückziehen. Allein Gaffori, dem die Befreyung seines Vaterlandes mehr, als die Erhaltung seines Sohnes, am Herzen lag, und lieber diesen, als die Erlösung der zweyten Hauptstadt seines Vaterlandes, die er fast in Händen hatte, verlieren wollte, trat mit dem Heldenmuth eines Römers an die Spitze, und befahl mit dem Feuer muthig unaufhörlich fortzufahren. Er ließ die Stadt aufs heftigste stürmen. Die Festung wurde erobert, das Kind aber doch erhalten. Dieser Sohn hat diese Geschichte, die seinem Vater und dessen Vaterlandsliebe so viel Ehre macht, dem Herrn Boswell, Verfasser der Corsischen Geschichte, im Jahr 1765 selbst erzählt.

Der Bote
aus
# Thüringen.

Neun und zwanzigstes Stück.

1809.

Bote. Wirth.

W. Was gab denn Joseph zu seines Herrn Antrage an, das Mädchen in Schlüsselhausen sich auszusuchen, das ihm am besten gefiele?

Sie spaßen, lieber Herr! sagte er. Ich bin ja noch viel zu jung, als daß ich daran denken sollte, ein Mädchen zu nehmen.

St. Närrchen! ich will ja nicht, daß du das Mädchen, das dir gefällt, nehmen sollst. Ich wollte nur sehen, wie du die Mädchen beurtheilest. Jetzt kommen sie; paß auf!

Sie gingen nun alle züchtig und ehrbar vorbey, grüßten die Fremden bescheiden, und Joseph hatte schon ein Paarmahl seines Herrn Schleppe in der Hand, um daran zu zupfen. Nach ein Paar Minuten zupfte er wirklich!

Sogleich fragte Herr Streithelm seines Wirths Sohn: wer war dieß Mädchen, das hier vorbeyging?

Sie ist eines Sattlers Tochter, erhielt er zur Antwort, die ihrem Vater, der ein Wittwer ist, die Haushaltung führt.

Er erkundigte sich nun weiter nach dem Nahmen und der Wohnung des Sattlers, ging dann wieder in das Wirthshaus, und ritt, nachdem er eine Mittagsmahlzeit genossen, zum Thore hinaus nach Riesenburg zu, wo er zu übernachten dachte. (Die Fortsetzung folgt.)

* * *

Nun will ich Ihm noch etwas von Joseph Haydn vorlesen, der vor einigen Wochen gestorben ist.

W. Der so schöne Musik gesetzt hat?

B. Derselbe.

Joseph Haydn, geboren 1730, gestorben den 31. May 1809. Haydn's Vater, ein armer gemeiner Wagner in Rohrau, einem Dorfe an der Oesterreichischen Gränze gegen Ungarn, hatte auf seiner Wanderschaft zu Frankfurt am Mayn die Harfe spielen gelernt. Des Sonntags spielte er seine Lieder ab, und Haydns

Mut-

Mutter sang dazu. Noch in seinem höchsten Alter wußte Haydn fast alle diese Lieder auswendig. Als ein 5jähriges Kind setzte sich unser Sepperl (Joseph) neben seine Aeltern, nahm ein Stück Holz in die rechte Hand und schabte damit auf dem linken Arme, als ob er geigte. Ein Schulmeister aus dem benachbarten Städtchen Haimburg, ein entfernter Verwandter von Haydn, kam einst zufälligerweise zu einem solchen Konzerte, und bemerkte, daß Sepperl den Takt sehr genau beobachtete. Dieß schien ihm von guter Vorbedeutung, und er rieth dem Vater, daß er seinen Knaben der Musik widmen sollte. Der Vater, ein großer Verehrer der Geistlichkeit, wünschte nichts so sehnlich, als seine Söhne diesem Stande zu widmen, und dazu war das Lernen der Musik der erste Schritt. In seiner bedürftigen Lage konnte er aber nichts auf die Bildung seiner Kinder verwenden. Um so erwünschter war es ihm, als der Schulrektor in Haimburg den 6jährigen Sepperl zu sich nahm, um ihn in seiner Schule zu unterrichten. Hier lernte Haydn lesen und schreiben, er erhielt den Religionsunterricht, und wurde zum Singen, Geigen, Paukenschlagen und zu andern Instrumen-

ten angehalten. Er verdanke es dem Schulmeister noch im Grabe, sagte er oft, daß er ihn so vielerley habe anfangen lassen; doch habe er mehr Prügel als Essen bekommen. Haydn war gegen zwey Jahre in Haimburg, als der Hofkapellmeister Reiter, der auch die Musik in der Stephanskirche in Wien dirigirte, zu dem Dechanten in Haimburg, seinem Freunde, auf einen Besuch kam. Reiter erzählte dem Dechanten, daß er seine alten Chorknaben, die ihre Stimme zu verlieren anfingen, mit neuen ersetzen müsse, und daß er einige suche. Der Dechant schlug den 8jährigen Haydn vor. Reiter berief ihn mit seinem Schulmeister sogleich zu sich. (Haydn trug nach damahliger Sitte um der Reinlichkeit willen schon eine Stutzperücke, sein Aufzug war übrigens so armselig als möglich; „ich war ein kleiner Igel," sagte Haydn.) Eben standen Kirschen auf des Dechanten Tische. Der kümmerlich genährte Sepperl verwandte die Augen nicht davon; Reiter, der es bemerkte, gab ihm einige Hände voll in seinen Hut, und ließ ihn einige lateinische und italienische Strophen singen, von deren Inhalt Haydn nichts verstand. Reiter schien zufrieden. Kannst du auch einen Triller schlagen? fragte

er

er ihn. Nein, antwortete der Knabe, das kann auch mein Herr Vetter nicht. Der Schulmeister war beschämt und Reiter lachte laut auf. Nun zeigte er ihm, wie er die Zunge an die Zähne halten müsse, und manche andre Vortheile. Haydn machte es nach, und der dritte Versuch gelang. „Du bleibst bey mir," sagte Reiter, und nun war Joseph Haydn acht Jahre lang Chorschüler in der Stephanskirche zu Wien. Hier wurde er von sehr tüchtigen Lehrern im Singen, in verschiedenen Instrumenten, und auch in dem theoretischen Theile der Musik unterrichtet. Er hörte auch viele gute Musiken, und seine eigene Phantasie war schon so geschäftig, daß er sich an acht- und sechszehnstimmige Kompositionen wagte. „Ich glaubte damahls, es sey alles recht, wenn nur das Papier hübsch voll sey; Reiter gab mir über meine unreifen Produkte manchen derben Verweis, und schalt mich, daß ich sechszehnstimmig komponire, da ich nicht einmahl den zweystimmigen Satz verstände."

Mit dem sechszehnten Jahre erhielt Haydn seine Entlassung von der Stephanskirche, weil seine Stimme gebrochen war. Höchst kümmerlich mußte er sich nun eine lange Reihe von

Jahren

Jahren in Wien fortbringen. Er wohnte in einem sechsten Stockwerke; seine Dachwohnung hatte weder Ofen noch Fenster, der Hauch fror des Winters auf seiner Bettdecke, und das Wasser, welches er sich des Morgens am Brunnen zum Waschen hohlte, war bey seiner Ankunft in den höhern Regionen oft schon zum Eisklumpen verwandelt. Er gab Lektionen, er spielte in den Orchestern mit, wo es etwas zu verdienen gab; seine Armuth entfernte ihn von den Menschen, und er fand sein einziges Glück an einem alten, von Würmern zerfressenen Klaviere. Dabey komponirte er wacker darauf los; sein Genius ließ ihn nicht ruhen. Ein Fräulein Martini, die mit Metastasio in Verbindung stand, unterrichte er im Singen und Klavierspielen, und erhielt dagegen drey Jahre lang dort die Kost umsonst. Späterhin zog er in die Vorstadt.

In dieser Periode wurde er für jährliche 60 Gulden Vorschüler bey den barmherzigen Brüdern in der Leopoldstadt. Hier mußte er an Sonn- und Feyertagen um 8 Uhr Morgens in der Kirche seyn; um 10 Uhr spielte er die Orgel in der damahligen gräflich Haugwiz'schen Kapelle, und um 11 Uhr sang er in der Stephans-

phanskirche. Ein solcher Gottesdienst wurde mit 17 Kreuzern bezahlt. Wie viel Tausende wären unter ähnlichem Drucke erlegen!

Nach Italien kam Haydn nie. Wäre ihm dieses Glück widerfahren, so hätte er sich bey den guten Fundamenten im Gesange und in der Instrumental-Begleitung als Opern-Komponisteur ohne Zweifel einen großen Namen gemacht. Doch sprach er das Italienische ziemlich fertig, und gestand gern, daß er einem Italienischen Tonkünstler, Nahmens Porpora, den er beynahe drey Monate hindurch fast wie ein gemeiner Aufwärter bediente, nur um etwas von ihm lernen zu können, Vieles zu danken habe. Porpora gab einer Dame Unterricht im Singen, Haydn spielte dazu das Klavier, und ließ sich von Zeit zu Zeit seine Kompositionen verbessern.

So bildete sich der Mann, dessen Töne in allen Orchestern Europa's wiederhallen, der ein halbes Jahrhundert hindurch mit einem steigenden Ruhme in seiner Kunst gearbeitet hat, den die berühmtesten Institute des Auslandes mit Stolz unter ihre Mitglieder aufnahmen, und auf den das Ausland Medaillen schlagen ließ.

Haydn

Haydn hinterläßt ein mäßiges Vermögen, das er sich vorzüglich durch seine zwey Reisen nach England, wo ihm seine Arbeiten sehr gut bezahlt wurden, erwarb und mit großer Sorgfalt verwaltete. Er hatte in der ziemlich entlegenen Gumpendorfer Vorstadt bey Wien ein kleines bequemes Haus nebst Garten. Er war Wittwer. In seinem Anzuge herrschte auch in seinem höchsten Alter Einfachheit, aber auch Sorgfalt. Er war von Mittlerer Figur, seine Gesichtszüge hatten nichts Ausgezeichnetes, doch drückte sich ein gewisses Wohlwollen darin aus, das bald für ihn einnahm. Mozart achtete er sehr, und der Besuch des hoffnungsvollen Sohnes dieses unsterblichen Künstlers machte ihm stets das größte Vergnügen. Lange Unterhaltungen konnte er in den letzten Jahren nicht mehr ertragen; doch setzte er noch 1805 zu einer kleinen Messe (blos für Singstimmen), welche er 1742 als Chorknabe bey St. Stephan komponirt hatte, und die ihm ein Zufall wieder in die Hände führte, Stimmen, um in diesem frühesten und wahrscheinlich letzten Produkte seines Genius seinem Gönner, dem Fürsten Esterhazy, noch eine dankbare Huldigung zu bringen.

# Der Bote aus Thüringen.

## Dreyßigstes Stück.

1809.

Bote. Wirth.

B. Zuletzt ließen wir Herrn von Streithelm mit seinem Bedienten in Riesenburg.

Als man das Wirthshaus erreicht hatte, besorgte Joseph die Pferde, Herr Streithelm aber zog seinen alten Reiserock an, borgte von dem Wirthe einen alten Hut, ging fort und sagte zu Joseph: er möchte sich nur zu essen und zu trinken geben lassen, weil er erst nach einiger Zeit wieder kommen würde.

Herr Streithelm ging gerade auf das Gut zu, und, da er auf dem Hofe angekommen war, fragte er den Bedienten, ob die Herrschaft zu Hause sey?

Dieser betrachtete ihn vom Kopfe bis auf die Füße, und, da er ihn für einen reisenden

Jäger hielt: so sagte er, die Herrschaft ist nicht zu Hause.

St. Wenn kommt sie wieder?

B. Das weiß ich nicht.

St. Ich habe ihr aber etwas Nothwendiges zu sagen.

B. So kann Er mir es sagen.

St. Ich muß die Herrschaft selbst sprechen.

Jetzt kam die gnädige Frau aus dem Garten über den Hof; sogleich lief ihr Herr Streithelm entgegen, machte ihr ein Compliment bis auf die Füße und bath ganz unterthänig, daß es die gnädige Frau nicht ungnädig nehmen möge —

G. F. Nur kurz ich habe nicht lange Zeit.

St. Wenn Ihro Gnaden nur geruhen wollen, ein Paar Augenblicke —

G. F. Weiß Er was, sag Er sein Anbringen, dem Bedienten.

Da sie ihm entwischen wollte, trat er vor sie und sagte, aber gnädige Frau! Ich habe ganz unterthänig einen Brief an Ew. Gnaden zu eigenen hohen Händen abzugeben.

G. F. Einen Brief? Von wem?

St. Erlauben Ew. Gnaden hochgeneigt, von Ihrem Herrn Bruder.

G. F. Von meinem Bruder? Wo ist denn mein Bruder?

St. Nicht weit von Ihnen.

G. F. Kennt Er ihn denn?

St. Zu dienen Ew. Gnaden.

Indem er in der Tasche nach dem Briefe suchte, faßte ihn die gnädige Frau scharf in das Auge, besonders sahe sie nach einer kleinen Narbe, die ihr Bruder unter dem linken Nasenloche hatte, und da sie diese an Herrn Streithelm erblickte, machte sie große Augen, trat etwas näher und fragte: wenn Er meinen Bruder kennt: so sag Er mir seinen Vornahmen.

St. Mit dem Vornahmen heißt er, wie ich — Peter.

G. F. Peter! Peter! — Ich will doch nicht hoffen?

St. Was denn?

G. F. Daß Bruder Peter vor mir steht?

St. An Deinem Halse liegt, liebe gute Schwester Elisabeth.

G. F. Du bist doch (indem sie ihm mit der Hand ein Paar Klapse auf die Schulter gab), Du bist doch noch immer der alte muthwillige Peter, der Du warest, als wir noch mit ein-

ander die blinde Kuh spielten, der seine größte Freude darinne suchte, wenn er die Leute vexiren konnte. O komm, (indem sie ihn bey dem Arme faßte), geschwind zu meinem Manne.

Herr von Riesenburg, der diesen ganzen Auftritt vom Schloßfenster aus mit angesehen hatte, war, von der Neugier getrieben, schon auf der untern Stufe der Treppe, als sie im Schlosse ankamen.

Hier lieber Mann! Sagte die gnädige Frau, bringe ich Dir — kannst Du rathen wen?

Nach der Herzlichkeit, antwortete der gnädige Herr, mit welcher Du ihn empfingst, muß es wohl ein sehr guter Bekannter seyn. Doch wohl nicht der Herr Bruder?

Da war es nun große Freude. Herr Streithelm wurde mit hinauf in die Stube gezogen, und aufgetragen, was Küche und Keller vermochten. Josephen wurde gemeldet, daß sein Herr diesen Abend nicht zurück kommen würde, und daß er die Pferde ordentlich besorgen solle.

(Die Fortsetzung folgt.)

---

Nun will ich Ihm noch etwas vorlesen aus einem Buche, das der Herr Consistorialrath Sintenis in Zerbst geschrieben, und das den Titel hat: Syllegen oder der Sammler.

Es

Es ist nicht anders, als schöpfte man einmahl freyer Athem, wenn man bey Lesung der abscheulichen Geschichte der Kriege auf einzelne Männer trifft, die, mitten in allen Raub- und Mordgewühlen, noch die schönsten Eigenschaften der Seele zeigen.

Ein solcher Mann war auch der Römer Fabricius in den Zeiten der Republik. Die glänzenden Siege, welche er erfocht, die ausnehmende Tapferkeit, die er dabey bewies, mögen ihm immerhin auch zum Ruhme gereichen; für uns müssen noch ganz andere Seiten an ihm weit höhere Reitze haben!

Fabricius zwang den Feind einst, eine Belagerung aufzugeben, und machte dabey eine fast unermeßliche Beute; wozu wendete er sie an? Das erste, was er that, war, daß er davon reichlich unter das ganze Herr, das unter ihm gefochten, austheilte; dann gab er den sämmtlichen römischen Bürgern, welche Geld zum Kriege beygetragen hatten, ihre Beyträge pünktlich wieder. Nun blieb noch eine große Summe übrig, auf die er selbst auf solche Weise doch gewiß das größeste Recht hatte; diese nahm er, und ließ sie in die Schatzkammer bringen. So war er nicht nur nicht der Erste, der sich von der Beute etwas zueignete, sondern er blieb auch der Einzige, der gar nichts davon an sich behielt. Die vierhundert Talente, welche die Schatzkammer empfing, schickte er gerade an dem Tage an sie, als er seinen Triumphseinzug hielt; machte er diesen dadurch nicht weit schöner, als ihn aller äußerliche Pomp machen konnte?

So

So uneigennützig handelte er nicht nur einmahl — so handelte er bey jeder Gelegenheit. Er schlug das Geschenk aus, welches ihm König Pyrrhus von Epirus, an den er gewisser Unterhandlungen wegen geschickt ward, mit dem besten Herzen geben wollte. Er nahm die Summe nicht an, welche ihm die Samniter, denen er nach geendigtem Kriege viel gute Dienste geleistet hatte, blos aus Erkenntlichkeit schickten.

Alle diese Züge von Uneigennützigkeit erhalten aber dadurch erst ihre höchste Schönheit, wenn wir hören, daß Fabricius — ein armer Mann war. Pyrrhus, der dieß erfahren, wollte ihn daher auch blos aus dieser Ursache beschenken, und versicherte ihm, daß er ihm dadurch nur ein Pfand seiner persönlichen Freundschaft für ihn geben zu dürfen wünsche; der edle Römer aber blieb unbeweglich. Eben so nahmen auch die Abgeordneten der Samniter aus seiner erblickten Armuth den letzten Beweggrund für ihn her, die ihm überbrachte Geldsumme anzunehmen. Sie fanden ihn nehmlich in einem seinem Stande gar nicht angemessenen Aufzuge, und sahen, daß es so wohl seinem Hause, als seiner Tafel, an jeder Art von Schmuck fehle. Sein ganzes Silbergeschirr bestand in einer Schale und in einem Salzfasse, und seine ganze Mahlzeit aus Gemüse, daß er selbst gebauet hatte. Es ging aber den samnitischen Abgeordneten nicht besser mit ihm, als dem König Pyrrhus. Fabricius befühlte sich in ihrer Gegenwart an Augen, Ohren, Nase, Mund, u. s. w., und gab ihnen

nen die Antwort auf den Weg — „Alle diese Glieder sind noch ganz zu meinen Diensten; so lange dieß ist, kann ich keinen wirklichen Mangel leiden. Da ich also kein Geld brauche, so werde ich mich hüten, Geld von denen anzunehmen, von welchen ich weiß, daß sie es brauchen.“

In dieser Armuth lebte und starb Fabricius; ja, er starb so arm, daß seine einzige Tochter, als sie heyrathete, von dem gemeinen Wesen ausgestattet werden mußte. Man gab ihr aus derselben Schatzkammer, in welche er einst die vierhundert Talente, die er sich zu eignen konnte, geschickt hatte; hat auch wohl je ein Vater seiner Tochter den Mahlschatz auf eine großmüthigere Weise gesammlet?

Daß seine Uneigennützigkeit wirklich Großmuth war, sieht man auch daraus, daß man auch jede andere Art von Großmuth bey ihm antraf. Eben jener König von Epirus, der sie in Ansehung seines Geldes erfuhr, erfuhr sie auch in Ansehung seiner Ehrenstellen, ja sogar in Ansehung seines Lebens.

Pyrrhus lernte den Fabricius während der Unterhandlungen hernach noch näher kennen, und ward von seinem hohen Werthe so hingerissen, daß er ihm den ersten Platz im Rathe und im Heere anbot, wenn er nach völlig abgeschlossenem Frieden mit den Römern zu ihm kommen wollte. Unstreitig auch die größeste Eroberung, welche dieser König durch den ganzen geführten Krieg hätte machen können! Es ging ihm aber mit seiner angebotenen Ehre noch schlimmer, als mit seinem angebotenen

Gelde.

Gelde. Der edle Römer, den auch der größeste Schimmer von äußerlicher Hoheit seinem Vaterlande nicht ungetreu machen konnte, trieb seinen großen, freyen Muth, bis zur Unhöflichkeit hinauf, und erwiederte ihm — „dabey würdest du keine Seide spinnen; denn die, welche dich jetzt über Alles bewundern, würden mich an deiner Statt zum König haben wollen, wenn sie mich immer bey sich hätten.“ Weit entfernt, daß Pyrrhus sich hierdurch hätte beleidigt fühlen sollen, so bekam er vielmehr nun erst eine so hohe Meynung von ihm, daß er hernach, als von den Römern eine ganz außerordentliche Art von Großmuth gegen ihn ausgeübt ward, sogleich auf den Fabricius rieth, daß dieser der Urheber davon sey.

Es war nehmlich immer noch Krieg zwischen dem Pyrrhus und den Römern, und sein eigner Leibarzt bot dem Feinde seine Vergiftung gegen eine gewisse Belohnung an. Da war es Fabricius, der den Antrag großmüthig mit Füßen trat, und sogar den Pyrrhus, der doch im Felde gegen ihn stand, davon benachrichtigen ließ, ohne jedoch sich, als den gewesenen Ausüber dieser Großmuth zu erkennen zu geben. Kaum hörte Pyrrhus die ihn in Erstaunen setzende That, so rief er aus: — „Wer anders kann dieß gewesen seyn, als — Fabricius? Ihr werdet ihn eben so wenig durch irgend etwas aus der Bahn der Tugend, die er einmahl zu laufen gewohnt ist, herausbringen, als ihr die Sonne aus ihrer Laufbahn zu bringen vermöget.“ —

Digitized by Google

# Der Bote aus Thüringen.

Ein und dreyßigstes Stück.

1809.

Bote. Wirth.

B. Zur Abwechselung will ich Ihm einmahl wieder eine Geschichte vorlesen.

Ein Bauer, Namens Müller, zu Brockstädt und seine Frau lebten anfangs in gutem Wohlstande. Allein ein verheerender Krieg brachte sie in Schulden. Nachdem der Friede wieder hergestellt war, verzehrte eine Feuersbrunnst ihr Haus mit aller ihrer Habe. Sie waren nicht vermögend, ein neues Haus aufzubauen, und wußten keinen andern Rath, als daß sie die Brandstätte einem reichen Bauer verkauften, welcher zugleich ihre Schulden übernahm. Darauf wanderten sie aus, und bezogen in einer andern Gemeinde ein kleines Tagelöhnerhäuschen, welches einsam vor dem Dorfe lag.

Hier lebten sie in großer Dürftigkeit. Sie arbeiteten zwar, so viel sie konnten, waren aber beyde schon alt und kraftlos und nicht mehr im Stande, noch viel zu erwerben. Auch schämten sie sich, andere Leute anzusprechen, und litten lieber den äußersten Mangel, der oft so groß war, daß sie hätten verhungern müssen, wenn nicht einige wohlhabende Einwohner des Dorfs ihnen zuweilen Lebensmittel mitgetheilt hätten.

Einst stand der arme Greis mit nassen Augen an dem Fenster seines kleinen Häuschens, und sah hinaus. Sein Herz war von Nahrungssorgen beklemmt, denn noch nie war die Noth so groß gewesen, als jetzt. Es war an einem Sonntage, und man läutete zur Kirche. Er sah wohlgekleidete Männer und Weiber aus den benachbarten Dörfern an seiner Hütte vorbey nach der Kirche gehn. Bey ihrem Anblick gedachte er an die vorigen Zeiten, wo er auch dieses Glück genossen hatte. Denn jetzt konnten er und seine Frau nicht mehr in die Kirche gehen, weil sie keine schickliche Kleider mehr hatten.

Die Frau saß in einem Winkel, hielt die Schürze vor die Augen, und weinte über ihre

Noth,

Digitized by Google

Noth, und besonders auch darüber, daß sie nicht an der Sonntagsandacht in der Kirche Antheil nehmen konnte. Der Mann blickte eine Weile starr vor sich hin in das weite Feld; bald erhob er seine Augen schmachtend gen Himmel, bald senkte sich sein Haupt wieder vorwärts, und die Thränen rollten ihm die Wangen herunter. Jetzt ergriff er ein altes Gesangbuch, blätterte darin und suchte ein Lied über die Vorsehung, dessen er sich erinnerte, und in welchem steht, daß Gott die Vögel unter dem Himmel speise. Wie er so in dem Buche blätterte, sah er einen jungen wohlgekleideten Menschen die Straße heraufkommen, welcher sich vor seiner Hütte auf dem Rasen niederließ, um ein wenig auszuruhn. Er öffnete seine Reisetasche, zog einige Papiere hervor, übersah sie, legte sie wieder zusammen und steckte sie in die Tasche. Bald hernach stand er auf und wanderte auf der Landstraße weiter fort.

Gleich darauf ging der Alte hinaus, um ein wenig frische Luft zu schöpfen und in der Betrachtung der schönen Natur seines Kummers zu vergessen. Von ungefähr kam er an den Ort, wo der Fremde gesessen hatte. Hier,

schimmerte ihm etwas Weißes entgegen. Er geht hinzu; es ist ein zusammengewickeltes Papierchen. Er hebt es auf, wickelt es auseinander, und wie erstaunt er, da ihm zwey große Goldstücke in die Augen blitzen! „Mutter! Mutter! (rief er) komm heraus!“ Und da sie kam, fuhr er fort: „Sieh, was der Wanderer hier verloren hat! Kennst Du so etwas noch?“

„Guter Himmel! (sagte die Frau) Siehst Du, Vater? Gott verläßt uns nicht. Wenn die Noth am größten ist, dann hilft er. Mich hungert recht sehr, Vater, ich wollte nur nichts sagen, und Dich gewiß auch. Und sieh nur Deinen Rock! Das ist mehr als genug zu einem neuen, und für mich zu einem Mieder; dann können wir wieder in die Kirche gehn. Gott hilft!“ — „Ja, (sagte der Mann), Gott hilft! Aber nicht durch dieses Geld. Ich sage Dir ja, es gehört dem Wanderer; er kann noch nicht weit seyn.“ — „O! Der braucht es vielleicht nicht; er achtet es gewiß nicht, sonst wäre er vorsichtiger damit umgegangen.“ „Freylich!“ antwortete der Mann; dann bedachte er sich ein wenig und fuhr endlich fort: „aber Mutter, es gehört ihm doch. Und wenn ers

auch

auch nicht achtet, wenn er auch nicht weiß, wo er es verloren hat. — Gott weiß es doch. Faſſe Dich, und laß Dich durch das Geld nicht blenden!" Die Frau ſtellte ihm nochmahls die große Noth vor, worin ſie ſich befanden. Der Mann fing auch an, in ſeinem guten Entſchluſſe zu wanken, und war zweifelhaft, was er thun ſollte. Die Verſuchung war groß; tauſend andre würden nicht widerſtanden haben. Doch dieſer Rechtſchaffene beſann ſich bald wieder und ſagte: „Nein, Nein! Sieh nur, wie ſchön das Getreide ſteht, voraus des Richters Weizen, da des Schulzen Gerſte und dort des Pfarrers Roggen; ſie können es wahrlich nicht allein verzehren, ſie werden uns davon bedenken. Der Herbſt iſt nahe, und dieſer Herbſt könnte uns wohl mitnehmen von der Welt. Bald geht der Wind über unſer Grab, und ſo dicht am Grabe ſollten wir etwas veruntreuen? Mir wird bange, Mutter, mir wird ſehr bange. Weg, weg mit dem Golde! Iſt es mir doch, als wäre ich ſchon todt, und als ſtünde ich vor dem Weltrichter, und er ſagte zu mir: Du trugſt Deine weißen Haare mit Ehren, und um ein Paar Goldſtücke haſt Du Dein graues Haupt geſchändet; ſchäme Dich!"

Dieſe

Diese Rede ging der Frau so zu Herzen, daß sie ganz erschrocken schrie: „Herr Jesus! Wir wollen lieber verhungern. Du hast Recht, Vater; das ist das Gewissen! Du machst mir angst und bange; ich friere und bebe, als hätte ich schon gestohlen. Ich will Dir Deinen Stock bringen, und dann lauf, lauf, was Deine alten Füße können! — Herr Gott! Wenn Du den Wandrer nur wieder einhohlst!" — Zitternd eilte die alte Frau in das Haus, und zitternd schritt indeß der Alte hin und her, und sah ängstlich nach dem Wege hin.

Jetzt kam die Alte, reichte ihm den Stock und sagte: „Da Vater! Und nun so schnell, als Du kannst! Die Landstraße krümmet sich hier sehr; wenn Du den Fußsteig durch das Gebüsch gehst, so kannst Du ihn da unten noch einholen. Eile! Eile! Gott im Himmel, wenn Du ihn nur noch antrifft!"

Diese Worte rief sie ihm noch nach, denn er war schon auf dem Fußsteige. Vorwärts gebeugt schritt er hastig dahin, und strengte alle seine Kräfte an, den Wandrer bald einzuholen. Die Frau sah ihm nach, und da es ihr schien, als ob er zu langsam ginge, eilte sie, um ihn einzuholen, faßte seinen Arm und

sagte:

Digitized by Google

sagte: „ich bin doch wohl noch rüstiger, als Du, ich kann Dich stützen, halte Dich nur an mich!“

So keuchten die beyden Alten fort, geschwinder als zuvor. Wer sie so gesehn, ihre Umstände gewußt hätte, und die Absicht, in welcher sie diesen eilfertigen Gang thaten; der hätte Gott danken müssen, der den Menschen die Kraft gibt, im Guten so festzustehn, daß der Hunger sie nicht erschüttern und der Glanz des Goldes sie nicht verblenden kann.

Die beyden Gatten eilten durch das Gebüsch und erreichten bald das Ende desselben. Jetzt waren sie an der Straße, und sahen mit innigem Vergnügen, daß sie dem Wandrer zuvorgekommen waren, und daß er sich ihnen jetzt erst näherte, nachdem sie schon ein wenig Athem geschöpft hatten. „Mein Herr! (sagte der ehrliche Greis,) Hier sind zwey Goldstücke, die Sie dort auf dem Rasen vor der letzten Hütte des Dorfs aus Ihrer Brieftasche verloren haben.“

Der Jüngling sah die beyden Alten mit Verwunderung und Hochachtung an; darauf betrachtete er ihre zerrissenen Kleider, welche sein Mitleiden erregten, und endlich sagte er:

Ihr

Ihr scheint arm zu seyn. „Sehr arm, mein Herr;“ (antwortete der Mann). „Aber wir möchten gern ehrlich bleiben, (sagte die Frau); da haben Sie Ihr Geld!“

Der Jüngling war zweifelhaft, ob er es annehmen solle; er bedachte sich eine Weile, nahm es endlich und sagte: ich nehme es wieder, weil ich es da, wo ich hin will, vielleicht brauchen könnte; doch will ich Euch etwas geben, was ich heute entbehren kann, und wenn ich wieder zurück komme, sollt Ihr sehen, daß es Menschen gibt, welche die ehrliche Armuth hoch schätzen. Ich will Euch auch sagen, wo ich diese Goldstücke jetzt nöthig haben könnte. Ich gehe, um meine Aeltern zu besuchen, welche ich vor zwölf Jahren als ein junger Handwerksbursche verließ. Seit elf Jahren habe ich nichts mehr von ihnen gehört, und weiß also gar nicht, in was für Umständen sie sich jetzt befinden.

Der Alte sah seine Frau bedenklich an und sagte: „hörst Du, Mutter, habe ich nicht gesagt, der Fremde könnte das Geld nöthig brauchen? — Aber, mein Herr, wie kam es, daß Sie so lange nichts von Ihren Aeltern gehört haben?“ (Die Fortsetzung folgt.)

# Der Bote aus Thüringen.

Zwey und dreyßigstes Stück.

1809.

## Bote. Wirth.

B. Erst will ich Ihm, lieber Herr Gevatter! die Geschichte des Bauern Müller zu Brockstädt ausleſen.

Der Jüngling antwortete: „Nachdem ich von meinen Aeltern weg war, arbeitete ich ein Jahr in Hamburg. Ich ließ mich bereden, einige Reiſen zur See mitzumachen. Ich ſchrieb zwar ein Paarmahl nach Hauſe, bekam aber keine Antwort. Vielleicht hatten meine Aeltern die Briefe nicht empfangen; vielleicht lebten ſie auch nicht mehr. Zuletzt war ich einige Jahre in Oſtindien, und der himmliſche Vater hat mich reichlich mit Gütern geſegnet. Vor ſechs Wochen bin ich in Hamburg wieder angekommen. Die Tochter des Meiſters, bey dem ich ehedem gearbeitet hatte, war indeſſen her-

angewachsen. Wir gewannen uns lieb; der Vater kannte mich, und trug kein Bedenken, sie mir zu geben. Ich habe mich mit ihr versprochen, und in zwey Monathen wird sie mein Weib. Jetzt fehlt mir weiter nichts zu meinem Glück, als daß ich weiß, wie es meinem Vater und meiner Mutter geht. Deßwegen habe ich mich auf den Weg gemacht, meine liebe Heymath zum letztenmahl zu grüßen. Gott gebe, daß ich meine Aeltern noch antreffe, und daß sie sich entschließen, mit mir zu ziehn und mit mir zu genießen, was mir Gott beschert hat!"

Die beyden Alten hatten einen einzigen Sohn, der ebenfalls schon zwölf Jahr abwesend war. Während der Fremde so erzählte, fiel ihnen ihr Sohn ein, von welchem sie nicht wußten, ob er noch lebe. Sie kamen auf die Gedanken, daß dieser Fremde vielleicht ihr Sohn seyn könnte. Sie sahen ihn genau an, und es kam ihnen sehr wahrscheinlich vor, daß er es wäre; daß sie ihn aber nicht sogleich erkannten, kam daher, weil er sich in den zwölf Jahren sehr verändert hatte. Er kannte seine Aeltern auch nicht; denn durch die Noth und Armuth,

worin

worin sie so lange gelebt hatten, waren sie ebenfalls sehr verändert und unkenntlich geworden.

Nachdem der Alte den Jüngling lange betrachtet hatte, sah er endlich seine Frau bedenklich an, winkte mit den Augen und sagte leise: „Mutter, kommt es Dir auch so vor?“ Darauf wandte er sich zu dem Fremden und sagte: „wie weit ist es denn noch zu Ihrer Heymath, wenn man fragen darf?“ — Vier Meilen soll es noch seyn von hier bis Brockstädt. — Wie er das Wort Brockstädt aussprach, waren die beyden Alten hoch erfreut; denn dieß war der Name des Dorfs, wo sie vorher gewohnt hatten. Mit ausgebreiteten Armen schrien sie: „Ach Brockstädt! Brockstädt!“ Der Jüngling kannte sie noch nicht wieder, und fragte ganz erschrocken: „Gott, was ist Euch? Seyd Ihr zu Brockstädt bekannt? Mein Vater heißt Müller.“

Jetzt fielen die beyden Alten ihm um den Hals und riefen entzückt aus: „Ach Wilhelm! Ach mein Sohn! Mein wiedergefundener Wilhelm!“ Mehr konnten sie nicht sagen. Der Sohn erkannte nun, daß er in den Armen seiner Aeltern war; seine Freude war so groß, daß er nicht reden konnte. Er stammelte nur

die Worte: „Mein Vater! Meine Mutter!“ Dann fiel er auf seine Kniee, richtete seine Augen gen Himmel, hob die Hände empor und betete mit zitternden Lippen: „O Gott! Wie gut machst Du es mit mir! Gott sey gelobt!“ Endlich fing der Alte an: „O Mutter! Nun hat alle unsre Noth ein Ende! Falle auf die Kniee! Wir sind ja wohl im Paradiese und sehen da unsern Sohn wieder. Auf Erden hoffte ich solche Seligkeit nicht mehr. Mutter! Wilhelm! danket, preiset! Mir ist, als wären wir im Paradiese.“ „Wir sind es wirklich, (antwortete der Sohn); — wer fromm und redlich ist, der ist schon hier im Paradiese.“

* * *

Nun will ich Ihm auch noch etwas von Herrn Streithelm erzählen.

Bey der letzten Erzählung saß er bey seiner Frau Schwester und seinem Herrn Schwager zu Tische.

Als die Mahlzeit beynahe geendigt war, sagte Herr Streithelm, aber liebste Schwester! Es ist ja alles so stille um Dich her. Ich glaubte Du würdest mir ein Paar Vetterchen oder Mühmchen entgegen bringen.

Bey

Bey diesen Worten verschwand die Fröhlichkeit, welche, während der ganzen Mahlzeit, geherrscht hatte, augenblicklich. Herr von Riesenburg schlug die Augen nieder, und seine Gemahlin verbarg das Gesicht hinter das Schnupftuch und weinte bitterlich.

Nun, sagte Herr von Streithelm, was soll denn das bedeuten?

G. F. Ach Bruder! Bruder! Ich bin eine unglückliche Frau!

St. Du unglücklich? Ich habe mich doch ziemlich bey Dir umgesehen und keine Spur von Unglück bemerkt. Gesund bist Du, blühst wie eine Rose, auf Deinem Hofe, in Deinem Hause sehe ich allenthalben Wohlstand. Dein Mann ist ein rechtschaffner Mann, und aus der Herzlichkeit, mit welcher er mich als Deinen Bruder empfing, schließe ich, daß er Dich lieb haben muß. Wo ist denn da das Unglück?

G. F. Kein Kind!

St. Kein Kind? Das nennst Du ein Unglück? Habe ich doch auch keins, und halte mich doch nicht für unglücklich.

G. F. Ach schweig! Du hast ja keine Frau, wenn Du acht Jahre eine Frau hättest, immer

auf ein Kind hofftest, und immer keins bekämest, wie denn da?

St. Deßwegen würde ich mir kein Haar aus dem Kopfe raufen.

G. F. Wenn Du an meiner Stelle wärest: so würdest Du aus einem andern Tone sprechen. Da habe ich dieß schöne Gut, Aecker, Gärten, Teiche, Kutschen und Pferde, Kleidung, alles, was mein Herz begehrt, habe ich. Was hilft mir denn dieß aber, wenn ich kein Kind habe?

St. Bist ein Närrchen! In der Kutsche fährst Du spatziren, die Teiche läßt Du fischen, die Gärten —

G. F. Nicht gespottet, lieber Bruder, ich bitte. Was hilft mir denn dieß alles, wenn ich es lachenden Erben überlassen muß?

St. Liebe Schwester Elisabeth! Wenn man von der Welt abgeht, so kann es uns ja gleich viel gelten, wer unser Gut einmahl besitzen wird.

G. F. Und bey dem beständigen Grame, der mir beynahe das Herz abfrißt, muß ich noch die ewigen Vorwürfe von meinem Manne hören, als wenn die Schuld, warum wir keine Kinder bekommen —

Mein Kind! (fiel ihr der Mann in das Wort), Mäßige Deine Zunge! Ich bitte Dich. Bist Du es nicht, die mir immer vorwirft, daß die Schuld unsrer Kinderlosigkeit an mir läge? Muß das nicht einen rechtschaffnen Mann kränken, der gesund und stark ist, und immer ordentlich gelebt hat?

Die Gnädige Frau öffnete schon wieder den Mund, um sich gegen ihren Mann zu vertheidigen, als ihr Herr Streithelm in das Wort fiel und sagte: lieben Kinder! Eh ihr noch ein Wort in das andere redet: so bitte ich euch recht sehr, bedenkt was Ihr thut. Ich Euer Schwager und Bruder habe mich Jahre lang darnach gesehnet, einmahl bey Euch zu seyn, und mich mit Euch zu freuen. Nun ist es mir endlich gelungen. Da ich nun hier bin, wollt Ihr mich mit den Quakeleyen über Eure Kinderlosigkeit peinigen? Ist dieß auch erlaubt? Kurz und gut! Schwester, Du kennst mich, entweder Ihr hört den Augenblick auf von dieser Materie zu sprechen, oder ich breche auf und nehme mein Quartier im Wirthshause.

Beyde gaben ihm freundschaftlich die Hand, und versprachen, daß sie kein Wort mehr davon sprechen wollten.

Herr Streithelm lenkte dann das Gespräch auf die vorigen Zeiten, die er mit der Schwester noch im väterlichen Hause verlebte, Herr von Riesenburg erzählte manches von seiner Jugendgeschichte, und so wurde der Abend vergnügt, bis gegen zwölf Uhr verplaudert, da sie dann von einander schieden, und sich der Ruhe überließen.

Wie Herr von Riesenburg mit seiner Frau Gemahlin geruhet habe, kann ich nicht sagen. Herr von Streitheim brachte aber einige Stunden schlaflos zu. Die Unzufriedenheit dieses Ehepaars that ihm so wehe, daß er sich immer schlaflos, von einer Seite zur andern warf. Erst da er das Mittel gefunden hatte, diese Leute zu beruhigen, sank er gegen Morgen in einen süßen Schlummer.

Den folgenden Morgen führte Frau von Riesenburg ihren Bruder umher, und zeigte ihm ihre Herrlichkeiten, dann nahm ihn Herr von Riesenburg mit auf die Jagd, wo sie einen Rehbock erlegten, dann sich mit gutem Appetite zur Tafel setzten, und die Mahlzeit verzehrten, die die gnädige Frau hatte zubereiten lassen.

(Die Fortsetzung folgt.)

Digitized by Google

# Der Bote aus Thüringen.

Drey und dreyßigstes Stück.

1809.

Bote. Wirth.

B. Zuletzt erzählte ich Ihm, wie Herr von Streithelm mit seiner Schwester und seinem Herrn Schwager speiſete.

Nach geendigter Mahlzeit nahm Herr v. Streithelm seinen Schwager und seine Schweſter bey der Hand, und ſetzte ſich zwiſchen ſie auf das Canapee. Jetzt, lieben Freunde! ſagte er, da ich euch beruhigt ſehe, wollen wir über die Materie, von welcher wir geſtern ſprachen, noch ein Paar Worte reden; aber das bitte ich mir aus, daß ihr mir zuhöret, und nicht ſogleich in das Wort fallet.

Sie verſprachen es beyde.

Sehet Freunde! fuhr er fort, daß es euch höchſt unangenehm ſey, daß ihr keine Kinder habt, glaube ich euch gern. Ich könnte euch

damit trösten, daß noch nicht aller Tage Abend sey, und daß man Exempel von Eheleuten habe, die zwölf bis vierzehn Jahre kinderlos lebten, und hernach doch noch mit Kindern erfreuet wurden. Das sind aber ungewisse Sachen, und ungewisse Sachen geben dem Herzen keine Beruhigung. Man hofft von einer Zeit zur andern, und wenn die Hoffnung immer nicht erfüllt wird, immer nicht erfüllt wird: so erfolgt immer neuer Gram. Besser ist es, daß ihr euch ganz darein ergebt, daß ihr kinderlos bleibet. Da seyd ihr auf einmahl beruhigt; kommen demohngeachtet in der Folge noch Kinder, nun da ist die Freude desto größer.

Ach! seufzten beyde, das ist schwer.

So schwer nicht, als ihr glaubt, lieben Freunde! Wir müssen die Sache nur von Grund aus untersuchen. Schwester! sag mir, glaubst Du, daß Du die Ursache deiner Kinderlosigkeit bist?

gn. Fr. Wie kannst Du das glauben, lieber Bruder? Bin ich nicht durchaus gesund?

v. St. Und wie steht es mit Ihnen, Herr Schwager?

Schw. Ich habe von Jugend auf ordentlich gelebt, bin mir keiner Ausschweifungen bewußt,

wußt, bin ein Mann voll Gesundheit und Kraft; wie kann man denn die Ursache unserer Kinderlosigkeit in mir suchen?

v. St. Gut, dabey mag es bleiben. An einem von euch beyden muß freylich die Ursache liegen, aber an wem sie liege? das ist nur Gott bekannt. Genug, daß ihr beyde wißt, daß ihr eure Kinderlosigkeit nicht verschuldet habt. Ein Schicksal, das man nicht verschuldet hat, wenn es auch noch so unangenehm wäre, ist leicht zu ertragen. Ich weiß, daß ihr den Glauben habt, daß alles von Gott komme. An diesem Glauben haltet euch doch, und bedenkt, daß er euch durch eure Kinderlosigkeit vielleicht viel Gram und Herzeleid erspart.

Ich habe Aeltern gekannt, deren Kinder immer stumm, andere, deren Kinder blind oder dumm waren. Möchtest Du wohl Mutter von solchen Kindern seyn, liebe Schwester?

gn. Fr. Ach dafür wolle mich Gott bewahren.

v. St. Wenn Gott Dir keine Kinder gibt, so bewahrt er dich dafür. Jetzt bist Du sorgenfrey, kannst, wenn Du deine Arbeit verrichtet hast, ruhig schlafen. Glaubst Du, daß

dieß auch seyn würde, wenn Du Mutter wärest? Du glaubst nicht, wie viele Sorgen, Kummer, schlaflose Nächte eine Mutter übernehmen muß!

gn. Fr. Das weiß ich alles, lieber Bruder, das alles wollte ich übernehmen, wenn ich nur die Freude haben sollte, ein Kind an meine Brust zu drücken.

(Die Fortsetzung folgt.)

* * *

Nun will ich Ihm noch ein Paar Geschichtchen von guten Geschwistern vorlesen.

Bey der Belagerung von Lyon 1793 lebte daselbst ein glücklicher Vater zweyer Söhne, von denen der eine noch nicht 15, der andere 12 Jahre alt war. Der ältere mußte die Waffen tragen und hatte sich bey den Ausfällen gegen die Republikaner sehr ausgezeichnet. Der Vater verlor schon während der Belagerung sein Leben und nur die Mutter wurde noch erhalten. Als Lyon einige Monate darauf eingenommen wurde, so setzte man den Jüngling, weil er die Waffen getragen hatte, in das unter dem Nahmen der schwarze Keller so bekannt gewordene schreckliche Gefängniß, und ver-

verurtheilte ihn zum Tode. Sein jüngerer Bruder suchte ihn überall, und da er ihn nirgends fand, so kam er an das Kellerloch, das auf die Straße Lafond hinausgeht, und rief ihn bey seinem Nahmen. Das Kind streckte vergebens seine kleinen Hände durch die eisernen Stäbe, um seinen Bruder zu umarmen. Dieser richtete sich auf den Zehen in die Höhe, um wenigstens seine Hand berühren und küssen zu können. — „O, mein Bruder, rief er, dich wollen sie umbringen, und ich soll dich nicht wieder sehen? Hast du denn nicht gesagt, daß du noch nicht 15 Jahre alt bist?" — „Doch, Bruder, ich habe alles gesagt, aber sie wollen nichts hören. Geh und tröste unsere gute Mutter! O, nichts macht mir mehr Kummer, als daß ich sie krank hinterlasse. Sage ihr aber noch nicht, daß ich sterben muß." — Der Kleine zerfloß in Thränen. Er legte sich auf die Erde nieder, winselte und rief unaufhörlich: „Ach er soll sterben, und ist noch nicht 15 Jahre alt!" — Man drohte ihm, wenn er nicht schweigen und sich entfernen würde; aber er blieb unbeweglich an seiner Stelle, bis er durch eine Wache gewaltsam hinweggerissen und vor einen der Commissarien gebracht wurde.

de. Zum Glück war dieser nicht ganz taub gegen die Stimme der Menschlichkeit. Er redete ihm daher zu, sich zu beruhigen und sich in sein Geschick zu fügen. Aber wie konnte er das? Er warf sich nun, da alle seine Bitten zurückgewiesen wurden, nieder vor dem unerbittlichen, blickte zu ihm hinauf, und flehte so herzlich und so dringend, daß er ihn für seinen Bruder möchte sterben lassen, daß dieser gerührt wurde. Er hob ihn freundlich auf, schrieb einige Zeilen, die er sogleich absendete, und hieß ihn warten. In einer Viertelstunde erschien der Gefangene, begleitet von einer Wache, aber ohne Fesseln. — „Gott im Himmel!" riefen beyde, „mein Bruder!" — Sie umarmten sich einige Minuten, und dann waren die ersten Worte des Kleinen: „Nun verlasse ich dich nicht wieder!" — „Das sollst du auch nicht!" sagte der Commissär. Geht zu eurer Mutter, und seyd eben so gute Söhne, als ihr gute Brüder seyd!"

* * *

Von dem ältern General Bauer, der sich vom Unterofficier bis zum General bey der Russischen Armee emporgeschwungen hatte, wußte nie-

niemand, von welchem Stande er abstammte. Endlich machte er's selbst auf eine rühmliche Art bekannt. Als er mit seinem Regimente im Jahr 1762 nicht weit von Husum im Holsteinischen stand, lud er alle seine Officiers zur Tafel, und schickte seinen Adjutanten ab, um einen Müller und seine Frau, die in der Nachbarschaft wohnten, zu hohlen. Das arme Ehepaar erschien mit Angst und Bestürzung vor dem General. Er sprach ihnen Muth zu, hieß sie vergnügt seyn und sagte: „Er habe sie eingeladen, daß sie mit ihm essen sollten." — Als die Tafel zugerichtet war, setzte er sich zwischen den Müller und seine Frau, und that während der Mahlzeit mancherley Fragen, ihre Familie und Anverwandten betreffend; unter andern fragte er den Müller: „ob er ausser den erwähnten Brüdern keinen Bruder mehr habe?" Der Müller antwortete: „er habe zwar noch einen Bruder, der aber wohl todt seyn würde. Er habe in seiner Jugend Kriegsdienste genommen, sey mit den Soldaten davon gezogen, und seit der Zeit habe er nichts mehr von ihm gehört." — Nun konnte sich das gerührte Herz des Generals nicht mehr halten. „Ich bin dieser Bruder!" rief er, und umarmte

te den Müller mit brüderlicher Zärtlichkeit, hierauf auch seine Frau. Alle Anwesende sprangen von der Tafel auf, stellten sich um den General her, und sahen mit nassen Augen dieser schönen Scene zu. Nach den ersten Ergießungen der Freude wandte sich der General an seine Officiers, und sagte: „Sie sind immer neugierig gewesen, meine Herren! wer oder woher ich sey? Sehen Sie, dieß ist mein Bruder. Seine Mühle gehörte ehedem meinen Aeltern, und dort ward ich geboren. Doch, Sie müssen meinen Geburtsort selbst sehen!“ Hierauf bath er sie, den folgenden Tag in dem Hause des Müllers mit ihm zu speisen, wo er ein prächtiges Gastmahl gab, von welchem er niemand ausschloß. — Als er nachmahls mit seinem Regimente aufbrach, beschenkte er seine Anverwandten reichlich, und sandte des Müllers einzigen Sohn zur Erziehung nach Berlin. Dieser wurde, durch das große Beyspiel seines Onkels angefeuert, in seinem Fache ein sehr geschickter und brauchbarer Mann.

Der Bote
aus
# Thüringen.

Vier und dreyßigstes Stück.

1809.

Bote. Wirth.

B. Zuletzt sagte ich Ihm, Herr Gevatter, wie die Frau von Riesenburg gegen Herrn Streithelm den Wunsch that, daß sie doch nur einmahl die Freude haben möchte, ein Kind an ihre Brust zu drücken. Darauf antwortete dieser: das glaube ich wohl. Da Dir aber Gott diese Freude nicht schenkt: so mußt Du bedenken, was für Kummer und Sorge Dir dadurch erspart werde.

Hernach ist es freylich eine ganz hübsche Sache, wenn eine Mutter ein Kind an ihre Brust drücken kann. Wie steht es denn aber, wann sie es in den Sarg legen muß?

Schw. Ach Gott das wäre schrecklich! Aber dafür wollte ich schon sorgen. Wenn mir Gott



Digitized by Google

nur ein Kind gäbe: so wollte ich es gewiß in Acht nehmen, wie meine Augen.

St. Glaubst Du denn, daß alle die Aeltern, welche den Jammer haben ihre Kinder begraben lassen zu müssen, sie nicht in Acht genommen haben? Ach liebe Schwester! Das Leben eines Kindes ist so vielen Unfällen ausgesetzt, daß keine menschliche Klugheit und Wachsamkeit hinlänglich ist, es gegen den Tod in Sicherheit zu stellen. Und die Kinder, die man in Acht nimmt wie seine Augen, sterben gemeiniglich am ersten. Die Aeltern verzärteln sie, haben den Muth nicht sie abzuhärten; stößt ihnen etwas zu: so brauchen sie sogleich Arzneyen über Arzneyen, und liefern sie so auf den Gottesacker. Ich besorge sehr, daß dieß bey Dir, liebe Schwester so gehen würde. Bey Deiner ängstlichen Sorge für Deine Kinder würdest Du kein Kind groß bringen. Jetzt bist Du sorgenfrey. Hättest Du ein Kind, so würdest Du lauter kummervolle Tage und schlaflose Nächte haben, und am Ende Dir die Haare aus dem Kopfe raufen, wenn Du es in den Sarg legen müßtest. Denke doch nur an Deine Tante Thereſe. Die hoffte auch auf Kinder, sie kamen; zehn Kinder gebahr sie, und

alle

alle zehn stehen der Reihe nach in dem Erbbegräbnisse. Jetzt ist sie beynahe melancholisch. Möchtest Du wohl an ihrer Stelle seyn? Ist es nicht besser Kinderlos zu seyn, als Kinderlos zu werden.

Schw. Dieß ist freylich alles wahr.

St. Es ist aber noch nicht alles, was ich Dir sagen wollte. Wenn Du Kinder wünschest: so wünschest Du Dir ohne Zweifel wohlgerathne Kinder. Denn ein einziges ungerathnes Kind kann alle Lebensfreuden verbittern. Kannst Du aber dafür gut seyn, daß Deine Kinder wohl gerathen würden? Das kannst Du nicht liebe Schwester! Das kann kein Vater, keine Mutter. (Die Fortsetzung folgt.)

* * *

Nun will ich Ihm wieder ein Paar Geschichtchen aus Sintenis Syllegon vorlesen.

Als Leonicenus, der berühmte Lehrer der Arzneykunde, zu Ferrara, gefragt wurde, warum er sich so wenig mit Curen abgebe? antwortete er: ich glaube, daß ich besser thue, wenn ich die Aerzte unterweise, als wenn ich die Kranken besuche. Eigentlich aber wollte er

freylich hiermit sagen, daß hundert Aerzte hundertmahl mehr Kranke besuchen könnten, als einer, und daß er also der Welt nicht nützlicher werden könnte, als wenn er hundert geschickte Aerzte bildete.

Die Mäßigkeit des Leonicenus in allen sinnlichen Genüssen war musterhaft, und gereichte ihm um so mehr zum Verdienste, je ein aufgeweckteres Temperament er hatte. Man sieht daraus, daß der Mensch Alles über sich vermag, sobald er will. Wie er aber hiervon ein redendes Beyspiel war, so lud er auch Jeden durch den Lohn, welchen ihm seine Mäßigkeit reichte, ein, in seine Fußstapfen zu treten. Er brachte sein Leben fast auf ein Jahrhundert, und, was noch weit mehr ist, er erhielt sich bis in sein höchstes Alter bey allen Leibes und Seelenkräften. Im neunzigsten Jahre noch sah und hörte er so vollkommen, wie im dreyßigsten, hatte noch völlig sein starkes Gedächtniß, und urtheilte noch über philosophische Gegenstände auf das schärfste. Im neunzigsten Jahre noch ging er ohne Kricke und ohne Stock, und trug sich im geringsten noch nicht krumm und gebeugt, ob er gleich von sehr ansehnlicher Länge war.

Leonicenus nahm gar keinen Anstand, sein hohes und glückliches Alter seiner Mäßigkeit zuzueignen, und that recht daran. Was der Mensch ist, dafür darf er sich ausgeben, und, was er sich erworben hat, das darf er sein Eigenthum nennen. In Ansehung eines hohen und glücklichen Alters ist dieß sogar rathsam aus Menschenliebe; denn die Menschen würden dergleichen weit häufiger genießen, wenn sie mäßiger lebten. Es ist also nicht genug, daß sie glückliche Greise sehen, sondern diese müssen es ihnen auch, wie Leonicenus, sagen, wie sie es angefangen haben, daß sie dieß wurden.

Den allertiefsten Eindruck muß es aber auf alle junge Leute machen, wenn sie hören, daß Leonicenus von seiner zartesten Kindheit an mit der fallenden Sucht behaftet war, und daß er sich von dieser durch sein mäßiges Leben befreyet habe, statt daß sonst die, welche am gesundesten gebohren wurden, sie sich durch jugendliche Ausschweifungen erst zuziehen. Höret, Jünglinge, höret, und nehmet's zu Herzen — bis an sein dreyßigstes Jahr hatte der mäßige Leonicenus mit seinem schweren Uebel zu kämpfen, so zu kämpfen, daß er

oft

oft, wenn er wieder zu sich kam, Hand an sich legen wollte; endlich wich das Uebel der Mäßigkeit; bis in sein vier und neunzigstes Jahr wußte er hernach auch nicht von der geringsten Krankheit, und, sechs und neunzig Jahre alt, hielt er noch drey Tage vor seinem Tode eine medicinische Vorlesung. — So hoch lohnt die Mäßigkeit.

Wer da sagen wollte, daß ein mäßiges Leben nicht immer mit einem hohen und glücklichen Alter lohne: dem kann man getrost erwiedern, daß Mäßige, welche nicht alt werden, wenn sie unmäßig gelebt hätten, noch jünger gestorben seyn würden. Es ist eben so, als wenn man Beyspiele von Unmäßigen aufstellt, die ein sehr hohes Alter erreicht haben; wie weit hätten es diese vollends bringen können, wenn sie mäßig gelebt hätten? Wie es übrigens zufällige Verletzungen und ansteckende Krankheiten gibt, welche den Mäßigsten früher wegraffen: so kann sich auch zuweilen der menschliche Körper an Alles, sogar an Gift, gewöhnen, und dabey lange ausdauern. Die Mehresten aber, welche dieß versuchen, sterben in der Lehre, und verwünschen sterbend ihre Unmäßigkeit; da hingegen

gegen der Mäßige, wenn ihn ein früher Tod wegnimmt, mit dem beruhigenden Bewußtseyn stirbt, daß er nicht daran Schuld sey.

* * *

Reverend von Bougy that sich unter den Helden Ludewigs XIV. außerordentlich hervor. Er war eben so sinnreich, als beherzt, und verband mit diesen beyden Eigenschaften die unerschütterlichste Treue gegen seinen König. Als daher der Hof während innerer Unruhen Paris zu verlassen sich entschloß, ward ihm der ehrenvolle Auftrag zu Theil, der Schutzengel der königlichen Personen auf ihrer Flucht zu seyn. Er mußte dazu erst aus Flandern berufen werden, und so, wie ihn die Königin in ihr Zimmer treten sah, rief sie aus — „da ist Bougy, nun fürchte ich mich nicht.“

Bougy ward zwar für seine Verdienste belohnt, aber nicht gehörig. Die Ursache hiervon war nicht königlicher Undank, sondern seine Religion; er gehörte zu den Reformirten. Vielmehr wollte der Hof sich durch Erkenntlichkeit gegen ihn eben so auszeichnen, wie er sich durch seine Ergebenheit gegen den Hof ausgezeichnet hatte, und erbot sich, ihn zum Marschall von Frankreich zu machen,

wenn

wenn er zur katholischen Kirche übertreten würde. Da antwortete Bougy — „könnte ich mich entschließen, meinen Gott für einen Marschallsstab zu verrathen, so würde ich für einen noch weit kleineren Preis auch meinen König verrathen können; da ich nun keines von Beyden kann, so ist mir's genug, daß man mit meinen Diensten zufrieden ist, und ich freue mich, daß mich blos meine Religion am Genusse des vollkommenen Lohns derselben behindert."

Welch eine edelmüthige Sprache! und wie gewinnt sie dadurch noch mehr, daß man sie aus dem Munde eines Kriegers hört! Ein ganzes Heer von solchen Soldaten — würde es nicht unüberwindlich seyn?

Es schadet der schönen Erklärung des Bougy nichts, daß der Gott der Katholiken auch der Gott der Reformirten ist. Allerdings ist er dieß; Bougy wählte aber auch nur den Ausdruck „Gott," weil er im Gegensatze den Ausdruck „König" gebrauchen wollte. Im Grunde wollte er nur sagen — wer erst über seinen Glauben weg ist, der setzt sich auch bald über seine bürgerlichen Pflichten weg. In der That ist dieser Satz auch schon durch tausend Erfahrungen bestätigt worden.

Digitized by Google

# Der Bote
## aus
# Thüringen.

Fünf und dreyßigstes Stück.

1809.

### Bote. Wirth.

B. Herr von Streithelm suchte seine Frau Schwester, wegen ihrer Kinderlosigkeit, unter andern auch damit zu beruhigen, daß er ihr vorstellte, wenn sie ein Kind bekäme: so könne es leicht misrathen. Die Verführung, so fuhr er fort, ist in der Welt jetzt so groß, daß bisweilen auch die Kinder, die am sorgfältigsten erzogen wurden, misrathen, und Schande auf ihre Familie bringen.

Von dieser Seite, lieben Freunde! müßt Ihr eure Kinderlosigkeit betrachten — als Gottes Schickung, der es mit uns immer gut meynt, auch wenn er uns unsere süßesten Wünsche versagt. Ihr müßt nicht blos an die Freuden, sondern auch an die Leiden, Sorgen und Kümmernisse denken, die Euch Kinder verschaffen

würden, so werdet Ihr Euch leicht fassen und beruhigen können.

Sehet von Eurer Kinderlosigkeit könnt Ihr Euch keine Schuld beymessen, daß Ihr aber wegen dieses Schicksals unglückselig seyd, das ist blos Eure Schuld.

Bey diesen Worten stand Herr von Riesenburg auf, umarmte seinen Schwager, und sagte: alles was Sie uns gesagt haben, ist wahr, so wahr als die Sonne am Himmel steht. Von heute an, liebe Elisabeth darf die Rede nicht mehr von Kinderlosigkeit seyn. Wir wollen uns freuen des vielen Guten, das wir vor tausend andern Menschen genießen und uns nicht grämen über das, was wir entbehren müssen. Willst Du liebes Weib?

Sie fiel ihm um den Hals, und versprach seine und ihres Bruders Lehren zu befolgen.

So hatte also Herr Streithelm das Vergnügen zu sehen, daß er diese Familie beruhigt habe, blos dadurch daß er sie dahin brachte, den Grund ihrer Unglückseligkeit in sich selbst zu suchen.

Bey dem Abendessen lenkte Herr v. Streithelm auch das Gespräch auf Joseph. Er erzählte

zählte seine ganze Geschichte und sagte von ihm viel Gutes.

Da er also den folgenden Morgen die Pferde vorführte, ließ ihn Frau von Riesenburg in die Stube kommen, nöthigte ihn mit ihr zu frühstücken, und unterhielt sich mit ihm sehr freundlich.

Wie gefällt es Dir, fragte sie ihn, bey Herrn von Streithelm?

J. Recht wohl; er ist gar ein guter Herr.

v. R. Da wünschest Du Dich wohl nicht wieder zu Deinem Pflegevater Schwarzmantel?

J. Schwarzmantel war auch ein guter Mann, dem ich gar viel zu danken habe. Herr von Streithelm hat mich nur auf einige Zeit gemiethet. Wenn dieser mir einmahl meinen Abschied geben sollte, und Schwarzmantel wollte mich wieder nehmen, warum sollte ich denn nicht zu ihm gehen?

v. R. Wirklich.

J. Schwarzmantels Schwiegervater lehrete mich Bäume säen, oculiren und pfropfen, gab mir Land dazu, und so legte ich eine Baumschule an, die mir sehr am Herzen liegt.

v. R. Nun diene Deinem Herrn redlich: so wird er Dir, wenn Du einmahl Deine eig-

ne Haushaltung anfangen willst, darinne auch nicht hinderlich seyn.

Jetzt umarmte Herr Streithelm seine Schwester und seinen Schwager, schwang sich auf sein Pferd, und ritt mit seinem Bedienten immer zum Thore hinaus.

(Die Fortsetzung folgt.)

* * *

B. Nun will ich Ihm noch ein Paar Geschichten vorlesen.

Die Insel Brava ist eines der fruchtbarsten Eylande des grünen Vorgebirges. Die Einwohner leben in einer glücklichen Einfalt und Unschuld. Man kann sie nicht stärker beleidigen, als wenn man ihre Geschenke ausschlägt. Franklin versichert, daß sie sich angeboten haben, für ihn zu fischen, und daß sie ihm ohne sein Ansuchen alles gegeben, was die Insel hervorbringt. — Als der unglückliche englische Capitain Robert hier krank ward, versorgten sie ihn mit allen Nothwendigkeiten. Täglich besuchte ihn einer oder der andere von den Einwohnern, um sich nach seinem Zustande zu erkundigen, und niemand kam, ohne einen Vogel oder eine Frucht mitzubringen.

Sehr

Sehr oft empfing er aus ihren Händen Milch, Wachteln und eine Art Kuchen, welche sie verfertigen. Sie fällten Bauholz zu Bretern, um ihm ein Fahrzeug zu verfertigen. Bey seiner Abreise erklärten sie sich, sie wären zwar bekümmert, daß er sie verlassen wollte; allein, da sie seine Wünsche nicht befriedigen könnten, so wären sie auch nicht so ungerecht, zu verlangen, daß er länger bey ihnen im Elende bleibe. Sie wünschten, daß ihr Eyland die Bedürfnisse und Ergötzlichkeiten des Lebens hervorbrächte, die sein Vaterland hätte; alsdann würden sie ihn vielleicht mit Gewalt bey sich behalten, und glauben, daß sie ihm kein Unrecht thäten. Sie sagten, als er von Widervergeltung sprach, sie verlangten nichts, als seine gute Meynung von ihnen. Sie vereinigten sich darauf, so gut sie konnten, seine Abreise zu befördern. — Als 1680 der Hunger auf der Insel St. Philipps wüthete, und sich einige arme Schwarze in einem portugiesischen Schiffe nach Brava übersetzen ließen, wurden sie von den Einwohnern mit Freuden aufgenommen. Und da sie hörten, daß die neuen Ankömmlinge aus bloßem Mitleiden hinübergebracht worden, damit sie nicht verhungern

möch-

möchten, so waren sie gleich bereit, zur Vergeltung dieses Liebesdienstes das Schiff mit Thieren und Lebensmitteln zu beladen. Die Neuangekommenen lebten in Ruhe und Zufriedenheit mit ihnen. Sie lehrten sie Baumwolle, die hier von Natur wächst, spinnen, um sich davon Kleider zu machen, denn vorher gingen sie ganz nackt.

* * *

Mungo Park, ein Engländer, der in den Jahren 1795 — 1797 eine Reise in das Innere von Afrika unternahm, erzählt in seiner Reisebeschreibung eine Geschichte, die der Gutherzigkeit der Afrikanerinnen zur Ehre gereicht, und der Aufmerksamkeit deutscher Mädchen nicht unwerth ist. Er mag sie uns selbst erzählen. „Eines Tages kam ich in ein Dorf. Man betrachtete mich mit Erstaunen und Furcht, und ich mußte den ganzen Tag, ohne etwas zu essen, unter dem Schatten eines Baumes zubringen. Es erhob sich ein Wind, der einen heftigen Regen erwarten ließ, und da die wilden Thiere in der Nähe sehr zahlreich sind, wäre ich (wenn ich mich nicht der Gefahr aussetzen wollte) gewiß genöthigt gewesen, auf einen Baum zu klettern, und mich in die Aeste zu

lagern.

lagern. Gegen Sonnenuntergang, da ich mich eben anschickte, die Nacht auf diese Art zuzubringen, und mein Pferd abgezäumt hatte, damit es nach Belieben grasen könnte, kam eine Frau des Weges von der Arbeit aus dem Felde. Sie machte Halt, um mich zu betrachten, und ließ sich kürzlich meine Umstände erzählen; worauf sie mit viel Ausdruck von Mitleid meinen Sattel und Zaum nahm, und mich folgen hieß. Sie führte mich in ihre Hütte, zündete eine Lampe an, breitete eine Matte auf der Diele aus, und sagte mir, daß ich die Nacht da bleiben könnte. Bald brachte sie auch, da sie merkte, daß ich sehr hungrig war, einen guten Fisch herbey, der auf heisser Asche geröstet, mir zur Mahlzeit dienen sollte. Nachdem auf diese Art den dringendsten Forderungen der Gastfreundschaft Genüge geleistet war, deutete meine würdige Wohlthäterin auf die Matte, und sagte mir, ich könnte mich ohne alle Besorgniß schlafen legen. Nun rief sie ihren weiblichen Hausgenossen, welche die ganze Zeit über wie versteinert um mich her gestanden hatten, ihre Baumwollenspinnerey wieder vorzunehmen, womit sie auch einen großen Theil der Nacht beschäftigt blieben. Sie erleich-

leichterten sich ihre Arbeit durch Gesänge, von denen einer gewiß aus dem Stegreife verfertigt worden, da ich der Gegenstand desselben war. Eine von den jungen Frauen sang, und die übrigen fielen nachher als Chor ein. Die Melodie war sanft und klagend, und die Worte lauteten buchstäblich so: „Die Winde saußten, der Regen fiel; der arme Weiße, matt und verdrossen, kam und setzte sich unter unsern Baum. Er hat keine Mutter mehr, die ihm Milch bringt, keine Frau, die ihm Korn stampft. — Chor. — Beklagt den Weißen, keine Mutter hat er, die ihm Milch bringt, keine Frau, die ihm Korn stampft." So unbedeutend dieß dem Leser scheinen mag, so war es doch für einen Menschen in meiner Lage höchst rührend. Ich war so übernommen von dieser unerwarteten Güte, daß der Schlaf meine Augen floh. Am Morgen schenkte ich meiner mitleidigen Wirthin zwey von den vier metallenen Knöpfen, die noch an meiner Weste saßen: die einzige Erkenntlichkeit, die ich ihr bezeugen konnte.

Digitized by Google

Der Bote
aus
# Thüringen.

Sechs und dreyßigstes Stück.

1809.

Bote. Wirth.

B. Jetzt will ich Ihm zur Abwechselung wieder ein Paar Geschichtchen vorlesen.

In der kleinen Kreisstadt Oranienbaum in Rußland lebte noch vor Kurzem eine Frau von neunzig Jahren, aus Holstein gebürtig. Ein kleines Häuschen war ihr ganzes Eigenthum, und der Besuch einiger Schiffer, die auf dem festen Lande günstigen Wind abwarteten, ihr ganzer Erwerb. Einstmahls, da mehrere Holländische Schiffer bey ihr zu Abend gegessen hatten, findet sie beym Aufräumen einen versiegelten Beutel mit Geld unter dem Tische. Ihre Bestürzung über diesen unerwarteten Fund war natürlich sehr groß; es mußte einer aus der so eben abgereisten Gesellschaft den Beutel vergessen haben; aber die Schiffer waren in

See, der Wind günstig und an keine Rückkehr der Gäste zu denken. Die gute Frau legt den Beutel in ihren Schrank, wo er so lange ruhen sollte, bis sich sein Besitzer melden würde. Doch dieser meldete sich nicht. Sieben Jahre hindurch bewahrte sie aufs sorgfältigste ihr Unterpfand, oft von Gelegenheiten versucht, noch öfter vom Mangel gedrängt, das Geschenk des Zufalles zu benutzen. Doch ihre Ehrlichkeit siegt über jeden Reiz der Gelegenheit, und überwindet die Versuchung des Mangels. Nach sieben Jahren bewirthet sie abermahls einige Schiffer. Drey unter ihnen waren Engländer, der vierte ein Holländer. Unter andern Gesprächen fragen jene diesen, ob er schon jemahls in Oranienbaum gewesen sey? — „Was sollt' ich nicht!" ist die Antwort. „Ich kenne das garstige Nest nur zu gut, es hat mich siebenhundert Rubel gekostet." — „Wie das?" — „Ich habe in der Trunkenheit einmahl in einer hiesigen Schenke einen Beutel mit Silbermünze liegen lassen!" „War der Beutel versiegelt?" fragte die Wirthin, die in einer Ecke der Stube saß, und durch diese Erzählung aufmerksam gemacht wurde. — „Ja wohl! da, ich trage das Petschaft noch

noch bey mir, womit er zugesiegelt war!" — Die Frau erkannte das nämliche Siegel. — „Nun," sagte sie, „so kann sichs wohl noch einmahl wieder finden, was er verloren hat." „Ja, wieder finden, Mutter! da müßt' ich nicht so alt geworden seyn, wenn ich das hoffen könnte. Nein, so ehrlich ist die Welt nicht mehr! Bedenkt mahl, sieben Jahre ists her! Wollt' ich doch, daß der Beutel bey allen — — — wäre, hat mir ganz meinen Humor verdorben. Noch ein Glas Punsch, Mutter!" — Während die vier Herren beschäftigt waren, das Andenken an diesen verdrießlichen Vorfall in Punsch zu ertränken, hatte sich das Mütterchen hinausgeschlichen, und kam jetzt mit ihrem Beutel mühsam herbeygelaufen. „Sieht er, daß die Ehrlichkeit nicht so rar ist, als er glaubt," sagte sie, und setzte den Beutel auf den Tisch.

* * * *

Landgraf Ludwig von Thüringen war einst mit seinem Hofstaate in Eisenach auf dem Jahrmarkte. Unter einer Menge wohlversehener Buden fand er unter andern auch in einem Winkel einen armen Krämer, dessen ganzes

Waarenlager, bestehend in einem geringen Vorrathe von Nadeln, Löffeln, Messern, Scheeren u. dergl., ein armseliger Korb faßte. Der Landgraf ließ sich mit dem Krämer in ein Gespräch ein, und fragte ihn unter andern, ob er denn von seinem Handel leben könnte, und wie hoch sich wohl sein ganzes Waarenlager im Werthe belaufe? Der Krämer entgegnete: „Ach! gnädiger Herr, wenn ich nur überall sicher von einem Markte zum andern kommen könnte, und nie Räuber zu fürchten hätte, so könnte ich bey meinem Handel wohl bestehen.“ Zugleich gab er den ganzen Werth seines Waarenlagers auf 20 Schillinge an. — „Wohlan“ erwiederte der Landgraf, „wenn ich Dir nun einen Geleitsbrief durch meine und meiner Freunde Lande gebe?“ Der Handelsmann nahm dieß Anerbieten mit beyden Händen an, und der Landgraf gab sogleich Befehl, den Geleitsbrief auszufertigen. „Aber“ fuhr der Landgraf fort, „Dein Kram ist zu klein; Du mußt ihn suchen ins Größere zu treiben. Ich werde mit Dir Compagnie machen.“ — Der Neffträger ließ sich auch hierzu nicht lange nöthigen, und Ludwig winkte seinem Seckelmeister, der ihm sogleich 10 Schillinge als Einlagskapital

zum

zum künftigen Compagniehandel auszahlen mußte, und der Reffträger versprach, jährlich den Gewinn mit dem Landgrafen redlich zu theilen. Mit dem Geleitsbriefe des Fürsten versehen, zog er nun sicher überall im Lande umher, und seine Nahrung verbesserte sich täglich; richtig kam er auch allemahl gegen das Ende des Jahres auf das Schloß des Landgrafen, und brachte ihm allerley Waaren als Gewinnst vom Handel. Der Reffträger sahe sich bald in den Stand gesetzt, einen Esel kaufen zu können, und nun trieb er sein Gewerbe ins Größere. Statt daß er sonst seine Waaren bey den Kaufleuten der Reichsstädte ausnahm, zog er nun selbst nach Venedig, dem damahligen allgemeinen Depot der Kaufmannswaaren für Deutschland. Hier kaufte er Gewürze und andere ausländische Waaren aus der ersten Hand ein, und sein Gewinn vermehrte sich dadurch um ein Großes. Als er aber einst auf dem Rückwege von Venedig nach Thüringen durch Franken zog, und seinen Kram, der jetzt schon aus allerley Kostbarkeiten, z. B. goldenen Ringen und Spangen, Kränzen, elfenbeinernen Spiegeln u. dergl. bestand, in Würzburg auslegte, fanden sich einige

ge Liebhaber, die ohne Geld kaufen wollten. Einige fränkische Ritter, die vom Sattel und Stegreif lebten, paßten dem Handelsmanne bey seiner Abreise von Würzburg auf, überfielen ihn unterwegs, und nahmen, ohne vor dem vorgezeigten Geleitsbriefe Respekt zu bezeugen, ihm seinen Esel und sämmtliche Waaren ab. Der Kaufmann eilte nun zu seinem Compagnon, dem Landgrafen, auf die Wartsburg, und klagte ihm sein Unglück. Dieser hieß ihn gutes Muthes seyn, bot sogleich seine Ritter und Vasallen auf und zog nach Franken. Hier überfiel er die Räuber und verwüstete ihre Besitzungen; und als der Bischof von Würzburg sich bey ihm nach der Ursache der Fehde erkundigte, antwortete Ludwig: „Ich suche meinen Esel.“ Der Bischof schlug sich nunmehr ins Mittel, und die Räuber wurden genöthigt, ihre ganze Beute wieder herauszugeben. Befriedigt zog Ludwig wieder nach Hause, händigte seinem Compagnon das Geraubte wieder ein, und die Handelsgesellschaft wurde zu beyder Interessenten Zufriedenheit mit dem besten Erfolge fortgesetzt.

* * *

Her-

Herzog Ludwig Eugen von Würtemberg besuchte, noch als Prinz, im Jahr 1765 die Helvetische Gesellschaft im Bade zu Schinznach. Er bezeugte ein Verlangen, den berühmten Kleinjogg, sonst auch der philosophische Bauer genannt, zu sehen. Als dieser der Einladung folgte und ankam, so ging der Prinz, von allen Mitgliedern der Gesellschaft begleitet, ihm entgegen, umarmte den Bauer und sagte: „es freuet mich, Dich zu sehen, Kleinjogg, nachdem ich von Dir so viel Gutes gehört habe." — „mich freuet es auch, Euch zu sehen, Herr Prinz" versetzte der Bauer. „Es ist gar zu schön, wenn große Herren zu uns armen Bauern heruntersteigen." — „Ich steige nicht zu Dir herunter, ich steige zu Dir hinauf, Du bist besser als ich." — Thränen zitterten hiebey dem menschenfreundlichen Prinzen in den Augen. Kleinjogg ward bestürzt, sagte aber bald wieder freymüthig: „wir sind beyde gut, wenn jeder von uns thut, was er thun soll." Nach langem und herzlichem Gespräche nahm Kleinjogg mit kurzem und ungekünsteltem Danke für die erzeigte Liebe Abschied, fügte sein „nun behüte Euch Gott!" hinzu, bot dem Prinzen die Hand, und wollte fortgehen. Der

Prinz

Prinz drückte ihm ein Goldstück in die Hand. „Was soll das seyn?“ fragte Kleinjogg mit sanftem Lächeln. „Ein kleines Geschenk zum Andenken der Freude, die Du mir gemacht hast“ sagte der Prinz. Kleinjogg betrachtete es und versetzte: „Geld habe ich nicht nöthig; wenn ich arbeite habe ich dessen genug, und Freude habe ich eben so viel gehabt, als Ihr; das Versäumte werde ich bald einbringen, weil mein Eifer sich verdoppelt, da ich sehe, daß auch große Herren uns Bauern deswegen lieben; Unkosten habe ich weder hier noch auf der Reise gehabt! Mit einem Stück Brot bin ich hieher gekommen, ein Stück Brot wird mich wieder nach Hause bringen. Ich danke nichts destoweniger für Eure Freundlichkeit; behaltet aber Euer Geld“ fügte er mit ernsthafter Miene hinzu. „Sobald man durch andere Wege Geld sucht, als durch Arbeit, ist man verloren.“ — Der Prinz steckte sein Geld in die Tasche, und gestand hernach, er habe sich in seinem Leben nie so arm befunden, als in diesem Augenblicke.

Digitized by Google

# Der Bote aus Thüringen.

Sieben und dreyßigstes Stück.

1809.

Bote. Wirth.

B. Um wieder auf den Herrn von Streithelm zu kommen, so wird Er sich noch erinnern, daß er von seinem Herrn Schwager und seiner Frau Schwester Abschied genommen und sich auf den Weg begeben hatte.

W. Ganz recht.

B. Der Weg wurde wieder nach Schlüsselhausen genommen, wo sie nach einigen Stunden ankamen und in dem Wirthshause wieder abstiegen.

Das erste, was Herr von Streithelm hier that, war, daß er sein und seines Bedienten Reitzeug untersuchte. Dieß ist immer nöthig, sagte er, lieber Joseph; denn wenn auf dem Wege etwas reißt: so kann daraus großer Verdruß entstehen.

Er bemerkte, daß Josephs Bauchgurt ziemlich schadhaft war, und sagte: dieser muß vor allen Dingen ausgebessert werden. Nimm ihn, und trage ihn zu einem Sattler, ich will dich begleiten.

Da er schon wußte wo der Sattler wohnte, der die schöne Tochter hatte, die Josephen so sehr in die Augen stach, so fand er bald sein Haus, und Joseph übergab ihm den Bauchgurt zur Ausbesserung.

Herr von Streithelm ging indessen im Hause auf und ab, um die Schöne zu entdecken. Sie kam jetzt aus dem Hofe getreten, war aber nicht mehr ganz so schön als am vergangenen Sonntage; das Häubchen war zurückgeschoben, und die darunter hervorlodernden Haare waren mit einigen Federn geschmückt, woraus man ganz deutlich sehen konnte, daß sie nicht auf Stroh zu schlafen pflege. Um die zarte Haut zu schonen, schien sie sich seit Sonntags nicht gewaschen zu haben. Die Schuhe waren übergetreten, und die Haut ihrer Füße konnte das lüsterne Auge durch einige Oeffnungen in den Strümpfen erblicken.

Ey, liebe Jungfer! sagte Herr Streithelm, kön-

können wir nicht einen Augenblick in die Stube treten?

Ach nein! war die Antwort, es sieht zu unordentlich in der Stube aus. Ich habe heute noch nicht aufräumen können.

v. St. Noch nicht aufräumen? Es ist ja schon Nachmittag; wann pflegt sie denn aufzuräumen?

Wann ich Zeit habe, erwiederte sie.

Joseph hatte sich indessen herbeygeschlichen, dem Gespräche zugehört, und die Schöne in der Nähe betrachtet. Sie entfernte sich und Joseph sah ihr lächelnd nach.

Der Bauchgurt wurde hierauf bezahlt und nach dem Wirthshause gegangen. Auf dem Wege fragte der Herr seinen Bedienten: war Dir das Mädchen bekannt?

B. Wenn mich meine Augen nicht trügen, so war es das nämliche, das wir aus der Kirche gehen sahen, und bey dem ich Sie an der Schleppe zupfte.

H. Möchtest Du sie noch zur Frau haben?

B. Ich danke. Ein Mädchen das so unreinlich und schlumpicht ist, kann wohl keine gute Hausfrau werden.

H. Darin magst Du wohl recht haben.

Wenn Du also künftig wissen willst, was an einem Mädchen ist: so sieh es nicht blos in der Kirche und auf dem Tanzboden, sondern suche Gelegenheit sie im Hause zu sehen, und in ihre Stube und Speisekammer zu kommen.

(Die Fortsetzung folgt.)

* * *

Nun will ich Ihm noch eine Geschichte vorlesen.

Im Jahr 1782 gerieth eine arme Bürgersfrau in dem jetzt Großherzoglich-Badenschen Amtsflecken Schod, durch den Tod ihres Mannes in die äußerste Verlegenheit. Er hinterließ drückende Schulden, die ihr nun desto schwerer wurden, weil der Amtmann, den daselbst noch eingeführten, hier gegen siebenzig Gulden betragenden Todesfall, mit äußerster Strenge einforderte. Von allen Seiten gedrängt, weiß sich die arme Wittwe nicht zu helfen, läuft zum Pfarrer und andern Freunden ihres verstorbenen Mannes. Diese alle rathen ihr, eine Bittschrift an den regierenden Fürsten aufsetzen zu lassen, aber sie auch selbst dem guten, gerechten Landesherrn zu übergeben. Es geschieht, das arme

Weib

Weib läuft, ihre Schuhe und Strümpfe zu sparen, mit bloßen Füßen den Weg von acht Stunden nach Karlsruhe, bis dicht an den fürstlichen Schloßgarten, der durch eine Mauer und einen Graben von der Landstraße so abgesondert ist, daß man aus dem Garten alles, was auf der Straße vorgeht, über die Mauer herunter bequem sehen kann. Hier setzt sie sich nieder, um ihre Strümpfe und Schuhe anzuziehen. Gerade geht der damahlige Marggraf (jetzt Großherzog) mit seinem Erbprinzen im Garten, dicht an der Mauer spazieren, erblickt die Frau und fragt: „Was macht Ihr hier?" — „Ach, mein Herr, ich bin eine unglückliche Wittwe, ging hieher, und will morgen zu meinem gnädigsten Fürsten. Es hat mich jedermann versichert: er helfe den Unglücklichen so gern; ich will ihn auch um Hülfe bitten." „Wo fehlts Euch denn?" fragt der menschenfreundliche Fürst. — „Ja, mein guter Herr, dieß kann ich Ihm nicht sagen. Man hat mir ausdrücklich eingebunden, meine Sache dem Fürsten selbst, sonst niemand vorzutragen, denn sonst würde mir nicht geholfen werden." — „Ganz gut! aber ich bin wohl beym Fürsten gelitten; sagt mir's nur? Ich will Euch morgen Gelegenheit verschaffen, ihn zu sprechen."

chen.“ — „Ja, wenn Er das thun will, so will ich es Ihm wohl anvertrauen.“ — Sie erzählt ihm ihre ganze Geschichte, und der Fürst fragt: „habt Ihr keine Bittschrift bey Euch?“ — „Ja freylich!“ — Sie zog die von heruntergefallenen Thränen naß gewordene Bittschrift aus dem Busen hervor: „hier ist sie!“ „Gebt sie mir, ich will sie dem Fürsten einhändigen, damit er Euch morgen früh schon kennt!“ — „O, lieber Herr! dieß kann ich nicht thun. Man sagt überdieß, der Fürst habe Soldaten vor seinem Schlosse, welche die armen Unterthanen nicht vor ihn lassen.“ — „Dieß soll Euch nicht geschehen. Ich wills ihm sagen, daß er seinen Soldaten befiehlt, Euch gleich vorzuführen. Gebt mir nur die Bittschrift!“ — Endlich faßte die Wittwe Zutrauen, da der Marggraf immer in einem gütigen sanften Tone mit ihr spricht, tritt näher an die Mauer, und will ihm die Bittschrift hinauf reichen. Allein die Mauer war zu hoch. Sie erblickt seinen Stock mit einem Band, und sagt: „Gäbe mir der Herr seinen Stock herunter, ich will die Schrift ins Band stecken!“ Der gute Fürst thuts; bestimmt ihr auf den künftigen Morgen die Stunde, und entfernt sich ihr unbekannt. Nun fällt dem armen

men Weibe erst ein, daß sie den Namen des Mannes nicht weiß, dem sie ihre Schrift gegeben hatte. Sie fängt ein lautes Geschrey an: — der Erbprinz läuft noch einmahl an die Mauer, und fragt: „Was ist Euch?“ „Ach, lieber Herr! Ich weiß ja nicht, wie der Herr dort heißt, dem ich meine Schrift gegeben habe. Mein Fürst wird mir morgen nicht glauben, und mich für eine Betrügerin halten.“ — „Nein, gute Mutter! geht nur, ich wills ihm selbst sagen, und dabey seyn, wenn Ihr vor ihn kommt.“ Getröstet geht sie weg; erzählt, was ihr begegnet war, dem Rechnungsrath Dachtler, bey dem sie Geschäfte hatte, und auf dessen Zureden, morgen zum Herrn zu gehen, antwortete sie: „Ja, wenn ich nur das Herz habe, mit ihm zu sprechen. Es hat mich zwar der Herr mit dem Bandelier (dem Orden) um den Hals, versichert, der Fürst würde schon mit mir reden, daß ich Herz bekomme. — Wenn's doch Gottes Wille wäre!“ — Morgens um zehn Uhr erschien die Wittwe vor dem Schlosse auf dem ihr bestimmten Platze, und die schon angewiesene Wache führte sie sogleich in die Garderobe. — Der Fürst erscheint — die Frau erkennet ihn — sinkt

sinkt in Ohnmacht und kann nur noch sagen: „Ach! wenn Sie der Fürst sind: so habe ich ja gestern mit Ihnen gesprochen.“ Nun läßt er ihr einen Sessel geben, daß sie sich erhole, und sagt: „Ja, Ihr habt mit mir gesprochen. Ich habe Eure Schrift gelesen, wollte selbst Euer Elend hören, finde, daß Ihr mir die Wahrheit gesagt habt, und freue mich, Euch zu helfen. Aber hier auf der Stelle kann ich Euch keinen Bescheid geben, ich muß mich zuvor beym Amte erkundigen.“ „Gnädiger Fürst“ antwortete sie, „wenn dieß geschieht, dann dürfen Sie mir nichts geben, der Amtmann ist gar zu strenge. — Sorgt nicht, ich helfe Euch gewiß! Hier habt Ihr einstweilen etwas!“ Er gab ihr ein Geldgeschenk und sie ging mit Freudenthränen und voll Seegenswünschen für den Fürsten, der sogleich die Sache untersuchen ließ, und nachdem sie richtig befunden worden, seinem Rentkammercollegium den Befehl ertheilte, der armen Wittwe die ganze Forderung zu erlassen.

Digitized by Google

# Der Bote aus Thüringen.

Acht und dreyßigstes Stück.

1809.

Bote. Wirth.

B. Heute will ich Ihm etwas vorlesen vom Herrn Candidat Steinbeck.

W. Von dem, der den aufrichtigen Kalendermann geschrieben hat?

B. Von dem nähmlichen.

W. Den aufrichtigen Kalendermann lese ich noch immer gerne; diese Geschichte werde ich also gewiß auch gerne hören.

B. Elias Farsch war der älteste Sohn eines dürftigen Vaters, dessen kärglicher Erwerb — er war Tagelöhner — mit den Bedürfnissen seiner Familie in großem Mißverhältniß stand. Kaum daß er seine Kinder kümmerlich ernähren konnte, war an Unterricht und Schulbesuch derselben gar nicht zu denken, und da mit den drey Kindern die Bedürfnisse wuchsen, war

auch das Ernähren bald nicht mehr möglich. Jetzt traten ohnedieß die schweren Zeiten des siebenjährigen Krieges ein, und der Vater fiel in eine langwierige Krankheit. Elias — jetzt etwa neun Jahre alt — fand einst seine Mutter in Thränen, und auf seine wiederhohlten Fragen, warum sie so weine? antwortete sie: Kind, du verstehst das doch noch nicht. Sieh, den letzten Gulden hab' ich gestern dem Bader geben müssen — er wollte uns ja die Arzney für den Vater nicht länger borgen — und heut' Abend theil' ich euch das letzte Brot! Morgen werden wir alle hungern müssen.

Elias. Gott wird uns Brot geben, Mutter, du sagst ja immer: er füttere auch die Raben.

Mutter. Ja! das thut er auch. Er wird auch uns helfen, wenn wir Geduld haben. Aber Gott hilft durch andere Menschen, denen wir unsere Noth klagen müssen. Aber andere um Brot ansprechen — das hab' ich nie gekonnt.

Elias, durch seiner Mutter Thränen tief erschüttert, denn er achtete und liebte sie sehr, lief hinaus und setzte sich auf einen vor dem Dorfe gelegenen, Rasenplatz und weinte. Ein Reisender, den sein Weg vor ihm vorbeyführte,

Digitized by Google

te, und den der Anblick eines still und einsam weinenden Kindes interessirte, fragte ihn: warum er weine?

E. Mein Vater ist krank, und wir haben kein Brot, und die Mutter kann niemanden ansprechen, und ich auch nicht.

Reisender. Kannst du denn nichts verdienen?

E. Ich? verdienen? O ich wollte wohl, wenn ich nur könnte, und wüßte wo?

Der Reisende — er war der Aufseher eines benachbarten Bergwerks — gab ihm acht Groschen. Trage das, sagte er, deiner Mutter hin, und komme morgen nach N., ich will dir Arbeit geben, daß du etwas verdienen kannst.

Elias, voller Freude, lief zurück, gab seiner Mutter das Geld und eilte so schnell er konnte dem Reiter nach, ohne vorher seiner Mutter zu erzählen, woher er das Geld und was er vorhabe. Er erreichte endlich den Reiter, der ihm das größte Zutrauen eingeflößt hatte, und folgte ihm. Dieser ließ ihn anweisen, mit noch einem andern Knaben, Pulverpatronen zum Zersprengen der Felsen zu machen, und nebenher noch einige andere kleine Dienste im Bergwerke zu verrichten, und sorgte nicht nur für seine Beköstigung, sondern gab ihm auch noch einen

wöchentlichen Lohn. Mit großer Freude brachte brachte er am Ende jeder Woche dieß Geld der Mutter; er wurde dadurch — da der Vater einige Wochen darauf gestorben war — lange Zeit hindurch beynahe ihre einzige Stütze.

Elias hatte unter diesen Umständen bisher nicht den geringsten Unterricht genossen, nie eine Schule besucht und konnte folglich auch nicht lesen. Dieß lernte er erst im Bergwerke. Das zu den Patronen erforderliche Papier wurde nähmlich aus alten Gesangbüchern genommen. Manche Lieder waren ihm, weil seine Mutter sie oft gesungen hatte, bekannt; der ältere Knabe mußte ihm diese bekannten Lieder zeigen, und sie ihm vorlesen. Abends studirte er denn, was jener gelesen hatte, und so gelang es ihm endlich, die Buchstaben kennen und lesen zu lernen; die Zahlen hatte er indessen nie kennen gelernt.

Seine gute — oder wie er sie immer nannte — gottesfürchtige Mutter hatte indessen schon früh seinem Gemüthe eine religiöse Stimmung gegeben. Sie hatte ihn auf die Spuren der Macht und Güte Gottes in der Natur aufmerksam gemacht, ihm oft aus der Lebensgeschichte Jesu erzählt, und ihm wiederhohlt gesagt:

sagt: der Allwissende achte auf jeden Menschen und freue sich über jeden guten Menschen. Der Mensch müsse immer recht thun, auch wenn es ihm Verdruß und Schaden bringe, und sich nie zu etwas Bösem verführen lassen, wenn er auch noch soviel dadurch gewinnen könne. Er müsse immer auf sein Gewissen achten, wodurch Gott mit ihm rede, und vor allen Dingen ein gutes Gewissen in sich zu erhalten suchen, dann könne er, wenn er auch arm sey, getrost und heiter seyn, im Vertrauen auf Gott.

Diese Belehrung, unterstützt durch das gute Beyspiel der Mutter, hatte auf das Herz des Knaben einen unauslöschlichen Eindruck gemacht, und ihm die Grundsätze eingeflößt, nach welchen er handelte. Ein anderer Unterricht war ihm in der Jugend nicht zu Theil geworden. Seine Religionskenntniß hatte er nachmahls fast allein aus Predigten geschöpft, welche er mit großer Aufmerksamkeit hörte, sie nachher in seinem Kopfe gleichsam verarbeitete, und davon oft eine höchst originelle Anwendung auf sein Leben machte. Sein Religionssystem war daher äußerst einfach, und bezog sich blos auf Frömmigkeit. Von den Geheimnissen in der Religion (oder von der Spitzfündigkeit

digkeit des dogmatischen Katechismus) wußte er gar nichts.

Nachdem er viele Jahre in dem vorgenannten Bergwerke als Bergmann gearbeitet hatte, war er durch einen Zufall an den Ort gekommen, wo ich ihn kennen lernte. Hier hatte er sich mit einer Wittwe verheyrathet, die nicht unter die guten Frauen gehörte, die er aber dennoch schätzte und liebte, und nährte sich vom Steinbrechen und Grabenarbeit. Merkwürdige Auftritte enthält übrigens sein Leben nicht, so daß man in dieser Hinsicht nicht viel mehr von ihm sagen kann, als: er lebte, nahm ein Weib und starb. Desto merkwürdiger macht ihn sein Charakter, seine Handlungsweise. Er war ein Weiser, verband mit einer eifrigen Frömmigkeit und warmer Religiosität wahre Rechtschaffenheit, und war ein durchaus pflichttreuer, gewissenhafter und eigentlich tugendhafter Mann, und das in einem Grade, wie man ihn in seinem, ja selbst in einem weit vorzüglichern, Stande selten findet. Ich unterhielt mich gern mit ihm, und theile aus manchen Unterredungen einiges zur Kenntniß seines Charakters mit.

Gegen die Bibel hegte er eine große Achtung. Ich lese sie täglich, sagte er, und am

liebs

liebsten das neue Testament. Allein ich verstehe nicht alles. Was ich aber verstehe, das ist alles wahr und schön und herrlich. Gerade so ist es in der Welt und in dem Menschen, wie es da steht. Von Jesu sprach er mit der größten Ehrfurcht. Einen solchen Mann, meynte er, könne es wohl nicht wieder geben, er sey einzig! Wie er einem Blinden durch ein Wort habe das Gesicht wieder geben, oder mit sieben Brödten eine Menge Menschen sättigen können — das, sagte er, verstehe ich freylich nicht, aber ich glaube es; denn in dem Leben eines so hohen und heiligen Mannes muß manches vorkommen, das uns armen Menschen unbegreiflich ist. Aber wie es zugegangen sey, darüber mag ich mir den Kopf nicht zerbrechen. In einer schönen Predigt hörte ich einmahl: das Wunderbare sey nicht das Wichtigste in dem Leben Jesu. Man müßte hauptsächlich darauf merken, wie Jesus gedacht und gehandelt habe; und das ist auch recht, so mache ich es auch, und freue mich immer herzlich über das, was er sagt und thut; das ist alles immer so vernünftig, so wahr und gut, wie es seyn muß. Denn ich denke immer: so sterben, wie Jesus starb, und auch sterbend für seine

Fein-

Feinde — die bösen Menschen, beten, sey noch mehr, als ein Wunder thun; denn wer kann das so, wie er's that? Ich habe oft gedacht, ob's wohl nicht möglich wäre, auch ganz so zu seyn wie er? Aber ich glaube, das kann wohl niemand. Das weiß ich aber, wenn man ganz so seyn könnte, wie er war, dann wäre man schon gewiß in dieser Welt selig. An seiner Leidensgeschichte kann ich mich nicht satt lesen, das ist alles gar zu schön, daß ich mich darüber erfreue — und doch dabey weinen muß. Da kommt einem der Wunsch an, so zu sterben wie er, und wenn's auch am Kreuze wäre.

Sein ganzes Denken und Thun hatte einen religiösen Charakter, und er betrachtete alles aus einem religiösen Gesichtspunkte. Das Beyspiel seiner frommen Mutter, und der Vorfall, der ihn in den Stand setzte, ihr Unterstützung zu geben, hatten auf sein Herz einen unauslöschlichen Eindruck gemacht, ihn so mit Ehrgefühl gegen Gott und das Gute erfüllt, seinen Glauben an die Vorsehung so befestigt, daß sich die dadurch hervorgebrachte fromme Stimmung in allen seinen Reden und Handlungen aussprach, und ihn allenthalben leitete.

# Der Bote
## aus
# Thüringen.

Neun und dreyßigstes Stück.

1809.

Bote. Wirth.

B. Nun will ich Ihm die Fortsetzung der Geschichte von Elias Farsch vorlesen.

Er versäumte daher die Kirche nie, wußte von jedem da gehörten Vortrage die bestimmteste Rechenschaft zu geben und machte davon eine genaue oft sinnreiche Anwendung auf sich selbst und sein Leben. Dabey war er frey von Aberglauben und scheinheiliger Frömmeley — so daß man nicht ohne Bewunderung und Achtung seine Aeußerungen und Urtheile darüber hören konnte. Seine Lebensweise beschrieb er mir einst so: wenn ich Morgens aufgestanden bin, lese ich erst in der Bibel, oder lasse mir von meiner Tochter vorlesen. Ists Sonntag, oder Montag, so lese ich das Evangelium. Dann beten wir zusammen und ich gehe an

meine Arbeit. Bey meiner einsamen Arbeit denk ich darüber nach, was ich gelesen habe, besonders über die letzte Predigt, und je länger ich darüber nachdenke, desto besser verstehe ich Alles. Da arbeite ich denn so in der Stille fort, und es geht mir von der Hand.

Was betet Ihr denn? fragte ich ihn? Ach sagte er, ich weiß wohl was Sie denken, aber so wie Sie wohl glauben, bete ich nicht! Das Plappern kann ich nicht leiden! Vor einigen Tagen war meine Frau Morgens sehr böse und aufgebracht, und als ich an meine Arbeit gehen wollte, kam sie und wollte mit mir ihr Morgengebet halten. Nein! sagte ich, Frau! „Heute bete ich nicht! Denkst Du, daß es genug ist, wenn man da etwas herplappert? Wie kann man beten, wenn man kein ruhiges und friedliches Gemüth hat, wenn man aufgebracht und zornig ist? — Und um was ich bete? Nur, daß mich Gott gesund erhält und mir Arbeit gibt, das ist dankenswerth und dafür danke ich Gott, täglich. Aber ein ehrlicher Mann bleiben, zufrieden und bey seiner Arbeit heiter und froh seyn, wie es einem auch gehe, das ist doch noch mehr, und darum bitte ich Gott alle Tage. Was soll ich sonst von

Gott

Gott bitten? Mag es kommen, wie es will in der Welt, wenn man nur immer das Seine thut und ein rechtschaffener Mann bleibt, so kann man schon gutes Muths seyn und glauben, Gott werde alles zum Guten leiten. Man kann es ja doch nicht wissen, ob das was einem begegnet, nicht gut sey, wenns einem auch nicht gefällt. Das müssen wir also alles Gott überkassen. Ich denke immer: thue du nur das Deine, Gott wird das Seine zu thun gewiß nicht vergessen.

Wünscht Ihr Euch denn nicht zuweilen ein besseres Schicksal, ein bequemeres Leben? „Darum bete ich nie! Denn wenns mir gut wäre, hätte Gott mirs wohl gegeben. Ich habe darüber einmahl eine Predigt gehört, die vergesse ich nicht. Da sagte der Prediger: ein Mensch, der nur immer um Geld und Gut und leibliche Dinge bäte, nur immer reiche Ernten und vielen Verdienst und gute Tage von Gott haben wolle, der tauge sicher nicht viel. Ein solcher käme ihm vor, wie ein Bettler, der vor der Thür des Reichen recht anhaltend und demüthig flehe, um eine reiche Gabe zu erhalten; wenn er sie aber weg habe, sich um den

Geber nicht weiter bekümmere, sondern ihn wohl gar beschimpfe; und das ist auch wahr."

Seine Zufriedenheit, mit seinem nichts weniger als günstigen Schicksale, war wirklich rührend. Freylich, sagte er oft, bin ich ein armer Kerl; aber reich seyn, das möcht ich auch nicht. Täglich muß ich meine 8 Groschen verdienen, das reicht aber auch hin, mir Brot, Sonntags ein Pfund Fleisch und täglich etwas Branntewein zu schaffen, und zu Kleidern bleibt auch noch etwas übrig. Verdiente ich so etwa täglich einen Thaler? Wer weiß, wie es ginge? Ich würde mehr Branntewein trinken, und vielleicht mehr, als mir dient, und dann würde ich ein unordentlicher schlechter Mensch. Wie würde es dann meine gute Frau bey mir haben? Ich sehe es ja bey andern, wie es geht. Nein! Ich bin zufrieden mit meinem Verdienst! Verdiene ich indessen einmahl mehr, so lege ich etwas zurück auf den Nothfall, wenn ich z. B. einmahl krank würde: denn was mich zuweilen unruhig macht, ist der Gedanke, daß ich andern vielleicht einmahl zur Last fallen könnte. Bin ich gesund, so geht bey meinem täglichen Verdienst alles in seiner Ordnung fort, und ich bin — ob wohl die

Ar-

Arbeit mir oft sehr sauer wird, froh und glücklich.

In der That verließ ihn diese Heiterkeit, dieser sein zufriedener, froher Sinn auch bey der sauersten Arbeit, nicht. Nie habe ich ihn über Mühe und Arbeit klagen hören, vielmehr wußte er sich, bey den beschwerlichsten Geschäften und selbst bey eigentlichen Leiden immer zu trösten, und seine Heiterkeit aufrecht zu erhalten. Er arbeitete immer mit einem gewissen Interesse, legte einen Werth auf seine Arbeit und fühlte sich dabey glücklich — und doch war er gewiß einer der geplagtesten Menschen. Seines Frohmuths wegen war er sogar zum Sprüchwort geworden. Er ist, sagte man, wenn man einen hohen Grad von Heiterkeit bezeichnen wollte, froh wie Elias.

Seine Urtheile über andere Menschen — ihre Fehler und Vergehungen waren gewöhnlich sehr glimpflich. Die Menschen verstehen das nur nicht, sagte er wohl, wenn von Vergehungen anderer die Rede war, sie haben keine rechte Einsicht davon, sonst würden sie so nicht handeln. Man muß Geduld mit ihnen haben. Strenger urtheilte er hingegen über den Irreligiösen, oder wie er ihn nannte, den Gottlosen.

losen. Hören Sie, sagte er, mit einem Menschen, der Gott und sein Wort nicht achtet, mag ich keine Nacht unter einem Dache schlafen. Der Mensch hat in sich immer Reiz zu allerley Unrecht, seine bösen Lüste sind immer wach und geschäftig; wie will er sich wohl vor Uebelthaten bewahren, wenn er Gott nicht fürchtet? Ich hatte in jüngern Jahren ein böses hitziges Temperament; es durfte mir einer nur etwas zu Leide thun, so fing es hier — er zeigte mir seine Brust — an zu kochen, und ein Paar Mahl hatte ich in einem solchen Falle einen bösen Vorsatz gefaßt. Aber — da fiel mir ein: des Menschen Zorn thut nicht, was vor Gott recht ist — ich dachte an Gott, und was der wohl von mir denken möchte? — und die Hitze legte sich. Ich trank immer gern ein Glas Branntewein — und ein Paar Mahl ließ ich mich von einer lustigen Gesellschaft wirklich verführen, mich zu betrinken; da hatte ich im Rausch einmahl böse Dinge gemacht. Als ich nüchtern war, schämte ich mich vor Gott und vor mir selbst, und gelobte es Gott an, das nie wieder zu thun — und ich habe es gehalten. Glauben Sie mir, unter den Bergleuten gibt es lustige böse Brüder, und ich

wäre

wäre unter ihnen gewiß ein böser, schlechter Mensch geworden, wenn mich nicht meine Religion immer erinnert und bewahrt hätte. Von einem Menschen ohne Religion — das hab ich an mir selbst gelernt, hat man alles zu fürchten; und wenn ich so einen finde, dem trau ich nicht weiter, als ich ihn sehe, und wenn er noch so honnet aussieht.

Seine Gewissenhaftigkeit und Ehrlichkeit war so fest, daß er nie davon abwich, und so erprobt, daß man seinen Versicherungen mit dem vollesten Zutrauen glaubte. „Wissentlich sagte er, thu ich keinem Menschen Unrecht!“ und nie ist mir eine Handlung von ihm bekannt geworden, die diese Versicherung nur zweifelhaft gemacht hätte. Die schwersten Arbeiten verrichtete er, auch wenn niemand ihn beobachtete mit dem anhaltendsten Fleiße, und war dann doch oft mit sich selbst unzufrieden, wenn er am Abend nicht so viel vollendet sahe, als er sich am Morgen vorgesetzt hatte.

Einst hatte ihn jemand zu einer Arbeit von mehrern Monaten gedungen und war mit ihm übereingekommen, ihm für das Ganze 26 Thaler zu zahlen. Während der Arbeit hatte sich Farsch nach und nach 15 Thaler abschläglich aus-

auszahlen lassen, welches aber jener, der den Trunk liebte und oft nicht wußte, was er that, ganz vergessen hatte. Nachdem die Arbeit vollendet war, zählte ihm derselbe 26 Thaler ohne Abzug hin. Farsch versicherte, daß er bereits 15 Thaler erhalten habe. Jener antwortete: das sey nicht wahr — und ob er glaube, daß er betrunken sey und nicht mehr wisse, was er thue? Ohnerachtet nun Farsch seine Versicherung wiederhohlte, so bestand doch jener darauf, daß er sein Geld nehmen solle. Um ihn nicht zu beleidigen, nahm Farsch das Geld — erzählte mir aber sogleich den Vorfall, und setzte hinzu, daß er es nur als geliehen ansehe, und wenn jener einmahl bey guter Laune sey, wolle er ihm das Geld noch einmal anbieten. Kurz darauf starb dieser Mensch, und nun trug der Redliche das Geld dessen Kindern hin.

(Die Fortsetzung folgt.)

Digitized by Google

# Der Bote aus Thüringen.

## Vierzigstes Stück.

1809.

### Bote. Wirth.

B. Nun will ich Ihm das Ende der Geschichte des guten Elias Farsch erzählen. Er erinnert sich doch noch, daß Farsch von einem Manne 15 Thaler bekommen hatte, die ihm nicht zukamen, und daß dieser sie nicht wieder haben wollte, und Farsch daher, nach dessen Tode, seinen Kindern das Geld gab?

Es wurde nun angenommen, Farsch indessen von dem ältesten Sohne mit der Antwort abgefertigt: daß er ein dummer Mensch sey, der es in der Welt nie weit bringen werde; warum er denn so ein Narr sey, das Geld zurückzugeben, da ja niemand von der Sache etwas gewußt habe? Ein wunderliches Gerede, sagte Farsch nachher zu mir, wie kann ich denn solches Geld behalten! Da schelten sie

mich nun dumm, als wenn ein kluger Mensch zugleich ein Betrüger seyn müßte!

Als die Französische Revolution auch deutsche Köpfe zu verwirren anfing, hatten sich auch in Farsch's Wohnorte mehrere verbunden, sich, wie sie es nannten, frey zu machen, d. h. dem Grundherrn die bisher entrichteten Abgaben zu verweigern. Ich fragte Farsch, zu welcher Parthey er sich schlagen werde?

Ich, sagte er, habe mit jenen Leuten nichts zu thun. Sie sind unverständig und wissen nicht, was sie wollen. Daß ich sicher und ruhig wohne, mein Brot verdienen und ungestört genießen kann, das hab' ich doch der Obrigkeit zu danken; und das kann ich nicht umsonst verlangen. Ohnedieß steht in der Bibel: Es ist keine Obrigkeit, denn von Gott; und man muß Schoß geben, dem der Schoß gebühret. Frey wollen die Menschen seyn? Nun das, denk ich, sind wir ja alle; aber eine solche Freyheit, wo ich keinem gehorchen, keinem geben darf, was ich schuldig bin — ist Thorheit! Da müßte ja die Welt untergehn. Freylich sind die Vornehmen oft wohl hart, und zuweilen ungerecht gegen unser einen. Man darf oft kaum den Mund gegen sie aufthun,

oder

oder sie fahren einen an, als wenn man kein Mensch wäre, und glauben, man müsse sich alles gefallen lassen. Aber das ist nun einmahl so, und ihre — nicht unsere Schuld. So ging ich neulich zu unserm Herrn Amtsrichter, um ihm die Sache wegen meiner Stiefkinder und ihres Vormundes vorzutragen. Da fuhr er mich an, und schimpfte, daß ich ihm zur unrechten Stunde käme, und daß er mehr zu thun habe, als sich mit einem so dummen Kerl, wie ich wäre, jetzt einzulassen; und drohte sogar, mich, wenn ich wieder käme, aus dem Hause hinauswerfen zu lassen. Das ist nun freylich sehr unrecht, und zeugt davon, wie wenig solche Menschen unser einen achten, und wie hochmüthig sie sind. Allein das thut hier zur Sache nichts. Nein, ich gebe ferner was ich schuldig bin, und thue meine Pflicht als Unterthan nach wie vor, mögen die andern machen, was sie wollen.

Seine vorerwähnte Frau gehörte eigentlich zu den bösen Weibern. Von einer sehr hastigen Gemüthsart, beleidigte sie ihn oft sehr empfindlich; er ertrug es aber stets mit Ruhe und Größe, und setzte ihrer Hastigkeit blos vernünftige Vorstellungen entgegen.

Meine Frau, sagte er einst, steht in dem Rufe, daß sie böse sey, allein ich bin doch mit ihr zufrieden, denn sie hat bey ihren Fehlern überwiegende Tugenden. Wie sorgt sie für mich, daß ich bey der Arbeit zu rechter Zeit mein Essen erhalte, wie hält sie mein Hauswesen, meine Kleider in Ordnung, und was für schönes Brot kann sie backen! Das können und thun zehn andere Frauen nicht so! Und wenn sie auch hastig wird und schilt, so wird sie doch, wenn ich ihren Zorn mit Gelassenheit ertrage, bald wieder gut, und weiß dann oft nicht, was sie mir alles zu Liebe thun will, ein Beweis, daß sie es nicht so böse meynt.

Ich war einst selbst Zeuge eines solchen, in gewisser Hinsicht lächerlichen, Auftritts. Farsch wurde bey der Zurückkunft von der Arbeit von seiner Frau mit schelten und toben empfangen, daß er ein gewisses häusliches Geschäft — das sie übrigens weit leichter und schicklicher hätte besorgen können — nicht verrichtet habe. Er hörte, da seine vernünftigen Vorstellungen nichts wirkten, die Ausbrüche ihres Zorns noch eine Zeit lang ruhig an. Endlich sagte er: wie gut ist es doch, daß du so auf Ordnung hältst.

Ich

Ich bin zwar heute sehr ermüdet; weil du aber eine so gute Frau bist, und mich so bittest: will ich es sogleich thun; und die Frau wurde wieder freundlich und half ihm bey der Arbeit.

Sehen Sie, sagte er hernach, wieviel die Güte vermag! Wäre ich auch hastig geworden — wie wohl hätte geschehen können, denn es that mir weh, daß meine Frau so schalt — so hätten wir uns geschlagen — und es kommt mir recht schimpflich vor, wenn Eheleute das thun — auch werden beyde dadurch nur schlimmer. So aber ging alles bald vorüber, und beym Abendbrot war alles vergessen. Nein! man muß seinen Zorn überwinden können, das ist immer gut.

Einen Fehler, gestand er indeß, habe seine Frau, den er ihr nicht abgewöhnen könne. Sie wolle nähmlich den Leuten im Dorfe, wenn ihnen das Brot ausgegangen sey, nicht gern aushelfen: weil sie immer kleinere und schlechtere Brote wieder bekäme. Es macht mir aber allemahl Freude, sagte er, wenn ich einem Menschen aushelfen kann. Und es ist doch besser, für gutes Brot schlechtes wieder erhalten, als schlechtes für gutes geben.

Diese

Diese Frau hatte ihm zwey Kinder zugebracht, für welche er sehr väterlich sorgte, und die ihn, als sie erwachsen waren, mit dankbarer Liebe ehrten.

Er starb an einer langsamen Auszehrung, die er sich durch seine Anstrengung bey einer schweren Arbeit zugezogen hatte. Mit welcher Geduld und Ergebung trug er seine langwierigen Leiden! Wie heiter sahe er seinem Tode entgegen! Ich fragte ihn: ob er glaube daß er sterben werde? Gewiß werd' ich sterben, sagte er, und es kann nicht lange mehr mit mir währen. Aber glauben Sie, ich sterbe gern und ruhig. Vergangen hab' ich mich wohl oft, das weiß Gott, aber vorsätzlich habe ich nicht Unrecht gethan; und so fürchte ich den Tod nicht. Zehn Jahre früher oder später sterben, ist ja im Grunde einerley; einst müssen wir doch alle diesen Weg gehn. Und was wäre denn meine Religion, wenn sie mir nicht Muth und Hoffnung im Tode gäbe! Ich habe von Jugend auf viel Mühe und Beschwerden getragen, aber ich bin dabey immer getrost und heiter gewesen, und Gott hat mir viel, viel Gutes gethan. Meine Krankheit ist

wohl

wohl schwer, ich habe weder Tag noch Nacht Ruhe und Schlaf; der Mangel an Luft macht mir viel Angst; aber wieviel litt Christus und wie geduldig litt er's! Ich denke, Gott, der den Menschen ins Leben führt, führt ihn auch wieder hinaus, den einen auf diesem, den andern auf jenem Wege — und wir müssen willig folgen. In wenig Tagen ist vielleicht alles überwunden — und es gibt ja ein besseres Leben! Wie freue ich mich darauf! Was mir Leid thut, ist, daß die Meinigen so lange und so viel Unruhe von mir haben; aber sehen Sie, meine Frau wird nicht ungeduldig! Nun Gott wird es ihr vergelten und für sie sorgen.

Er empfing das heilige Abendmahl, welches er verlangte. Nun, sagte er, bin ich recht froh und ganz gefaßt auf meinen Tod! Es ist mir immer ein rechter Festtag gewesen, wenn ich zum heiligen Abendmahle ging, ich habe mich dann immer so recht froh gefühlt, und es hat mich gewiß jedes Mahl besser gemacht. Auch heute bin ich recht froh geworden. Ich will auch geduldig alles tragen, so lange es Gott will!

Er lebte noch mehrere Tage, behielt bis zum letzten Augenblicke diese ruhige und frohe Stimmung, und schlummerte in derselben sanft hinüber!

In seiner Krankheit wurde er von mehreren freywillig unterstützt, und auch sein Begräbniß wurde von andern, als den Seinigen, besorgt, und dazu ohne Mühe so viel zusammengebracht, daß die Seinigen noch etwas übrig behielten. Ich möchte von ihm mit Asmus sagen:

Friede sey um seinen Hügel her!
Ach sie haben
Einen guten Mann begraben,
Und mir war er mehr!

Digitized by Google

# Der Bote aus Thüringen.

Ein und vierzigstes Stück.

1809.

Bote. Wirth.

W. Ueber seinen Elias Farsch, von dem Er bisher erzählte, hat Er den Herrn von Streithelm und den Joseph ganz vergessen, Herr Gevatter!

B. Nicht ganz. Er soll sogleich wieder etwas von ihm hören. Zuletzt sagte ich Ihm, wie sie die schöne Jungfer Sattlerin besucht und gefunden hatten. Jetzt gab Herr Streithelm dem Joseph noch die Lehre, daß, wenn er wissen wolle, was an einem Mädchen sey, er dasselbe in der Stube und Speisekammer besuchen müsse. Trifft du sie, fuhr er fort, hier schmutzig an, herrscht in Stube und Speisekammer Unordnung, so zieh nur sogleich ab, und setze deinen Stab weiter.

Joseph. Ich merkte es wohl, daß Sie mich



Digitized by Google

nichts des Bauchgurts, sondern des Mädchens wegen, mit zu dem Sattler genommen hatten, und danke Ihnen sehr für die gute Lehre, die Sie mir bey dieser Gelegenheit gaben.

Als sie in das Wirthshaus zurück kamen, war das erste, was Herr Streithelm verlangte, ein Glas gut Bier. Der Wirth brachte sogleich ein Glas, das so reichlich gefüllt war, daß es überlief. Herr Streithelm hob es in die Höhe, rümpfte die Nase und that einen Zug. Bald setzte er aber wieder ab, verzog den Mund und sagte: barr! das Zeug mag der Henker trinken. Das schmeckt wie Mord und Todschlag. Soll denn das Bier seyn?

Was denn sonst? antwortete der Wirth.

Str. Wer brauet denn dieß Zeug?

W. Ich selbst, gnädiger Herr. Ich habe die Braugerechtigkeit gepachtet. Es ist freylich kein Merseburger und kein Köstritzer; es läßt sich aber doch trinken; und da ich nicht eher frisches Bier braue, bis das alte fast ausgetrunken ist: so geht es doch nach und nach ab.

Str. Ey Er sollte sich schämen, solch Zeug zu verkaufen; das ist ja schändlich. Der arme Bürger und Bauer hat kein anderes Labsal, bey seinen sauern Arbeiten, als eine Kanne

Bier.

Bier. Statt Biers gibt Er ihnen dieß Zeug, das den Mund zusammenzieht. Ist dieß auch erlaubt?

W. Aergern Sie sich nur nicht, gnädiger Herr! Sie machen die Sache doch nicht anders. Es läßt sich hier kein gut Bier brauen, weil das Wasser nichts taugt.

Str. Oder vielleicht der Braumeister. Bey wem hat Er denn das Brauen gelernt?

W. Gelernt? Muß man denn das Brauen auch lernen? Das kann bey uns jeder Nachbar.

Str. Brauen wohl — können sie denn aber auch gut Bier brauen? Denn nur gut Bier ist Bier. Das Zeug, das Er mir gegeben hat, ist nicht werth, daß es Bier heiße.

W. Je nun, ich nöthige es ja niemanden auf. Wer es nicht trinken will, der kann es ja stehen lassen.

Str. Das werde ich freylich thun. Es ist aber keine Ehre für sein Wirthshaus; und wer das Bier bey Ihm einmahl hat stehen lassen, der wird es gewiß sobald nicht wieder thun, sondern lieber ein anderes Wirthshaus aufsuchen, wo er einen ordentlichen Trunk bes

kommen kann. Kann Er denn nicht einen guten Braumeister bekommen?

W. Der wäre ja wohl zu haben. Muß ich ihn denn aber nicht bezahlen?

Str. Nein.

W. Wenn das ist, so seyn Sie doch so gut, und schicken mir einen guten Braumeister zu, der mir ohne Bezahlung brauet.

Str. So verstehe ich es nicht. Bezahlt muß der Braumeister freylich werden; die Bezahlung hat Er aber nicht nöthig zu geben, sondern seine Gäste.

W. Wie verstehen Sie denn das?

Str. Wie viel Mahl hat Er denn bisher gebrauet, das Jahr hindurch?

W. Gemeiniglich zwölf Mahl.

Str. Wenn Er nun aber dreyßig bis vierzig Mahl brauete, würde Er dabey nicht weit mehr gewinnen? Würden diesen Gewinnst nicht seine Gäste geben müssen? Würde Er davon nicht den Braumeister bezahlen können?

W. So etwas ist leicht gesagt.

Str. Und auch leicht gethan, wenn man nur den ernstlichen Willen hat. Ich muß Ihm sagen, daß ich drey Dörfer habe. In allen diesen Dörfern wurde, seit Menschengedenken,

elendes

elendes Bier gebraut; seit Menschengedenken taugte, wie die Leute sagten, das Wasser nichts. Da ich aber diese Dörfer bekam, so verschrieb ich mir einen guten Braumeister, der das Mälzen, Darren und Brauen verstand, der den Hopfen zu beurtheilen wußte. Dieser lieferte mir bald in zwey Dörfern ein Bier, so hell wie Gold, und am Geschmacke so delikat, daß ich fast nicht genug brauen lassen konnte. Im dritten Dorfe wollte das Bier freylich nicht gerathen, und der Braumeister meynte selbst, die Schuld müsse am Wasser liegen. Da ließ ich denn das Wasser eine halbe Stunde weit aus einem vorbeyfließenden Bache hohlen, und das Bier wurde auch gut. Jetzt habe ich die Freude, zu wissen, daß meine Bauern, wenn sie es sich den Tag über sauer werden ließen, sich Abends bey einer Kanne gutem Biere erquikken können. Ich habe die Freude, zu sehen, daß die Nachbaren aus andern Dörfern weit und breit herkommen, und sich an meinem Biere laben. Diese Freude könnte Er sich auch verschaffen. Statt daß Er jetzt immer sehen muß, wie seine Gäste, wenn sie ein Glas Bier getrunken haben, die Mäuler verziehen, würde Er vergnügte Gesichter um sich sehen.

W.

Digitized by Google

W. Je nu, wer das Bier nicht trinken will, der läßt es halt stehen.

Str. Das kann ja freylich jeder. Wie steht es denn aber mit seinem Beutel? Sonst trug mir mein Bierschank jährlich etwa 150 Gulden ein. Jetzt kann ich die Einnahme jährlich wenigstens auf 1000 Gulden rechnen. So würde seine Einnahme sich auch um vieles vergrößern, wenn Er es sich angelegen seyn ließe, ein besseres Bier zu brauen. Er läßt sich aber nicht rathen, folglich ist Ihm auch nicht zu helfen.

Das Bier wurde nun bezahlt, die Pferde gesattelt und weiter geritten.

Ich weiß nicht, sagte Herr v. Streithelm, da er ein Fleck geritten war, ob man sich über die Thorheit mancher Leute ärgern, oder lachen soll. Sonst that ich das erste, jetzt gewöhne ich mich an das letzte. Wenn ich mir Mühe gegeben habe, einen einfältigen Menschen hinlänglich zu belehren, und es hilft nichts: so lache ich. Jeder Mensch, der Bier brauet, hat doch die Absicht, daß er etwas dabey gewinnen will. Gut Bier bringt mehr ein, als schlecht Bier. Sollte man also nicht meynen, jeder würde sichs angelegen seyn lassen, gut

Bier

Bier zu brauen? Das lassen die mehresten wohl bleiben; nehmen schlechten Hopfen, elendes Malz, füllen noch Wasser nach unter das Bier, und glauben wunder wie klug sie ihre Sachen machen. Dabey kommt der Bauer und Handwerksmann um sein Labsal, und die Gemeinen, in denen solch elendes Bier gebrauet wird, verlieren ihren guten Nahmen; denn Ehre bringt es warlich weder einer Stadt noch einem Dorfe, wenn man nicht dafür sorgt, daß die Menschen, die für uns arbeiten müssen, bey ihrea Arbeiten auch einen guten Trunk haben.

Joseph gab seinem Herrn Recht, und erzählete darauf, wie in Bremendorf sonst auch so abscheuliches Bier gewesen wäre, wie aber der alte Schulmeister Lichtknecht nicht eher geruhet hätte, bis ein gutes Bier wäre gebraut worden. Er war, sagte Joseph, niemahls vergnügter, als wenn er von der Bierverbesserung sprach. Die Bauern wollten davon immer nichts wissen, und sagten, das ginge bey ihnen nicht an. Da schlich er sich selbst in die Stadt, wo ein sehr gutes Bier gebrauet wurde, beredete den Braumeister, mit ihm zu gehn, und einmahl für die Gemeine zu brauen.

Durch

Durch vieles Bitten ließ sich der Schulze bereden, daß er dazu seine Einwilligung gab. Da es aber dazu kam, gab es wieder einen Anstand. Der Braumeister untersuchte das Braugeräthe, das Malz und den Hopfen, und sagte, es tauge alles nichts. Das Braugeräthe wäre unreinlich, das Malz zu lang gewachsen, zu stark gedörrt, und bestände größtentheils aus Hafer und Wicken. Der Hopfen sey schimmlig. Das muß alles anders werden, sagte der Braumeister, oder ich lege keine Hand an. Das Braugeräthe muß gereinigt, und das Malz und der Hopfen aus der Stadt beygehohlet werden. Der Schulze hatte keine Ohren dazu, der Schulmeister setzte ihm aber so lange zu, bis er nachgab. Da kam denn nun ein Bier zum Vorscheine, das allgemeinen Beyfall fand, und die Bauern wünschten, immer solch Bier zu haben.

(Die Fortsetzung folgt.)

Der Bote
aus
# Thüringen.

Zwey und vierzigstes Stück.

1809.

## Bote. Wirth.

B. Nun will ich ihm einmahl wieder etwas vorlesen.

Nach dem Treffen bey Chocsim (eine Gränzfestung in der Moldau, am Dniester) ritt der Russische Lieutenant Pfuhl, von Geburt ein Deutscher, mit einem Haufen Dragoner auf Fütterung aus, und hörte aus einem nahen Waldgraben eine klagende Stimme. Er ließ zwey seiner Reuter absitzen, um zu untersuchen, ob die Stimme von Freund oder Feind herkomme. Ein lautschallendes Gelächter, das die Dragoner bey ihrer Ankunft erhoben, bewog ihn, mit noch einigen Leuten nachzufolgen. Hier sah er nun einen alten Türkischen Juden, der ein ehrwürdiges, redliches Ansehen hatte, und von einigen Russischen Reutern verwundet, sich

in diesen Graben aus Furcht geflüchtet hatte, wo ihn aber der Schmerz und Blutverlust hinderte, sich wieder herauszuhelfen. Pfuhl, nachdem er das Gelächter seinen Leuten ernstlich verwiesen, ließ den Juden in sein eigenes Zelt tragen, wohin er bald selbst nachfolgte und dann von demselben, der einstweilen gehörig verbunden und verpflegt wurde, unter Thränen dankbarer Freude mit den Worten: „Herr, Du hast viel an mir gethan, wer mag Dir solches vergelten?“ angeredet wurde. Der edle Krieger lehnte jede Aeusserung des Dankes ab, versah den Juden mit Pässen, sammelte bey seinem Regimentschef und andern Russischen Officieren Geld für ihn und schickte ihn nach Kaminiek in Podolien, um dort seine vollkommene Besserung abwarten zu können. Die Russische Armee rückte indessen tiefer in das Türkische Gebiet ein, und Pfuhl, der sich immer als tapferer Krieger und als ein Beschützer wehrloser Unschuld auszeichnete, wurde sehr hervorgezogen, einst aber bey einem Angriffe des Feindes von einem andern Officiere, wahrscheinlich aus Neid, im Stiche gelassen, so daß er seines tapfern Widerstandes ohngeachtet, in Türkische Gefangenschaft gerieth.

rieth. Er wurde nach Adrianopel abgeführt und dort an Abdul Melek, einem, aus Sicilien gebürtigen, zur Muhamedanischen Religion übergetretenen, Christen, der eben nach Servien reiste, als Sklave verkauft. Abdul Melek, ein reicher aber höchst grausamer, wollüstiger Mensch, ertheilte ihm, da er sich, durch seine Kenntniß der Italienischen Sprache und geschickte Behandlung der Pferde, ihm nützlich zu machen wußte, anfänglich die Aufsicht über den Stall und die Gärten. Als aber eines seiner liebsten Pferde, jedoch ohne Pfuhls Schuld, gefallen war, so ließ ihn dieser 48 Stunden in einen schauerlichen Kerker werfen und verurtheilte ihn zu den beschwerlichsten Feldarbeiten. So fühlte denn der unglückliche Pfuhl, dessen Sklavenname jetzt Ibrahim war, das drückende seines Standes in vollem Maaße, und mußte bey dem geringsten Versehen die grausamste Behandlung erfahren, als ein unerwarteter Vorfall seiner Lage eine andere Wendung gab. Ein junges Frauenzimmer, die Tochter des Obristen B., war ebenfalls in Türkische Gefangenschaft und Abdul Meleks Gewalt gerathen. Standhaft hatte dieses tugendhafte Mädchen den ihr Gefühl empörenden Anträgen

ihres wollüstigen Herrn widerstanden. Sie hatte die Gegenwart ihres Landsmanns entdeckt, und ihn durch eine vertraute Sklavinn dringend bitten lassen, sie der Gewalt ihres Herrn zu entreissen. Das Freundschaftsbündniß ward bald geschlossen, die Anstalten zur Flucht getroffen, beyde Liebende schon im Begriff, ihre Flucht anzutreten, als ihr ganzer Plan von einem Sklaven, Namens Hassan, dem sie sich selbst anvertraut hatten, ihrem Herrn entdeckt ward. Die Folge davon war, daß beyde mit Ketten belegt, und in zwey dicht aneinander stossende Behältnisse zum Verwahrsam gebracht wurden. Acht Tage lang wurde Ibrahim auf das grausamste gemißhandelt, und das Geschrey Nataliens, dieß war des Mädchens Name, ließ Ibrahim vermuthen, daß sie nicht gelinder behandelt werde. Er hörte endlich ihren Kerker von keinem Klagegeschrey mehr ertönen, und dieß erfüllte seine Seele mit schrecklichen Ahndungen wegen ihres Schicksals, das ihn um so mehr beunruhigen mußte, da alle Fragen, die er an die Sklaven, die ihm sein Essen brachten, that, mit einem finstern Stillschweigen beantwortet wurden. Als er einst in tiefer Melancholie ver-

sun-

sunken, in seinem Kerker saß, und keinen einzigen tröstenden Gedanken fest zu halten vermochte, trat sein Herr in Begleitung zweyer Sklaven zu ihm herein, und kündigte ihm an, daß er ihn, ob er wohl den schmählichsten Tod verdient hätte, an einen andern Herrn verkauft habe. Hiemit befahl er, ihn selbigem zuzuführen. Man brachte ihn in einen Wagen, der mit größter Schnelligkeit davon fuhr. Drey Tage dauerte die Reise, ohne daß Pfuhl wußte, wohin sie ging, ohne daß die ihn begleitenden Sklaven, die ihn jedoch jetzt als ihren Gebieter zu behandeln schienen, ihm eine andere Auskunft gaben, als diese: er solle nur ruhig seyn und nichts Uebels erwarten. Am Abend des dritten Tages kamen sie endlich an einen großen Ort; der Wagen hielt in einem Hofe stille, Pfuhl stieg aus, und die erste Person, die ihm der Fackelschein erkenntlich machte, war — der Jude, dem er bey Chozim das Leben gerettet hatte. „Dank sey Gott!“ rief derselbe aus, „daß ich Dir vergelten kann, Herr, was Du an mir thatest! Tritt in das Haus Deines Knechtes, an dem Du Barmherzigkeit übtest!“ Eine Frage drängte nun die andere, die ihm der brave Jude den kommen-

menden Morgen zu beantworten versprach. Aber, wer schildert Pfuhls Entzücken, als des andern Morgens der Jude, in Begleitung eines Frauenzimmers hereintrat, welche er sogleich für Natalien erkannte! Nachdem der erste trunkene Taumel der Freude vorüber war, erzählte der Jude: „Er sey zufälliger weise zu seinem Herrn gekommen, welcher ihm ein Frauenzimmer zum Verkaufe angeboten, welches Natalia gewesen war. Die Thränen seiner neuen Sklavinn hätten ihn bewogen, sie nach der Ursache derselben zu fragen, und er hätte von ihr erfahren, daß ein Russischer Officier, mit Namen Pfuhl, noch im Kerker schmachte. Der Name seines Retters sey ihm noch im frischem Andenken gewesen, und so habe er auf der Stelle den Entschluß gefaßt, ihn wiederum zu retten.“ — „Ich reiste“ fuhr der Jude fort, „augenblicklich zu Deinem Tyrannen, der Dich eines elenden Todes wollte sterben lassen; aber eben so grausam, als geitzig, ließ er Dich mir auf mein Versprechen ab, daß ich Dich an einen recht harten Herrn verkaufen wollte. Auf diese Weise gelang es mir, Dich in meine Hände zu bekommen. Gott sey gepriesen, daß ich Dir habe vergelten können, was Du an mir

mir thatest! In einigen Tagen reise ich ins Lager, und da nehme ich Dich und Natalia mit, mache einen Seitenweg, und bringe Euch, mit Gottes Hülfe, glücklich zu Euern Landsleuten zurück.“ — Weinend und tief gerührt hingen Natalia und Pfuhl an des Juden Halse. Er brachte sie glücklich nach Bukarest, in der Wallachey, wo damahls Russische Besatzung lag, und es wurde ihnen schwer, sich daselbst von ihrem großmüthigen Erretter zu trennen. Als er weg war, fand Pfuhl, zu Vermehrung seines Erstaunens, von seiner dankbaren Bewunderung des Juden, einen Beutel mit — tausend Dukaten, und einen kostbaren Ring für Natalien; Geschenke, die der dankbare Israelit ganz unvermerkt in sein Kleid zu stecken gewußt hatte. Natalia fand ihren Vater noch am Leben, der sie und Pfuhl auf ewig mit einander vereinigte. Die Erinnerung an den großmüthig-dankbaren Juden verschaffte ihnen sehr oft die seligsten Stunden ihres Lebens.

* * *

**Franz Ludwig, Fürst-Bischoff von Würzburg und Bamberg; einer der edelsten Män-**

Männer unsers deutschen Vaterlandes, der aber 1795 ins Leben der Unsterblichkeit abgerufen wurde, ließ sich die Sorge für die geistige und leibliche Wohlfahrt seiner Unterthanen aufs herzlichste angelegen seyn. Tiefer, männlicher Ernst ruhete immer in seinem von Vaterliebe gemilderten Blicke, und in rastlosem Triebe, Gutes ausser sich zu wirken, schien er nie für sich, bloß für seinen Beruf da zu seyn. — Er entzog sich fast allen Ergötzlichkeiten des Lebens, schränkte den Aufwand des Hofes ein, und zog die Einsamkeit dem Geräusche und Prunke desselben vor; sogar setzte er auch seine Neigung zu den schönen Künsten dem reinen Willen der Pflicht in jedem Falle nach. Er glaubte von der Anwendung jeder Stunde Gott und seinem Gewissen Rechenschaft schuldig zu seyn; unterhielt daher nie Gesellschaften zum bloßen Zeitvertreibe, sondern begnügte sich an der Unterhaltung mit seinen Räthen über die verschiedenen Zweige der Staatsverwaltung und Landeswohlfahrt.

(Die Fortsetzung folgt.)

Digitized by Google

# Der Bote aus Thüringen.

Drey und vierzigstes Stück.

1809.

Bote. Wirth.

B. Nun will ich Ihm noch etwas von dem guten Fürst-Bischoff zu Würzburg, Franz Ludwig nebst ein Paar andern Geschichten vorlesen.

Den Tag und einen großen Theil der Nachtstunden widmete er der treuen Abwartung seiner geistlichen und weltlichen Berufsgeschäfte. Als Bischoff und oberster Seelsorger in seinen Landen, genügte ihm nicht die Leitung der äußerlichen Einrichtungen beym Gottesdienste, vielmehr suchte er die heilige Religion in die Herzen seiner Untergebenen zu pflanzen, damit seine Heerde durch richtige Erkenntniß und redliche Ausübung des Wortes Gottes wirklich selig werden möchte. Da er sah, daß viele seiner Zeitgenossen das Christenthum in leeres Wortgepränge und Beobachtung äußerer Ge-



Digitized by Google

bräuche setzten, und daß die Diener der Religion selbst große Schuld an ihrem Verfalle hätten: so hielt er es für nöthig, die ihr gebührende Achtung durch Beyspiele von oben herab wieder zu erwecken. — Dieser angesehene deutsche Reichsfürst hielt es also seiner Würde und Pflicht gemäß, die Kirchen seiner Sprengel in eigener Person zu visitiren, die bischöfflichen und priesterlichen Handlungen selbst zu verrichten, und auch die Kanzeln kleiner Landstädte zu besteigen und das Wort zu verkündigen. So durchreiste er, ohne allen Prunk, mit wahrhaft apostolischer Simplicität, in den ersten Jahren seiner Regierung, beyde Hochstifter, und dann erst (1785) predigte er einmahl in seinen Domkirchen, damit — wie er am heiligen Pfingstfeste zu Bamberg in der Predigt sagte — er nicht scheine, auf dem Lande nur ein Bischoff, in der Stadt aber ein Fürst zu seyn. Eben auf diesen Visitationsreisen hatte er Gelegenheit den moralischen und politischen Zustand seines Landes kennen zu lernen, und die besten Mittel zur Entfernung der Hindernisse des Guten zu gebrauchen. Von dem, was er zur Verbesserung des Schulwesens, der Armen- und Krankenpflege, mit den größten

Auf-

Aufopferungen von seiner Seite gethan hat, davon zeugen die herrlichen Denkmahle, das Julius-Hospital in Würzburg, so wie das Arbeits-, Zucht- und Waisenhaus, das Kurhaus in Bokket, und noch andere treffliche Anstalten.

* * *

Als der wegen seiner geraubten Prinzen in der sächsischen Geschichte so merkwürdige Churfürst von Sachsen, Friederich der Sanftmüthige, in dem verderblichen Kriege, den er mit seinem Bruder Wilhelm Herzog von Weimar, führte, der Stadt Freyberg sich bemächtigt hatte, die seinem Bruder Wilhelm zugehörte, so ließ er alsbald den Stadtrath zu sich auf den Markt entbieten, mit der Aufforderung, daß man ihm, dem Churfürsten, auf der Stelle huldigen, und dann eine gewisse Anzahl junger Mannschaft gegen den Herzog Wilhelm stellen solle. Diese Forderung, welche durch einen dreymahligen Ausruf öffentlich bekannt gemacht wurde, verursachte in der ganzen Stadt eine allgemeine Bestürzung. Die Magistrats-Personen zu

Freyberg versammelten sich auf dem Rathhause und faßten, nach gehaltener Berathschlagung, endlich den großmüthigen Entschluß, dem Herzog Wilhelm, als ihrem Herrn, treu zu bleiben. Dieser Entschluß wurde auf das herzhafteste ausgeführt. Die sämmtlichen Freybergischen Rathsglieder gingen in einem feyerlichen Zuge, Paar und Paar, mit entblößten Häuptern, und jeder mit seinem Sterbekleide im Arme, vom Rathhause auf den Markt, wo die Churfürstlichen Truppen unter dem Gewehre standen. Als sie in den Kreis getreten waren, den ein Theil der Soldaten geschlossen hatte, näherte sich der damahlige Bürgermeister, Nicolaus Weller von Molsdorf, ein ehrwürdiger Greis mit eisgrauem Kopfe, dem Churfürsten, welcher im Kreise zu Pferd hielt, und sagte in einer beweglichen Anrede, die er an ihn hielt, im Namen des Magistrats und der ganzen Bürgerschaft; „sie wären alle Stunden bereit, ihr Leben im Dienste Sr. Churfürstlichen Durchlaucht willig und gerne aufzuopfern. Sie könnten sich aber unmöglich entschließen, dem Eid der Treue, den sie dem Herzog Wilhelm einmahl geschworen hätten, gerade zuwider, die Waffen gegen ihren rechtmäßigen

Herrn

zu ergreifen. Sie hätten das Vertrauen zu der bekannten Großmuth des sanftmüthigen Friederichs, er werde von seinen ihnen zu harten Forderungen abstehen. Sollten aber Ihre Churfürstliche Durchlaucht auf diesem Begehren beharren, so würden sie als rechtschaffene Unterthanen eher ihr Leben lassen, als nur einen Augenblick wider die Pflicht handeln, die sie ihrem Landesherrn zu leisten schuldig wären. Und ich für meine Person" setzte der Bürgermeister hinzu, „will gern der erste seyn, und hier auf der Stelle niederknieen, und (hier wies er auf seinen Kopf) mir meinen alten grauen Kopf abschlagen lassen." — Der Churfürst wurde durch die wehmüthige Stellung des ehrwürdigen Greises, welcher bey Endigung seiner Rede wirklich niederknieete, bis zu Thränen bewegt. Er ritt hierauf zu Wellern hin, klopfte ihn auf die Achsel und sagte: „Nicht Kopf ab, Alter, nicht Kopf ab! Wir bedürfen solcher ehrlichen Leute noch länger, die ihren Eid und ihre Pflicht so wohl in Acht zu nehmen wissen." — Friederich stand von seinen Forderungen ab, und von der Zeit an führte die Stadt Freyberg den rühmlichen Beynahmen: „die getreue."

* * *

Lu-

Lucas-Kranach war nicht nur der größte Maler seiner Zeit, sondern auch ein Mann von edlem Herzen und großem Verstande. Schon in seiner Jugend wendete er seine Zeit vortrefflich an, daher kam es, daß er weit früher ein nützlicher Mensch ward, als andere. Im 19ten Jahre seines Alters lernte ihn der Churfürst von Sachsen, Johann Friederich, als einen geschickten Jüngling kennen, und nahm ihn mit ins gelobte Land. Nach dieser Reise berief er ihn an seinen Hof nach Wittenberg, und machte ihn da zum Bürgermeister. Hier schenkten ihm Luther und Melanchton, seines vortrefflichen Herzens und seiner großen Kenntnisse wegen, ihre Freundschaft. Ein einziger Zug von seiner schönen Seele ist hinreichend, seinen ganzen Charakter zu schildern. Als sein Herr, der unglückliche Churfürst Johann Friederich, in dem Schmalkaldischen Kriege bey Mühlberg in Sachsen von Kaiser Carl V. gefangen worden war, ließ der Kaiser, der sich jetzt erinnerte, daß Kranach ihn als Knabe gemahlt hatte, diesen edlen Maler zu sich ins Lager kommen. „Wie alt war ich damahls, als Du mich mahltest?“ fragte der Kaiser. „Eure Majestät

stät — antwortete Kranach — waren acht Jahre. Es gelang mir nicht anders, Eure Majestät zum Stillsitzen zu bringen, bis Dero Hofmeister verschiedene Waffen an die Wand hängen ließe. Unterdessen daß Dieselben diese kriegerischen Instrumente mit unverwandten Augen beobachteten, hatte ich Zeit, das Bild zu vollenden." „Bitte Dir eine Gnade von mir aus, Maler!" sagte der Kaiser. Demüthig fiel ihm Kranach zu Füssen, und bath mit Thränen in den Augen, nicht etwa um eine Summe Geldes, oder um einen Titel, sondern um die Befreyung seines Churfürsten. Der Monarch gerieth in die größte Verlegenheit; sein Herz war durch diesen gerechten Wunsch eines frommen Unterthanen sehr getroffen, und doch glaubte er den rechtschaffenen Kranach fürs erste abweisen zu müssen. „Du bist ein braver Mann" sagte er zu ihm, „aber lieber hätte ich Dich, wenn Du etwas anders gebethen hättest." Als nach einiger Zeit der Churfürst seine Freyheit erlangte, ließ der dankbare Herr diesen seinen getreuen Diener nie von der Seite; er mußte beständig bey ihm wohnen, und selbst bey ehrenvollen Gelegenheiten neben ihm im Wagen sitzen.

* * *

Ein

Ein rührendes Beyspiel von Verehrung des Landesherrn und Liebe gegen seine Person gab ein Landmann im Badischen. Er war seit seinem vierten Jahre blind gewesen, und kam, etwa 40 Jahre alt, nach Karlsruhe zum Markgrafen, Carl Friederich, in die Audienz, und sagte zu ihm: Ich habe Eure Durchlaucht nie gesehen, und werde sie auch nie sehen; doch möchte ich die Gnade haben, Sie sprechen zu hören.“ Der Ton, in dem er es sagte, verrieth, daß sein Herz weit mehr empfand, als sein Mund ausdrückte; und der edle Fürst war innig gerührt, wie der gute Landmann ihm seine Liebe bezeugte. — Gott gebe den deutschen Fürsten viele solcher Rührungen und viele solcher dankbaren Unterthanen, wie dieser Bauersmann.

Digitized by Google

# Der Bote aus Thüringen.

Vier und vierzigstes Stück.

1809.

Bote. Wirth.

B. Heute will ich Ihn wieder mit ein Paar Geschichten unterhalten.

Der Preussische Grenadier, Heinrich Sorge, war als Soldat in seinem Berufe treu, nicht sowohl aus Furcht vor harten Begegnungen, wenn er etwa seine Schuldigkeit zu thun unterlassen hätte, sondern aus innerm Antriebe seines Gewissens. Bey einem nächtlichen Ueberfalle war einst die Kompagnie, bey der er stand, schon vom Feinde zurückgetrieben, und so in Unordnung gebracht, daß auch die, welche noch Widerstand thaten, bereits die Flucht nehmen wollten; und kein Mensch würde ihnen etwas gesagt haben, wenn sie auf diese Art ihr Leben oder ihre Freyheit zu retten gesucht hätten. Aber bey Sorge entstand gleich der



Digitized by Google

Gedanke: sehen dich auch Menschen bey der Finsterniß der Nacht nicht, so sieht dich doch Gott, und du wärest in seinen Augen strafbar, wenn du nicht bis auf den letzten Augenblick als ein rechtschaffener und guter Soldat handeltest. Er rief seinen zuletzt fliehenden Brüdern zu, ihm zu folgen; munterte sie durch Versicherung des Beystandes Gottes und durch sein eigenes Beyspiel auf, den Feind, der sich bereits seitwärts nach andern Kompagnien gezogen hatte, von neuem selbst anzugreifen. Es geschah; dem Feinde war sein zweyter Angriff gleich anfänglich nicht so gelungen, als der erste, die Unordnung ward durch den unvermutheten Angriff bey ihm bald allgemein; er wurde völlig überwunden, und nur wenige von ihm entkamen ins Lager, die nicht gerathene Unternehmung dort zu verkündigen. — Wer aus Religion und um des Gewissens willen seine Schuldigkeit thut, ist doppelt schätzbar vor jenem, der blos aus Nebenabsichten beobachtet, was ihm obliegt.

* * *

Der Französische General Marceau, der nachher an einer in der Schlacht bey Altenkir-

chen

chen erhaltenen Wunde, starb, kam 1795, nicht lange nach dem Vorrücken der Moreau'schen Armee in Schwaben, in ein Würtembergisches Dorf. Er hatte vor seiner Ankunft schon von Pferden des dasigen Amtmanns, vom Requiriren derselben, u. s. w. sprechen hören. Kaum war er einige Zeit im Wirthshause, als er sich nach dem Amtmanne, dessen Charakter und Betragen gegen seine Untergebenen genau erkundigte. Alle Anwesenden gaben dem Amtmanne das beste Zeugniß, und rühmten seine Gerechtigkeitsliebe, Sanftmuth und väterliche Gesinnung gegen die ihm anvertrauten Bürger. — Kaum hatte Marceau die treuherzige, ehrenvolle Schilderung, welche ihm die Bürger von ihrem Amtmanne machten, vernommen, so beschloß er, diesem den Besitz seiner Pferde zu versichern. Er schickte nach dem Amtmanne, und dieser erschien. „Sie sind Amtmann hier im Orte?" redete ihn Marceau an. Jener bejaht es. — „Sie haben zwey sechsjährige Braune im Stalle?" Schwer fiel dem Amtmann diese Frage des Generals aufs Herz; er hatte seine Pferde bisher zu erhalten gewußt, und erwartete, sie nunmehr doch zu verlieren. Indessen konnte er ihr Daseyn nicht läugnen,

er bejahte also auch diese zweyte Frage. „Sind sie feil?“ fragte der General weiter. „Für Geld nicht“ war die Antwort, „ich hatte bisher großes Vergnügen an diesen Thieren, indem ich sie selbst auferzogen habe.“ „Ich wünschte sie aber doch zu haben“ fuhr Marceau fort, ich brauche Pferde, auf die ich mich verlassen kann. Sagen Sie mir, was sie kosten sollen?“ Der Amtmann erwiederte beklemmt: „Ich begehre nichts, ich verkaufe sie sonst gar nicht. Können der Herr General indessen keine andere für Sie taugliche Pferde finden: so stehen Ihnen die meinigen zu Diensten.“

Marceau. „Ich will sie nicht umsonst haben. — Ich weiß, daß Ihnen vor kurzem von Oesterreichischen Officieren 50 Louisd'or dafür geboten wurden; ich gebe Ihnen zehn weniger, denn Sie müssen bedenken, daß Sie Ihre Pferde dennoch verlieren würden. Sind Sie mit 40 zufrieden?“

Amtm. „Vollkommen, Herr General!“

Marc. „So setzen Sie sich, und schreiben Sie sogleich einen Empfangschein für 40 Louisd'or. Hier ist Feder, Dinte und Papier.“

Der

Der Amtmann schrieb den Schein und überreichte ihn dem General. Dieser sahe ihn durch, und sagte ihm sodann: „Sie haben mir einen Schein gegeben, für eine Summe Geldes, welche Sie noch nicht empfangen haben. Was wollten Sie machen, wenn ich Ihnen das Geld vorenthielte?“ Der Amtmann zuckte die Achseln; Marceau aber zerriß in dem Augenblicke das Papier und warf es zu Boden. Hierüber verlegen blickte ihn der Amtmann an, und ahnete nichts Gutes. Der General aber fuhr nun fort: „Sie haben mir einen Zettel gegeben, der mir nicht gefiel; nun will ich aber Ihnen einen geben und sehen, ob er Ihnen besser gefällt, als mir der Ihrige.“ Mit diesen Worten zog er ein Blatt hervor und überreichte es dem staunenden Amtmanne. Es war folgenden Inhalts:

„Ich Unterzeichneter habe vom Amtmann N. in N. zwey 6jährige Braune mit 40 Louisd'or an mich gebracht und auch schon bezahlt. Da ich dieselben aber jetzt nicht füglich mit mir führen kann; so lasse ich solche zur einstweiligen Fütterung und Besorgung bey ihrem vorigen Besitzer stehen, bis ich sie abholen lassen werde. Solches mache

ich

ich allen Kommissären und andern Personen der Französischen Armee bekannt, damit dieses mein Eigenthum respectirt werde.

Marceau, General."

Ohne den Amtmann von seinem Erstaunen sich erholen zu lassen, fuhr er fort: „Lassen Sie sich nicht bange seyn, mein Lieber! Ich bin keiner von denen, die sich auf Kosten der friedlichen Bewohner dieses Landes bereichern. Wissen Sie, daß Sie in einigen Tagen Ihre Pferde unwiederbringlich verlohren hätten, und daß ich blos jenem Elenden, der sie Ihnen nehmen wollte, einen Strich durch seine Rechnung machte. Ihre Pferde sind und bleiben Ihnen, und gehören keineswegs mir. Wenn Jemand Ihre Pferde in Anspruch nehmen wollte: so zeigen Sie dieses Blatt vor, er wird es respectiren und sie Ihnen lassen. Ich freue mich, daß ich einem braven Manne diese Gefälligkeit erzeigen und seinen Schaden verhindern konnte."

* * *

Ein Teutscher Staabsofficier, der edelsten Krieger einer, erhielt von seinem Monarchen Befehl, mit einigen Truppen von einer kleinen feind-

feindlichen Stadt die nicht in der vorgeschriebenen Zeit bezahlte Contribution executivisch beyzutreiben. Einem andern, dem er empfindlicher gewesen wäre, als ihm, konnte dieser Auftrag nicht geschehen, aber zum Glück der Contribuenten, auch keinem andern. — Als er angekommen war, hatte er nicht sobald die Bezahlung der für die kleine Stadt wirklich großen Summe in so viel Stunden, oder die unfehlbare Vollziehung der Execution bekannt gemacht, als die Stadt allgemeines Wehklagen erfüllte. Alles kam aufs Rathhaus gelaufen, und bath und weinte und flehte. Sein edles Herz, von allen Seiten bestürmt, wollte zerspringen. Doch sein Befehl war zu bestimmt; er blieb unerbittlich. Kaum aber war er in seinem Quartiere, als er einigen sichern und verschwiegenen Leuten auftrug, sich ins geheim zu erkundigen, welche Einwohner wirklich nicht im Stande wären, das sie treffende Quantum zu entrichten. Sobald er das Verzeichniß erhielt, schickte er allen diesen, nach der gemachten Vertheilung, die Summen, und einigen Elenden noch ausserdem etwas zu ihrer Erquickung; ohne daß sie erfuhren, woher diese Rettung kam. Sie brachten ihr Contingent

der

der Obrigkeit, und er lieferte seinem Könige in der bestimmten Zeit die ganze Summe. — Heilig sey dein Andenken, du edler Mann! jedem guten Herzen, und, gleich dem — die dickste Mitternacht durchbrechenden Sonnenstrahle, müsse dies dein Beyspiel der Menschenliebe, da, wo man es so wenig erwartete, die mit dem Menschengeschlecht unzufriedene Seele auch in den trübsten Minuten erhellen!

* * *

Ein reicher Pachter einer Amerikanischen Provinz, Namens Korelt, wurde in einem Walde von einer Klapperschlange gebissen. Ein Neger- oder Mohrensklave, der sich eben bey ihm befand, saugte ihm alsbald die Wunde aus, und rettete durch Aufopferung seines Lebens seinem Herrn das Seinige; denn der Neger starb wenige Stunden darauf, und sein ganzer Leichnam war nachher vom eingesogenen Gifte aufgeschwollen.

Digitized by Google

# Der Bote
## aus
# Thüringen.

Fünf und vierzigstes Stück.

1809.

Bote. Wirth.

W. Da hat Er ja wieder sein Vorlesebüchelchen bey sich.

B. Wie Er sieht. Wenn Er noch etwas hören will: so will ich es Ihm vorlesen.

W. Gerne. Aber wird Er auch wieder etwas von Joseph erzählen?

B. Wenn der liebe Gott Leben und Gesundheit gibt, künftige Woche.

Jetzt höre Er!

In einem schönen Thale des, jetzt zu Frankreich gehörigen, ehemahligen Herzogthums Lothringen lebte im vorigen Jahrhundert eine Familie in vier oder fünf Landhäusern, die in gleichen Grundsätzen erzogen war, und den als Oberhaupt aller Glieder der vereinigten Familie verehrte, den sein graues Alter und

seine weisheitsvolle Erfahrung zu dieser Würde gleichsam eingeweihet hatten. Sorge für das gemeine Beste, Erziehung ihrer Kinder, Wohlthätigkeit gegen Arme und Unglückliche, und fleißige Bearbeitung der Ländereyen waren die Beschäftigungen der glücklichen Fleuriots (dieses ist der Name dieser so merkwürdigen Familie). Die Häupter dieser Familie hatten unter andern auch die Kunst erlernt, äusserliche Schäden, Wunden, Verrenkungen und Beinbrüche zu heilen, und bewiesen darin eine solche Geschicklichkeit, daß sie sich wirklich einen großen Ruf erwarben. Ihre unverletzte Reinheit und Einfalt der Sitten, ihre brüderliche, innige Zärtlichkeit war das unauflösliche Band ihrer Vereinigung, der Gegenstand allgemeiner Bewunderung, und machte sie zu den glücklichsten unter den Erdbewohnern. Herzog Leopold von Lothringen both der Familie der Fleuriot durch einen Abgesandten an, daß er sie wegen ihrer Verdienste in den Adelstand erheben wollte, aber sie beschloßen einmüthig, diese Gnade durch den herzoglichen Abgesandten demüthigst zu verbitten. „Unsere Kinder — sagten diese Edeln — würden den innern Adel des Geistes und Herzens, der sie nun

ziert,

ziert, durch den Flitterglanz äusserlicher Vorzüge und leerer Titel nur entehren; würden von der rechtschaffenen geraden Denkungsart und von ihrer einfachen Lebensart vielleicht abweichen, würden in Unwissenheit gerathen, Müssiggang, Weichlichkeit und andere schändliche Laster kennen lernen, und sich auf immer unglücklich machen; dann würden sie auch den bisherigen reichen Seegen des Himmels vermissen, würden endlich die Wohnsitze ihrer Väter verlassen, ihr Band trennen und ihre Familien zerrütten; der Adelsbrief würde sie nur zu der Niederträchtigkeit verleiten, ihrer ungeadelten Mitbürger zu spotten, anstatt sie zu lieben und ihnen wohlzuthun.“ Ein gewisser Graf, mit Namen Tresan, hörte auch vieles von dieser guten Familie, besonders wurden ihm die glücklichen Kuren gerühmt, welche diese Leute verrichtet, und wodurch sie so vielen Menschen ihre Glieder geheilt, oder ihr Leben erhalten hatten. Dieses machte den Grafen begierig, selbst zu dem stillen Wohnsitze der Fleuriot zu reisen, und mit seinen eigenen Augen zu sehen, ob alles auch so wahr sey, wie die Leute erzählten. Er hat hernach seine Reise dahin beschrieben, und wir wollen seine eigenen Worte

davon anführen. „Ich reisete — erzählt der Graf von Tresan — in Begleitung eines einzigen Bedienten, und in einen schlechten Reiserock gehüllt, nach ihrem Dorfe hin. Ungemeldet ging ich in das nächste Haus, und alles, was ich darin sahe, machte mir viel Vergnügen. Da war alles aufs reinlichste und ordentlichste eingerichtet, und die Leute im Hause empfingen mich mit freundlichen Gesichtern, so daß mich ihre Gastfreyheit und liebenswürdige Gefälligkeit ganz entzückte. Und wer hätte auch dabey ungerührt bleiben können? — Die Leute nöthigten mich mit Ihnen zu Mittag zu essen. Nach einem mäßigen und wohlschmeckenden Mahle hatte ich die häusliche und ländliche Wirthschaft meiner Wirthe bewundert, und wollte nun auch gerne etwas von ihrer Kunst wissen, die Wunden und Beinbrüche zu heilen. Ich fragte also, ob sie auch einige Bücher hätten. Sie sagten ja, und führten mich in ein nahe gelegenes Haus, worin einer von den Aeltesten der Familie wohnte, der auch ihre Bücher in Verwahrung hatte. Hier fand ich einen ehrwürdigen Greis mit Silberhaaren, aus dessen Augen mir die Freundlichkeit und Heiterkeit entgegen lachte, der, ob er gleich

ein

ein Bauer ist, mich mit der gesittetsten Höflichkeit empfing. Seine Gesprächigkeit kam meiner Wißbegierde vortrefflich zu Hülfe, und sehr oft kam er meinen Fragen zuvor. Ich fragte ihn, wer ihn seine Kunst gelehret habe? — „Gute Bücher und Erfahrung waren meine Lehrmeister" sagte er. Hierauf öffnete er mir ein großes Zimmer, worin ich die besten bekannten Bücher von der Heilkunst fand. Auch standen daselbst einige Gerippe von todten Menschen, woran man lernen kann, wie die Knochen in dem menschlichen Körper zusammengesetzt sind. „Dieß sind die Hülfsmittel, wodurch wir die Kunst lernen, unsere Brüder zu heilen" sagte der Greis. „Unsere Kinder lernen diese Gerippe schon im zehnten Jahre kennen. Sie zerlegen die Gebeine, und setzen sie zusammen, und alles ist ihnen ein Spiel. Die Kinder lernen schon an den Thieren, wie man die Menschen heilen soll. Wenn ein Hund oder eine Ziege ein Bein bricht, so nehmen sie unsere Kinder in die Kur, und wir Alten zeigen ihnen, wie sie es machen müssen. Das klägliche Winseln und Heulen dieser Thiere treibt sie an, alles zur Heilung der Beinbrüche oder Wunden anzuwenden. So lernen sie

nach

nach und nach die vortreffliche Heilkunst, und können sie hernach auch an Menschen ausüben. Auf diese Art haben unsere Eltern uns unterrichtet, und so unterrichten wir nun auch unsere Kinder; und der Himmel gibt uns seinen Segen zu unsern Arbeiten. Wir leben glücklich.“ So sagte der gute Alte. Der Graf von Tresan umarmte ihn voll Ehrfurcht und Liebe, und gab sich ihm zu erkennen; er erzählte ihm, daß er blos deßwegen zu ihnen in dieses Thal gereist wäre, um zu sehen, ob auch alles wahr wäre, was die Leute von ihrem vergnügten und glücklichen Leben gesagt hätten. Nun hätte er sich mit seinen eigenen Augen und Ohren davon überzeugt, und er bäte nun den edeln Greis, er sollte sich ganz ungescheut eine Wohlthat von ihm ausbitten. Aber der Alte wies ihm mit der Hand die umliegenden Gärten und Felder, und sagte: „Das, was Sie sehen, mein Herr Graf! ist für uns schon genug, und wir sind noch dabey im Stande, etwas übrig zu behalten, womit wir die Thränen der Unglücklichen trocknen können. Ueberfluß würde uns unnütz und wohl gar schädlich seyn, und würde vielleicht unsere Kinder zur Habsucht, Wollust und Hartherzigkeit verleiten.

Sas

Sagen Sie dem Herzog Leopold, wenn Sie zu ihm kommen, daß wir für die Erquickung der Armen und für das Wohl seiner Kinder täglich arbeiten, und daß wir uns stets bemühen, gute Unterthanen unsers geliebten Landesvaters zu bleiben." Der Graf von Tresan versprach ihm feyerlich, dieses dem Herzoge zu sagen, und reiste erst am Abend aus dieser glücklichen Gegend, mit einem Herzen voll süßer Empfindungen, und mit dem Wunsche, daß doch die ganze Welt voll solcher Fleuriots seyn möchte!

* * *

In Deutschland lebte einst auf dem Lande ein armer Mann, der von dem Pfarrer des Ortes aus der öffentlichen Versorgungsanstalt wöchentlich eine gewisse Portion Brodt zu seinem Unterhalte erhielt. Nach einiger Zeit pflegte der Arme öfter wieder zu kommen, und sich eine größere Portion auszubitten. Das schien dem geistlichen Vorsteher verdächtig, der ihn darüber ernstlich zu Rede stellte. Da bekannte der Arme, ein Hund hätte sich so freundlich an ihn gemacht, daß es ihm unmöglich wäre, ihn

weg-

wegzutreiben, mit diesem theile er sein Brot. „Ja, — versetzte der gewissenhafte Seelsorger — das geht nicht an, daß ich Euch von dem, blos für dürftige Menschen bestimmten Brodte aus der Armenkasse, für Euern Hund etwas geben kann; ihr müßt ihn schlechterdings abschaffen.“ „Ach, lieber Herr!“ erwiederte der arme Greis, und Thränen flossen über seine Wangen, „wenn ich den Hund von mir jagen sollte, so hätte ich denn gar nichts mehr in der Welt, was mich liebte!“ Der Geistliche ward gerührt, und legte dem empfindsamen Alten, von der Zeit an, von seinem Eigenen so viel zu, als er brauchte, um das Bedürfniß, geliebt zu werden, zu befriedigen.

* * *

Die kleine Fanchonette, die Tochter eines Französischen Bauers, hatte sich eines Morgens an eine Landstraße gesetzt, und hatte eine Schüssel Milch auf ihren Knieen, in welche sie zu ihrem Frühstücke schwarzes Brodt einbrockte. Es fuhr eben damahls ein Fuhrmann vorbey, der zwanzig Stück lebendige Lämmer auf seinen Karren geladen hatte, die er zu Markte führen wollte.

(Die Fortsetzung folgt.)

Digitized by Google

# Der Bote aus Thüringen.

Sechs und vierzigstes Stück.

1809.

## Bote. Wirth.

(Fortsetzung der letzten Geschichte.)

B. Diese armen Thiere lagen mit zusammengebundenen Beinen und hängenden Köpfen über einander her, und erfüllten die Luft mit ihrem kläglichen Geblöke, das der Fanchonette durchs Herz ging, das aber der Fuhrmann nur mit unbarmherzigen Ohren anhörte. Da er zu dem Bauernmädchen gekommen war, so warf er ihr ein Lamm vor die Füße, das er auf seinen Schultern trug. „Da mein Kind — sagte er — da hast Du ein verfluchtes Aas, das eben gestorben ist, und mich um einen Thaler ärmer macht. Nimm es, wenn Du es willst, und mache Dir ein eingeschnittenes Essen davon!“ Fanchonette hielt mit ihrem

Frühstücke inne, setzte ihre Schüssel und ihr Brot auf die Erde, hob das Lamm auf, und fing an, es mit mitleidigen Augen anzusehen. „Aber — sagte sie sogleich — warum bedaure ich dich? man hätte dir heute oder morgen ein großes Messer an die Kehle gesetzt, da du dagegen nun nicht mehr zu befürchten hast, daß du noch etwas werdest auszustehen haben.“ Indem sie so redete, schlug das Lamm, das von ihren Armen wieder etwas Wärme bekommen hatte, die Augen ein wenig auf, fing an, sich zu regen, und ließ ein schwaches Blöken von sich hören, eben als ob es nach seiner Mutter schreyen wollte. Man würde die Freude schwerlich beschreiben können, die das kleine Mädchen empfand. Sie wickelte das Lamm in ihre Schürze, schlug auch ihren halbwollenen Rock über dasselbe, bückte sich mit der Brust auf die Kniee, um es noch besser zu erwärmen, und blies ihm mit ihrem völligen Athem in die Nasenlöcher und in die Schnauze. Sie wurde gewahr, daß sich das arme Thier nach und nach bewegte, und ihr hüpfte bey jeder seiner Bewegungen das Herz. Da sie durch diesen ersten glücklichen Erfolg Muth bekam, so rieb sie einige Stückchen Brot zwi-

zwischen den Händen klein, warf sie in die Schüssel, nahm sie mit den Fingerspitzen wieder zusammen, und brachte es mit vieler Mühe so weit, daß sie sie ihm zwischen die Zähne bringen konnte, bis das Lamm, das nur aus Hunger so elend war, sich nach und nach zur großen Freude des guten Mädchens wiederum ganz erholte.

* * *

B. Ich versprach Ihm also, Herr Gevatter, als ich das letzte Mahl bey Ihm war, daß ich Ihm wieder von Joseph etwas erzählen wollte. Diesen verließen wir in einem Gespräche mit Herrn Streithelm, wo er versicherte, daß der Schulmeister Lichtknecht ein solches Bier habe brauen lassen, daß alle Bauern wünschten, immer dergleichen zu haben.

Das sollt ihr haben, sagte ihnen der Schulmeister, und machte nun solche Anstalten, daß das Bier unsers Dorfs im ganzen Lande berühmt wurde. Wenn die Bürger sich Sonntags etwas zu gute thun wollten, so kamen sie, mit ihren Weibern und Kindern, zu uns, und labten sich an unserm Biere. Wenn sie

nun nach Hause gingen, und ihr Herz guter Dinge war, so riefen sie vielmahls unter des Schulmeisters Fenster: Es lebe der brave Schulmeister Lichtknecht! der Bierverbesserer!

Nur im Sommer hatte der Schulmeister den Verdruß, zu sehen, daß das Bier oft säuerlich wurde. Was hatte er zu thun? Er ließ die Gemeinde zusammenkommen, und sagte: lieben Kinder! niemahls brauchen wir das Bier nothwendiger als im Sommer, wann wir die saure Arbeit haben, und der Mund durch die Hitze ausgetrocknet wird. Gerade um diese Zeit taugt unser Bier nichts.

Wer kann es ändern? sagten etliche aus der Gemeine.

Wir können es ändern, war des Schulmeisters Antwort, wenn wir nur wollen.

An unserm Willen fehlt es nicht! riefen alle.

Er beredete daher Schulzen und Gemeine, daß eine Anlage gemacht, und das Geld, das davon einkam, angewendet wurde, in den Felsen, der gleich hinter dem Dorfe lag, große Keller zu arbeiten, die den ganzen Sommer hindurch frisch blieben. Darauf brachte er die Gemeine dahin, daß den ganzen März hindurch

durch gebrauet, und das Bier in Tonnen gefaßt und in die Felsenkeller gelegt wurde. Wenn nun die Monathe kamen, in welchen das Bier sauer zu werden anfängt: so wurden die Felsenkeller aufgethan, und jeder Bauer, jeder Taglöhner, wenn er des Tages Last und Hitze getragen hatte, fand nun einen Trunk, an dem er sich erquicken und stärken konnte. Der Ruf von unserm Biere wurde in der Nachbarschaft bekannt, und weit und breit wurde es gehohlt. Dadurch bekam unsere Gemeine eine starke Einnahme, und wenn sie jetzt die wohlhabendste in der ganzen Gegend ist: so hat sie es vorzüglich dem guten Biere zu danken, das sie brauen läßt.

Während des Gesprächs war die Nacht eingefallen, und unsere Reisenden kamen sehr spät in dem Städtchen Michelsrode an. Sie ritten in den Gasthof zur Lichtputze, wurden aber abgewiesen, weil, wegen des Jahrmarkts, alles besetzt war. Sie ritten nach der Meerkatze, konnten aber auch nicht unterkommen. Sie zogen nach dem grauen Kranich, und auch hier war kein Platz. Da nun weiter kein Gasthof hier war: so war guter Rath theuer. Herr von Streithelm besann sich ein Paar Au-

gen-

genblicke, dann sagte er: ich will doch wohl Quartier finden; folge mir Joseph. Nachdem er durch einige Straßen geritten war, hielt er vor einem ziemlich ansehnlichen Hause, und pochte an's Fenster. Es öffnete sich, der Kopf des Hausherrn kam heraus und fragte: wer da?

Str. Lieber Herr! ein Paar Reisende. Wir haben in allen Gasthöfen Quartier gesucht, sind aber nirgends aufgenommen worden: weil sie alle besetzt waren. Wollen Sie denn nicht die Güte haben, uns und unsern Pferden ein Nachtquartier zu geben?

H. Ich? Wie können Sie mir denn das zumuthen? Ich bin kein Gastwirth.

Str. Das weiß ich wohl. Ich würde es Ihnen auch gar nicht zumuthen, wenn mich nicht die Noth dazu dränge.

H. Ich bedauere Sie. Aber ein Wort so so gut als zehn, ich beherberge niemanden.

Str. Wirklich nicht? Und haben mich doch schon mehrere Mahle beherberget.

H. Ich Sie? Wer sind Sie denn?

Str. Erinnern Sie sich denn gar nicht mehr des Hauptmanns Streithelm?

H. Der sind Sie doch wohl nicht?

Str. Der bin ich.

H.

H. Ja das ist eine andere Sache.

Sogleich wurde das Fenster zugeschlagen, die Thür geöffnet und Herr Streithelm mit offenen Armen empfangen. Josephen wurde Stallung angewiesen, wohin er die Pferde bringen konnte, und Herr Streithelm in die Stube geführt.

Ja solchen Gästen, sagte der Hausherr, Herr Heuschreck, steht mein Haus immer offen. Verzeihen Sie —

Str. Wozu die Umstände? Einen Unbekannten aufzunehmen, kann niemanden zugemuthet werden. Ich danke Ihnen herzlich, daß Sie mich nicht abwiesen, da ich mich Ihnen zu erkennen gab.

H. Sie lagen im siebenjährigen Kriege zwey Monathe bey mir im Quartier und betrugen sich gut, daß ich Ihnen bey dem Abschiede die Versicherung gab, wenn Sie einmahl wieder kämen: so sollte Ihnen mein Haus immer offen stehen. Da muß ich ja wohl Wort halten.

Nun wurde aufgetragen, was das Haus vermochte, viel vom siebenjährigen Kriege gesprochen, und, da die Schlafstunde kam, Herrn Streithelm nebst seinem Bedienten das Schlafzimmer angewiesen.

Herr

Herr Streithelm schlief sehr ruhig, Joseph aber nicht so gut. Er hörete alle Stunden und Viertelstunden schlagen, und es war gut daß er es hörete. Denn da es halb eins geschlagen hatte, hörete er noch etwas, ein Poltern in der Stube unter seinem Schlafzimmer und gleich darauf Hülfe! Hülfe!

Sogleich sprang Joseph aus dem Bette, weckte seinen Herrn — geschwind heraus, sagte er, es sind Diebe unten in der Stube.

Den Augenblick war Herr Streithelm auch auf den Beinen; nahm seine Pistolen und seinen Säbel und befahl seinem Bedienten ihm mit dem Hirschfänger zu folgen. Leise aber geschwind liefen sie die Treppe herunter, fanden die Stubenthür offen, das Zimmer schwach erleuchtet, und sahen drey Kerl an Herrn Heuschrecks Bette, die sich damit beschäftigen ihn zu binden und ihm den Hals zuzustopfen.

(Die Fortsetzung folgt.)

---

Bey Johann Christian Leich in Langensalza, wohnhaft in der Salzgasse, sind einige hundert kleine und große leere Fässer einzeln billig zu haben.

Der Bote
aus
# Thüringen.

Sieben und vierzigstes Stück.

1809.

Bote. Wirth.

W. Das war doch ein Glück für den Herrn Heuschreck, daß Herr von Streithelm bey ihm eingekehrt war. Er wird ihn doch wohl aus den Klauen der Räuber gerettet haben.

B. Ey das versteht sich, Puf! da druckten mit einem Mahle Herr Streithelm und Joseph ihre Pistolen ab, die zwey von den Dieben so glücklich in die Schenkel trafen, daß sie Jesus Maria rufeten, und ehe sich der dritte besann, hatte ihm Herr Streithelm mit seinem Säbel schon einen so derben Hieb über den Kopf versetzt, daß er zu Boden sank.

Hierauf wurden sie niedergeworfen, ihre Taschen visitirt, und die Messer, die sie bey sich hatten weggenommen.

Nun mußte Joseph mit dem Hirschfänger vor sie treten, und sein Herr befahl ihm den ersten, der sich regen würde niederzustoßen. Er selbst ging aber zu Herrn Heuschreck, zog behutsam den Lappen heraus den die Diebe ihm in den Mund gesteckt hatten, und lösete die Stricke, womit sie seine Hände gebunden hatten.

Ach Gott! sagte er, mit gebrochner Stimme! Mein Engel! Tausend Dank!

St. Keinen Dank! guter Herr Wirth! Jetzt kleiden sie sich nur an, und lassen Sie uns überlegen, was wir mit den Canaillen da anfangen.

H. Da bin ich. Was fangen wir aber mit den Kerls an?

St. So lassen Sie es doch gleich bey dem Bürgermeister melden, daß er sie abhohlen und verbinden läßt, ehe sie sich verbluten.

Herr Henschreck lief zur Magd, um sie zu wecken, aber da waren die Hände auch schon gebunden und der Mund verstopft, und es verging fast eine halbe Stunde, ehe er sie frey machen und durch Anstreichen mit Spiritus wieder herstellen konnte.

Die Magd ging nun fort, kam nach einer hal-

den Stunde wieder, aber mit der Abhohlung der Räuber verzog es sich fast drey Stunden. Während dieser Zeit beschäftigte sich Herr Streithelm damit, sie, so gut er konnte, zu verbinden, und den zu starken Abfluß des Bluts zu verhindern. Als dieß geschehen war, fing er an sie zu examiniren: Wer bist Du? fragte er den einen, der die Kopfwunde bekommen hatte. Gesteh es gleich, das leugnen hilft Dir doch nichts. Wenn Ihr zum Richter kommt, müßt Ihr doch den Ruß, mit dem Ihr Euch die Gesichter schwarz gemacht habt, abwaschen.

Ich heisse Valentin Ratz, war die Antwort.

Valentin Ratz? fragte Herr Heuschreck, da bis Du ja ein Michelsröder?

R. Mein Cammerad dahier, Hans Grips ist auch aus Michelsrode gebürtig.

St. Und der dritte Cammerad?

R. Mich heißt Heinrich Nachtrabe, und bin aus dem Fuldischen gebürtig.

R. Der hat uns eigentlich verführt. Wir beyde hatten die Nachtwache, da kam er zu uns, uns beredete uns, daß wir mit ihm den Einbruch unternahmen. Wenn wir doch den Gaudieb niemahls mit Augen gesehen hätten.

Wir beyde sind ehrliche Leute, denen kein Mensch etwas Uebels nachreden kann.

H. Nun! Nun! Brennt Euch nur nicht zu weiß! Habt Ihr nicht beyde im Zuchthause gesessen?

R. Ach darüber ist lange Gras gewachsen.

St. Aber Herr Heuschreck, was ist denn das für eine Ordnung in Ihrer Stadt, daß sie die Sorge für die öffentliche Sicherheit Leuten anvertrauen, die im Zuchthause gesessen haben? Das heißt ja den Bock zum Gärtner gesetzt.

H. Unsere Ordnung ist ganz gut, es fehlt nur an Leuten, die sie befolgen. Eigentlich haben alle Nächte vier Bürger die Nachtwache zwey vor und zwey nach Mitternacht. Und da geht denn die Wache von Haus zu Haus. Selten wacht aber ein rechtlicher Bürger. Der eine glaubt es wäre für ihn zu schimpflich, der andere ist zu commode, da werden immer die ärmsten ausgesucht, und der Bürger, an dem die Reihe ist zu wachen, zahlt seinem Stellvertreter 6 Groschen.

Str. Unter solchen Umständen dürfen Sie sich, lieber Herr Heuschreck, auch nicht wundern, wenn bey Ihnen keine Sicherheit ist,

und

und die hiesigen Bürger innerhalb ihrer Mauern beraubt werden. Die Herren Michaelsröder sind selbst dran Ursach; Geschäfte für das allgemeine Beste zu übernehmen, dessen darf sich auch der Reichste und Vornehmste nicht schämen. Jeder rechtschaffene Bürger muß es sich für eine Ehre schätzen, wenn er für das Beste der Stadt was thun kann. Sobald dieß aus der Mode kommt, und die Sorge für das Wohl der Stadt der ärmsten Volksklasse aufgebürdet wird, geht es auch mit der Stadt auf die Neige.

Jetzt wurden die Räuber abgeführt, und Herr Streithelm entschloß sich, seinen Weg weiter fortzusetzen. Nur durch vieles Zureden ließ er sich von Herrn Heuschreck bereden, mit ihm das Frühstück zu genießen. Sobald aber dieß genossen war, ließ er sich durch nichts mehr zurückhalten. Joseph mußte satteln, Herr Streithelm und Herr Heuschreck dankten einander, welches auch beyde gar sehr Ursach hatten, und nun ging es zum Thore hinaus.

Wohin? das konnte man nicht erfahren. Bis hieher hatte Joseph seinem Pflegevater Schwarzmantel bisweilen geschrieben, und auch von Michelsrode hatte er ihm, während Herr Streit-

Streithelm frühstückte, von dem, was daselbst vorgefallen war, Nachricht gegeben. Nun kam aber kein Brief mehr an. Ein Monath, ein Jahr nach dem andern verstrich, ohne daß Joseph etwas von sich sehen und hören ließ. Man konnte also nicht anders glauben, als daß er gestorben sey. Frau Schwarzmanteln weihete ihm viele Thränen, und niemahls konnte sie von ihm sprechen, ohne daß ihr die Augen naß wurden. Am mehresten bedauerte sie es, daß sie ihn in der letzten Zeit so hart gehalten. Wenn ich ihn nur einmahl wiedersehen sollte, sagte sie oft, aber — sie sah ihn nicht wieder, und konnte also die Beleidigungen, die sie ihm sonst zufügte, nicht wieder gut machen.

Unterdessen war sie eine gute Hausfrau, die sich keine Arbeit verdrießen ließ, ihre Sachen zu Rathe hielt, und ihren Mann auf das Beste pflegte. Dieser that seine Schuldigkeit gleichfalls, und erhielt seinen Viehstand und seine Aecker in der besten Ordnung.

So lebten beyde Eheleute, in der musterhaftesten Eintracht, jedes that, was es dem andern an den Augen ansahe, und wenn eins etwas versehen hatte, so ging es gleich dem andern entgegen, und bat um Verzeihung.

Die

Die Kinder waren Engel in Menschengestalt, die keine größere Freude kannten, als ihren Aeltern Freude zu machen.

Aus diesem Tone könnte ich Ihm noch eine halbe Stunde von der Glückseligkeit der Schwarzmantelschen Familie erzählen, und es würde sich gewiß recht artig zuhören. Ich will es Ihm aber nur aufrichtig sagen: so gut ging es im Schwarzmantelschen Hause nicht. Die guten Leute hatten ihren Verdruß, Kummer und Noth so gut, wie andere ehrliche Leute auch.

Die Frau Schwarzmanteln hatte ein loses Mäulchen, und ihr Herr Gemahl war etwas auffahrend. Dieses verursachte verschiedene Mahle heftige Auftritte. Der Schluß davon war gewöhnlich dieser, daß die Frau davon lief, aber nicht weiter, als bis zu ihrem Bruder Matthäus. Dieser brachte sie dann zurück, wurde Schiedsrichter, und brachte es immer so weit, daß beyde Theile sich wieder vereinigten, und das Vorgefallene, durch gegenseitige Gefälligkeit wieder gut zu machen suchten.

Die Kinderzucht war nicht ganz musterhaft, aber doch besser, als sie gewöhnlich in Bauernhäusern zu seyn pflegt. Die Art, die Kinder gut zu behandeln, hatte die Frau Schwarzman-

manteln ihrem Vater so ziemlich abgelernt, und wenn ihr Bruder sie besuchte, so half er da und dort nach, wo die Schwester etwas versehen hatte. Engel waren die Kinder nicht, sie machten von Zeit zu Zeit unbesonnene Streiche, wie dieß der Kinder Art zu seyn pflegt; aber doch waren sie gesund, fleißig, gutmüthig und redeten die Wahrheit, ja sie würden noch besser geworden seyn, wenn Matthäus seinen Herrn Schwager hätte eher bereden können, den Stock bey der Kinderzucht wegzulassen. Dieser aber, als Husar, an den Stock gewöhnt, war immer der Meynung, Kinder müßten Schläge bekommen, wenn aus ihnen etwas werden sollte. Erst als das älteste Schwarzmäntelchen das achte Jahr zurückgelegt hatte, gelang es dem Matthäus, seinen Schwager dahin zu bringen, daß er den Stock zum Fenster heraus warf.

Man konnte also wirklich sagen, daß diese Leute eine glückliche Ehe führten, da sie es doch beyde mit einander redlich meynten, und an ihren Kindern und ihrer Wirthschaft Freude sahen.

(Die Fortsetzung folgt.)

# Der Bote aus Thüringen.

Acht und vierzigstes Stück.

1809.

Bote. Wirth.

B. Was für ehrliche Leute Schwarzmantel und seine Frau waren, konnte man auch daran sehen, daß sie für Josephs Baumschule so viele Sorge trugen. Nicht leicht verging ein Tag da nicht Schwarzmantel hinein ging, die Raupen ablas, die überflüssigen Zweige abschnitt, und das Land von Unkraut reinigte. Alle Jahre wurden eine beträchtliche Zahl Stämmchen verkauft und das daraus gelösete Geld zurück gelegt. Immer wurden Kerne wieder ausgesäet um die verkauften Stämme zu ersetzen.

Oft trat der Fall ein, daß es im Schwarzmantelschen Hause an Gelde fehlte; der Mangel mußte aber sehr drückend seyn, wenn Schwarzmantel aus Josephs Casse etwas nehmen sollte. That er es ja: so legte er dafür allemahl ein

Papier hinein, auf welchem geschrieben war wie viel er daraus genommen hatte, und, das erste Geld, das er einnahm, wurde wieder hinein gezahlt.

Wenn uns Gott einmahl die Freude schenkt, den Joseph wieder zu sehen, sagte er oft: so wird er recht lachen, wenn ich einen Tisch voll Geld ihm aufzählen kann. Sollten wir ihn aber nicht wieder sehen, nun so kömmt es unsern Kindern zu gute.

Funfzehn Jahre hatten sie nun schon gesammelt, als eine schöne Grummetwiese von drey Ackern zum Verkaufe ausgeboten wurde. Wie wäre es, sagte die Frau Schwarzmanteln, wenn wir Josephs Geld anlegten, und ihm diese Wiese kauften: so läge doch das Geld nicht todt da, und wir könnten das Geld, das jährlich aus dem Grase gelöset würde, wieder zurück legen.

Schwarzmantel ließ es sich nicht zweymahl sagen, both auf die Wiese bis zu 355 Thaler Preussisch Courant — da wurde sie ihm zugeschlagen. Es war wie wenn ein guter Geist der Frau Schwarzmanteln diesen Gedanken eingegeben hätte.

Kaum

Kaum waren, nach Anlegung des Geldes vier Wochen verstrichen: so schlug der Blitz ein, da die Bremendorfer fast alle auf dem Felde waren. Da es zuvor sehr heiß gewesen, und kein Tropfen Regen gefallen war, auch in der ersten halben Stnnde kein Mensch zur Rettung da war: so griff die Flamme sehr schnell um sich und das halbe Dorf wurde in die Asche gelegt. Schwarzmantels Haus hatte das nämliche Schicksal. Da er vom Felde zurück kam, stand es in lichten Flammen, und er rettete nichts, als seine Kinder, die die Frau Schwarzmanteln mit auf das Feld genommen hatte, und das Vieh, welches auch auf dem Felde war.

Ein Glück war es, daß die Schule stehen blieb. Da hatte doch diese unglückliche Familie wenigstens vor der Hand einen Zufluchtsort. Der Schulmeister nahm sie mit offenen Armen auf und theilte mit ihnen was er hatte. Er sorgte aber nicht nur für ihren Leib, sondern auch für ihr Herz, indem er ihnen Trost zu sprach. Immer erinnerte er sie an den Wahlspruch seines seligen Vaters: was Gott thut das ist wohl gethan. Schwarzmantel beruhigte sich damit, auch seine ältesten Kin-

der wurden dadurch zufrieden gestellt; aber die Frau Schwarzmanteln, die in ihren Affecten etwas heftig war, konnte sich immer nicht zufrieden geben.

Nachdem die ersten Tage der Trauer vorbey waren, wurde überlegt, was nun bey der Sache zu thun sey? Die Meynung aller ging dahin, daß vor allen Dingen das Haus und die Stallung wieder aufgebauet werden müsse. Da man hierüber einig war: so kam die zweyte Frage: woher Geld? Diese Frage war etwas schwer zu beantworten. Zu einer andern Zeit würde Schwarzmantel, auf sein ehrliches Gesicht so viel Geld bekommen haben, als er nöthig hatte. Die reichsten Leute waren aber abgebrannt, und diejenigen, die von den Flammen waren verschonet worden, hatten abgebrannte Anverwandte, denen sie unter die Arme greifen mußten. Zuletzt rieth der Schulmeister seinem Schwager, er möchte sich von dem Amte ein Verzeichniß seiner liegenden Gründe aufsetzen, sich attestiren lassen, daß sie noch nicht verpfändet wären, damit in die Stadt gehen, und bey einer Kirche 400 Thlr. darauf zu erborgen suchen.

Schwarzmantel kratzte sich hinter den Ohren,

ren, und sagte: ich habe in meinem Leben keine Schulden gemacht. Hat man erst eine Schuld auf dem Nacken, so ißt der Schuldherr alle Tage mit aus der Schüssel.

Wohl wahr! erwiederte der Schulmeister. Wenn man aber seinen Kopf und seine Arme braucht: so kann man immer so viel verdienen, daß man für sich und seinen Schuldherrn die Schüssel füllen und am Ende den letztern abzahlen kann. Geh er in Gottes Nahmen, lieber Schwager, und mache sich keinen Kummer. Nicht Faulheit, nicht Verschwendung nöthigen ihn, Schulden zu machen, sondern ein Unglück, an dem er ganz unschuldig ist. Gott hat es ihm zugeschickt, Gott wird ihm auch helfen.

Er ging den folgenden Tag, und kam am Abend zurück; aber — leider ohne Geld. Der Vorsteher bey der Bernhardskirche hatte zwar die verlangte Summe liegen, aber er wollte sie auf keine andere Art Schwarzmanteln borgen, als wenn dieser noch für hundert Thaler Land verpfändete. Dieses hatte Schwarzmantel nun nicht.

Seine Frau gab ihm den Rath: er sollte Josephs Wiese verpfänden.

Ich? Josephs Wiese? gab er zur Antwort. Dar-

Daraus wird nichts. Lieber will ich in einem Kuhstalle wohnen, als eines andern Eigenthum angreifen.

Das ist brav von dir, sagte der Schulmeister; aber wenn du es auch thun wolltest, so gibt es die Obrigkeit nicht zu. Die Wiese ist ja nicht dir, sondern Joseph zugeschrieben.

Die Frau Schwarzmanteln meynte, daß dieß doch gehen müsse; ehe sie aber der Bruder noch widerlegen konnte pochte jemand an's Fenster, wodurch die Unterredung abgebrochen wurde. Schwarzmantel sah zum Fenster hinaus, und auf die Frage: wer da? fragte eine unbekannte Stimme: ob man nicht könne den Herrn Schulmeister zu sprechen bekommen?

Der Schulmeister zündete sogleich ein Licht an, ging heraus und öffnete die Hausthüre. Da stand ein junger Mann da, in einen Reisemantel gehüllt, der zum Schulmeister sagte: guten Abend! Da ich eben hier durchreise, so muß ich doch bey Ihnen einsprechen, und unsere alte Bekanntschaft erneuern. Wollen Sie mir nicht erlauben, daß ich in Ihre Stube treten darf?

Er erlaubte es. Die ganze Gesellschaft wurde

de so stille, daß man, wenn eine Maus gehustet hätte, sie hätte husten hören können.

Schulm. Um Vergebung! mit wem habe ich denn die Ehre zu sprechen?

Fremder. Die Ehre ist für mich. Mit einem alten Bekannten.

Sch. Ja ich habe der alten Bekannten gar viele, besonders vom siebenjährigen Kriege her.

Fr. Könnte wohl seyn, daß sich unsere Bekanntschaft von daher schriebe.

Unterdessen näherte sich die Frau Schwarzmanteln, faßte den Fremden scharf in die Augen, und zischelte ihrem Manne in die Ohren: du! das ist alle mein Tage Joseph.

Schwarzmantel trat auch näher und fragte den Fremden: Mit Verlaub! Der Vornahme ist doch wohl nicht Joseph?

Fr. Richtig! Joseph. (Schwarzmanteln um den Hals fallend) Mein guter lieber Pflegevater! (eins nach dem andern umarmend) Ihr lieben guten Leute, denen ich alles, alles zu verdanken habe, o wie freue ich mich daß ich euch wiedersehe, daß ich euch zeigen kann, daß ihr mich zum Guten erzogen, und aus einem rohen Knaben zu einen dankbaren Menschen gebildet habt.

Die

Die ganze Schwarzmantelsche und Lichtknechtsche Familie drängte sich nun um ihn, und Thränen der Freude flossen wie Wasser.

Schwarzmantel wollte jetzt erzählen, wie er seine Baumschule verwaltet, das daraus gelösete Geld angelegt, und wie viel er durch die letzte Feuersbrunst eingebüßt habe; wurde aber immer von seiner Frau unterbrochen, deren Zunge etwas geübter als die seinige war.

(Die Fortsetzung folgt.)

---

In der Reyherschen Buchdruckerey in Gotha ist zu haben: Verbesserter Schreibkalender auf das Jahr 1810. Preis 8 Gr. Dieser schon seit vielen Jahren bestehende Kalender verdient seiner zweckmäßigen tabellarischen Einrichtung und des äußerst wohlfeilen Preises wegen jedem Hausvater, besonders aber allen Geschäftsmännern und Oekonomen empfohlen zu werden. Derselbe ist auf gutes Schreibpapier gedruckt und 27 Bogen stark, für jeden Tag ist eine halbe Seite zur Ausgabe und eine halbe Seite zur Einnahme bestimmt, und verschafft also einem jeden die vollkommenste Uebersicht seiner jährlichen Einnahmen und Ausgaben. Als Anhang sind demselben Postberichte, Interessenberechnungen ꝛc. beygefügt.

Digitized by Google

Der Bote
aus
# Thüringen.

Neun und vierzigstes Stück.

1809.

## Bote. Wirth.

B. Unterdessen daß Schwarzmantel und seine Frau Josephen mit ihren Erzählungen unterhielten, war die Frau Schulmeisterin, auf ihres Mannes Wink, abgegangen, und brachte eine Wurst nebst einer Kanne Bier, die sie dem Joseph vorsetzte. Er verzehrte von der erstern ein Stück, und trank von der letztern ein Paar Gläser, unterdessen daß bunt durch einander von der Gesellschaft erzählt wurde. Joseph nahm sich keines Dinges an, als daß er aß und trank. Sobald aber Hunger und Durst gestillt waren, schob er den Teller und das Glas zurück und sagte: nun lieben Leute! habt ihr genug gesprochen, nun laßt mich auch ein Paar Worte reden.

Alles schwieg.

Was Gott thut das ist wohlgethan, sagte er, das hat mich der selige Lichtknecht gelehrt, das habe ich ihm geglaubt, und daß es wahr sey, habe ich durch meine ganze Lebensgeschichte erfahren. Sehet, wie gut es Gott gemacht hat! Da ich euch nichts mehr nützen konnte, und nicht wußte, was ich anfangen sollte, da schickte er den guten Herrn von Streithelm her, der mich in seine Dienste nahm. Ach, ich kann euch nicht sagen, was für ein guter Herr er ist! Wie ein Vater hat er an mir gehandelt. Einige Zeit reißten wir in Deutschland umher — ich meldete davon von Zeit zu Zeit etwas an Vater Schwarzmanteln. Du hast doch wohl die Briefe erhalten?

Schw. Der letzte war aus Michelsrode.

J. Ganz recht, das ist auch der letzte gewesen, den ich dir geschrieben habe. Von Michelsrode reisten wir nach Böhmen, auf die Güter des Herrn von Streithelm. Hier verboth er mir, dir von mir weiter Nachricht zu geben. Du sollst hier, sagte er, etwas Tüchtiges lernen, und einen Beutel voll Ducaten sammeln. Wenn du nun ein geschickter und begüterter Bursche bist, dann überraschest du deine Pflegeältern, und die Freude über deine

An-

Ankunft ist dann desto größer. Was er alles mit mir vorgenommen, und wie er mir zu einem hübschen Vermögen verholfen hat, das ist zu weitläuftig heute zu erzählen. Seiner Meynung nach sollte ich noch ein Jahr bey ihm bleiben. Da ich aber in der Prager Zeitung von der großen Feuersbrunst las, durch welche halb Bremendorf in die Asche war gelegt worden: so war meines Bleibens nicht mehr. Ich bath um meine Entlassung, und erhielt sie.

Was Gott thut das ist wohlgethan! Er hat euch Haus und Hof durch das Feuer geraubt; zuvor hat er aber schon für die Mittel gesorgt, euch beydes wieder zu verschaffen. Meinen Namensvetter Joseph führte er nach Aegypten, und setzte ihn da in den Stand, daß er zur Zeit der Theurung seine Freunde zu sich kommen lassen und ernähren konnte; und mich führete er nach Böhmen, und segnete mich dort so, daß ich meinen lieben Pflegeältern Haus und Hof, und alles, was sie durch den Brand einbüßten, wieder verschaffen kann.

Ach! du guter Joseph! sagte die Frau Schwaezmanteln; und alle Anwesende sprachen, der gute Joseph!

Jetzt schlaft recht wohl! fuhr Joseph fort, morgen ein Mehreres.

Die Frau Schulmeisterin ergriff ihn bey der Hand, wollte ihn nicht gehen lassen, und versicherte, daß sie schon ein Bett für ihn bereitet habe.

Das hast du doch, sagte Joseph, einem andern entzogen, denn ich weiß es gar wohl, wie arm ihr jetzt an Betten seyd. Mein Bett ist im Wirthshause bereitet — schlaft wohl!

So mußten sie ihn ziehen lassen, und Schwarzmantel begleitete ihn.

Nun noch Eins! sagte Joseph, da Schwarzmantel von ihm ging, sag doch deiner Frau, deinem Schwager und deiner Schwägerin, sie möchten morgen hier im Wirthshause mit mir essen, aber die Kinder zu Hause lassen, und auch sonst niemanden mitbringen. Ich möchte gern mit euch guten Leuten ein Paar Stunden allein seyn, daß ich so recht frey von der Leber reden könnte.

Es gilt schon! antwortete Schwarzmantel, und wünschte eine gute Nacht.

Den folgenden Mittag fand sich die Gesellschaft ein, und nachdem sie eine mäßige Mahlzeit

zeit genossen hatte, fing Joseph an, seine Lebensgeschichte zu erzählen.

J. Funfzehn Jahre wird es wohl seyn, daß ich Bremendorf verließ?

Vier Wochen werden fehlen, gab die Frau Schwarzmanteln zur Antwort.

Wie es mir gegangen ist, bis wir nach Michelsrode kamen, das habe ich Vater Schwarzmanteln schon gemeldet. In Böhmen hatte Herr von Streithelm drey Güter; auf dem einen, wo sein Schloß ist, blieben wir. Hier hielt er mich wie seinen Sohn. Nicht als wenn er mich verhätschelt, oder mich mit Delikatessen gefüttert hätte; nein, ich bekam Arbeit genug. Erst mußte ich die Feldarbeit mit angreifen, die Pferde füttern, im Winter die Schafe versorgen. Das war noch nicht genug; ich mußte die Küh- und Schweinställe besuchen, und nachsehen ob das Vieh ordentlich gepflegt wurde. Dabey bekam ich keine andere Kost, als das übrige Gesinde. Das thue ich aus guten Absichten, sagte er einmahl zu mir. Fleisch und Braten zu essen, und Wein zu trinken, das ist keine Kunst; aber mit schlechter Kost vorlieb zu nehmen, das ist eine. Gewöhnst du dich in der Jugend daran: so wird es dir

nicht

nicht schwer ankommen, wenn du einmahl in armselige Umstände kommst, und mit geringer Mahlzeit vorlieb nehmen mußt. Wirst du aber einmahl ein begüterter Mann: so kannst du gar bald lernen Fleisch und Braten essen.

Nur Sonntags ließ er mich bisweilen auf sein Zimmer kommen, gab mir ein Glas Wein und vielerley gute Lehren. Da ich das erste Jahr ausgehalten hatte: so nahm er mir die Feldarbeit mehrentheils ab, übergab mir einen Theil des Rechnungswesens, die Aufsicht über die Taglöhner, und ich mußte mit dem Verwalter speisen. Zugleich verdoppelte er meinen Gehalt.

Dabey machte ich mir noch andere Vortheile. Da ich sahe, daß in dieser Gegend die Bienenzucht sehr glücklich getrieben wurde: so legte ich mir ein Bienenhaus an, und war damit so glücklich, daß ich jährlich etwas Beträchtliches aus Wachs und Honig lösete, und bey meiner Abreise 50 Stöcke hatte, die ich zu Geld machen konnte.

Mein Herr hatte seine innige Freude an meinem Wohlstande. Er ließ es aber dabey nicht bewenden. Er ließ mir im Feldmessen und in der Baukunst Unterricht geben. Nach

seiner

seiner Anleitung habe ich sechs Bauernhäuser gebauet, mit denen man, ohne daß ich mich rühmen will, sehr wohl zufrieden war. Ja, da er auf einem seiner Güter ein Wirthschaftsgebäude aufführen wollte: so mußte ich den Riß und den Anschlag dazu machen, und den ganzen Bau übernehmen. Er gelang mir so gut, daß er mir, zum Zeichen seiner Zufriedenheit, 60 Kaiserducaten in die Hand drückte.

Voriges Jahr mußte ich mit ihm eine Reise nach Prag machen. Ich bekam, als Baumeister, meinen Sitz neben ihm in der Kutsche.

In Prag besahen wir allerley, zuletzt auch das Spital. Mir schauert noch immer, wenn ich an die Anblicke denke, die ich dort hatte. Alles menschliche Elend schien hier beysammen zu wohnen. Unter Andern machte er mich auf ein abscheuliches altes Weib aufmerksam, das die Nase verloren hatte, und so trunken war, daß es von einer Seite zur andern taumelte.

Als wir uns wieder in den Wagen gesetzt hatten, sprach er noch verschiedenes über das Spital und die Elenden, die sich darinne befanden. Am Ende fragte er mich: kannst du dich noch auf das alte Weib ohne Nase besinnen?

J.

Digitized by Google

J. Ey freylich. Das Bild kömmt mir nicht aus den Gedanken.

Str. Kennst du sie vielleicht?

J. Ich erinnere mich nicht, sie je gesehen zu haben.

Str. Und hast sie doch gesehn, oft gesehn.

J. Da müßte sie die Nase noch gehabt haben.

Str. Die hatte sie freylich noch. Ich will es dir nur kurz sagen, das häßliche Weib war — deine Mutter.

J. Meine Mutter? Herr von Streithelm! meine Mutter? Wodurch ist sie denn so unglücklich geworden?

Str. Durch ihr liederliches Leben.

J. Ach wenn Sie mir doch dieß gesagt hätten! ich hätte ihr gern ein Paar Ducaten gegeben.

Str. Wozu das? Es ist dafür gesorgt, daß sie Wohnung, Nahrung und Branntewein hat. Was braucht sie mehr?

(Die Fortsetzung folgt.)

Der Bote
aus
# Thüringen.

Funfzigstes Stück.

1809.

Bote. Wirth.

B. Würde deine Mutter, so fuhr Herr von Streithelm in seiner Unterredung mit Joseph fort, den Ort deines Aufenthalts erfahren, so würde sie davon laufen, sich bey dir einquartiren, und dir zum Schimpf und zur Schande herum gehen. Folge mir Joseph, und frage nicht weiter nach ihr. Sie verdient es nicht, und helfen kannst du ihr doch nicht. Wenn dich dieß Weib nun erzogen hätte —

J. Gott! da hinge ich vielleicht am Galgen; wenigstens wäre ich ein Taugenichts. Wie gut hat es Gott mit mir gemacht! Haben Sie etwa meinen Vater gekannt?

Str. Nicht nur deinen Vater, sondern auch deinen Großvater. Weil wir eben auf diese Materie zu reden kommen, so will ich dir deine

ganze Herkunft erzählen, aus welcher ich dir bisher, aus guten Ursachen, ein Geheimniß machte. Dein Großvater war ein Ungar, ein Officier bey der Oesterreichischen Armee. Er heyrathete meine älteste Schwester.

J. Ihre Schwester? Da wäre ich ja —

Str. Mein Herr Vetter? Nicht so recht, lieber Joseph! Höre nun weiter! Mit meiner Schwester erzeugte er nun einen Sohn; dieser nahm Dienste bey Splenyhusaren, und da er zum Regimente abging: so gab ihm seine Mutter eine Uhr mit, in welcher auf das innere Gehäuse ihr Bild gemahlt war. Dieser Husar war nun ein lockerer Zeisig. Er kam bey einem Pachter ins Quartier, der eine schöne Tochter hatte, verführte sie, und nahm sie mit sich fort. Mit dieser hat er nun dich erzeuget.

Du wirst dich noch erinnern, wie Schwarzmantel deinen Vater niederhieb, und ihm seine Uhr abnahm; diese Uhr überschickte er nun an seine Frau, daß sie dieselbe für dich aufheben sollte. Kurz darauf wurde Bremendorf von den Croaten geplündert, und unter andern auch deine Uhr geraubt. Der Croate, dem sie in die Hände gefallen war, verkaufte sie an deinen Großvater. Wie erstaunte er, als er sie

auf-

aufmachte, und darinne seiner Gemahlin Bild erblickte! Er fragte den Croaten: woher er die Uhr habe? Da er hörete, daß sie in der Schule wäre geplündert worden: so ritt er noch in der späten Nacht zu dem alten Schulmeister Lichtknecht, und erkundigte sich bey ihm, wie er zu der Uhr gekommen sey. Da erfuhr er nun alles, was du bereits weißt. Das Bild, das du in deiner Uhr hast, ist also das Bild meiner Schwester, deiner seligen Großmutter.

Nach etlichen Jahren besuchte mich dein Großvater, auf seiner Rückreise nach Ungarn, und erzählte mir die Geschichte. Ich suchte dich auf, und nahm dich in meine Dienste, um deine fernere Ausbildung zu besorgen. So stehen also die Sachen, lieber Joseph! Verwandt bist du allerdings mit mir. Deinen Vetter darfst du mich aber nicht nennen. Denn erstlich war deine Mutter nicht von Adel, zweytens ist es noch gar nicht erwiesen, daß sich dein Vater mit ihr hat trauen lassen. Du kannst also nach den Landesgesetzen auf kein Erbtheil rechnen. Dein Großvater hat dir bey seinem Ableben aber doch etwas ausgesetzt, und, weil du dich so gut aufgeführt hast, so will auch meine Familie zu dem Vermächtnisse dei-

nes Großvaters noch einen Beytrag geben. Bisher hattest du keinen Zunahmen, sondern wurdest nur schlechthin Joseph genannt. Ich dächte, du nenntest dich künftig Joseph Schwarzmantel. Denn Schwarzmanteln hast du doch im Grunde mehr als deinem leiblichen Vater zu verdanken.

So weit erzählte Joseph, dann fuhr er fort: Bist du es zufrieden, lieber Pflegevater, daß ich deinen Nahmen führen darf?

Ey das wollte ich meynen, antwortete dieser. Viel Ehre für mich, daß ich einen so braven Sohn habe.

Jetzt ging Joseph an seinen Coffre, schloß ihn auf, und hohlte ein schönes Stück Böhmischen Cattun heraus und legte es der Frau Schwarzmanteln in den Arm; zugleich band er ihr auch ein Paar Schnuren Böhmische Granaten um den Hals, und sagte: da sieh, liebe Mutter! daß dein Joseph auch in Böhmen an dich gedacht hat.

Warum denn nicht gar? erwiederte diese. Das ist für mich alte Frau viel zu bunt. Das will ich meiner Lotte geben. Für diese schickt es sich besser.

Hierauf gab er der Frau Schulmeistern ein ähnli-

Digitized by Google

ähnliches Geschenk. Diese, ob sie gleich ein Jahr älter als die Frau Schwarzmanteln war, nahm es doch mit Dank an, ließ sich sogleich ein Wammes und einen Rock daraus machen, und zeigte sich damit den nächsten Sonntag in der Kirche.

Lottchen Schwarzmantel zeigte sich mit ihrem neuen Anzuge auch in der Kirche; ehe sie dieß aber that, zeigte sie sich erst ihrem neuen Herrn Bruder, und dankte ihm für das schöne Geschenk.

Diesem war der Besuch eben recht. Er hatte bisher immer nach dem Mädchen geschielt, sie anzusehen hatte er sich nicht getrauet. Jetzt hatte er aber die schönste Gelegenheit, ihre Hand zu fassen, und ihr ein Paar Minuten recht fest in die Augen zu sehen. Er hatte sie so genau betrachtet, daß ihr Bild nun immer vor ihm stand, und ihn allenthalben, wohin er ging, begleitete.

Als sie mit dem neuen Anzuge in die Kirche kam, sahen aller Augen nach ihr, und das Weibesvolk zog aus dem Geschenke, das sie von einem so hübschen Burschen bekommen hatte, allerley Folgen, und nannte sie von nun an die Frau Josephen.

Lott-

Lottchen verdroß der Spas, und sie weinte oft die bittersten Thränen.

Unterdessen machte Joseph ernstliche Anstalten, seinem Pflegevater Haus und Stallung wieder herzustellen. Nach ein Paar Tagen kam er zu ihm, und brachte ihm einen Riß zu einem Hause von zwey Stockwerken, zwey geräumigen Kellern, einer großen Schener, Stallung für Pferde, Kühe, Schafe und Schweine, selbst der Gänsestall, das Hühner- und Taubenhaus waren nicht vergessen, ja auch für das Bienenhaus war ein Plätzchen bezeichnet. Joseph erklärte ihm das alles, und fragte hernach: ob er damit zufrieden sey?

Zufrieden? sagte er, wer wollte damit nicht zufrieden seyn. In dem Hause darf sich ja kein Edelmann zu wohnen schämen. Aber woher das Geld?

Das ist meine Sorge, erwiederte Joseph. Und nun ritt er — da wird wohl manchem die Frage einfallen, worauf ritt er denn? Auf seinem eigenen Pferde ritt er. Er war nämlich mit einem Rollwagen angekommen, an den zwey schöne Schweißfüchse gespannt waren, die ihm Herr von Streithelm zum Andenken mitgab, und die zum Zuge und Reiten abgerichtet waren.

waren. Auf einem dieser Schweißfüchse ritt er nun aus um Holz zu kaufen. Er nahm es von einem Holzhändler, weil er glaubte, daß es nicht gut thun würde, wenn er das Holz fällen ließe, und so grün verbauete. Schwarzmanteln trug er auf, das Holz mit den Schweißfüchsen herbeyzufahren, und so wie dieses herbeygeschafft wurde, waren auch Zimmerleute da, die es verarbeiteten.

Wie steht es denn aber mit dem Mauerwerke? fragte der Zimmermann.

Das habe ich, sagte Joseph, wirklich vergessen. Gut, daß er mich daran erinnert.

Er mochte es aber doch wohl nicht vergessen haben. Denn kaum waren ein Paar Tage verflossen, so war ein Böhmischer Maurermeister, ein alter Bekannter von Josephen, nebst sechs Gesellen, da. Das ganze Mauerwerk wurde ihnen nun veraccordirt, und mit der größten Geschwindigkeit gefordert. Sobald die Grundmauer vollendet war, wurde auch schon gerichtet. Da auch für Herbeyschaffung aller Baumaterialien hinlänglich war gesorget, und Schreiner, Töpfer, Tüncher, Glaser und Schlosser in Thätigkeit waren gesetzt worden: so war der Bau acht Tage nach Martini so weit vollendet,

lendet, daß er hätte bezogen werden können. Die Frau Schwarzmanteln wollte ihn auch wirklich beziehen; Joseph ließ es aber nicht zu. Das Haus ist noch zu feuchte, sagte er, es muß wenigstens bis zum Frühjahre stehen, damit es austrocknet. Zieht ihr jetzt hinein: so seyd ihr Kinder des Todes.

Da der Schulmeister und Schwarzmantel eben der Meynung waren: so mußte die Frau Schwarzmanteln nachgeben, und es sich gefallen lassen, sich den Winter hindurch mit dem engen Quartiere ihres Bruders zu begnügen.

Bisher hatte Joseph die Gewohnheit gehabt, Sonntags auszureiten. Früh, wenn der Morgen grauete, saß er auf seinem Schweißfuchse, und erst spät auf den Abend war er wieder da. Kein Mensch konnte erfahren, was diese Ritte bedeuten sollten, und die Leute fingen schon an, allerley Erklärungen davon zu machen. Die Frau Schwarzmanteln gab ihm dieß einmahl zu verstehen. Hum! sagte er, wenn sich die Sache so verhält: so kann ich ja wohl zu Hause bleiben.

(Die Fortsetzung folgt.)

Digitized by Google

# Der Bote aus Thüringen.

## Ein und funfzigstes Stück.

1809.

Bote. Wirth.

B. Den nächsten Sonntag blieb Joseph wirklich zu Hause, bath die Familie, daß sie mit ihm nach der Kirche speisen möchte, und wartete den öffentlichen Gottesdienst ab.

Bey Tische bemerkte er, daß Lottchen rothe Augen hatte. Ich glaube, sagte er, Lottchen hat gar geweint.

Sobald er dieß gesagt hatte, ging der Thränenguß erst recht los, sie stand auf und lief zur Thür hinaus.

J. Darf ich denn nicht wissen, was das zu bedeuten hat?

Schw. Dumme Streiche!

J. Was denn?

Schw. Kinderpossen! man redt nicht gern

davon, aber es ist doch dumm von dem Volke, daß sie das Mädchen so schabernacken.

J. Womit schabernacken sie es denn.

Schw. Mit den Granaten und dem cattunenen Anzuge, den Du eigentlich meiner Frau geschenkt hast, und den diese ihr wieder gegeben hat. Da nennen sie die arme Lotte nur die Frau Josephen.

J. Die Frau Josephen? Wenn es weiter nichts ist: so wollen wir der Sache bald abhelfen.

Schw. Ich wüßte nicht wie. Man kann doch den Leuten die Mäuler nicht stopfen.

J. Das kann man allerdings.

Schw. Ich soll doch wohl deßwegen nicht eine Klage anfangen? da hätte ich die liebe Zeit davon.

J. Wenn Du mir Dein Lottchen zur Frau gäbest: so würde es die Frau Josephen, und da müßten die Leute die Mäuler halten.

Schw. Du hast uns nur zum Besten. Du wirst Dir längst ein reiches Mädchen ausgesucht haben.

J. Ich suche kein reiches, ich suche ein gesundes, rechtschaffnes, fleißiges, wirthschaftliches

ches Mädchen. Da kenne ich kein beſſeres, als Deine Lotte. Willſt Du ſie mir geben.

Schw. Sag mir nur, ob es Dein Ernſt iſt.

J. Mein völliger Ernſt.

Schw. Was meynſt Du denn dazu Luiſe?

L. Ich? Ich wüßte für meine Lotte keinen beſſern Mann, als den braven Joſeph.

Schw. Ich auch nicht.

J. Die Hand drauf!

Schw. Das nimm mir nicht übel: das kann ich nicht. Ich muß erſt mit meiner Tochter drüber ſprechen.

J. Gut! Ich will ſie hohlen.

Sogleich ſprang er vom Stuhle auf, lief zur Thür hinaus, blieb eine halbe Viertelſtunde weg, und kam dann, mit Lottchen an der Hand, herein getreten. Sie hielt das Schnupftuch vor die Augen, und den Kopf auf die Seite.

Schw. Na Lotte! Hat Joſeph mit Dir geſprochen? Haſt Du Luſt die Frau Joſephen zu werden?

L. Ich weiß ja nicht, ob es Vater und Mutter zufrieden ſind.

Schw. Deine Mutter hat nichts dagegen, und ich auch nicht.

L. Ich auch nicht.

Jetzt riß ihr Joseph das Schnupftuch von dem Gesichte, gab ihr einen Kuß, lief dann in das Nebenzimmer, und hohlete ein Paar Flaschen Ungrischen Wein, setzte sie auf den Tisch und sagte, die müssen wir mit einander ausleeren. Ich habe viele frohe Tage in meinem Leben gehabt, aber einen frohern Tag als heute, da ich das beste Mädchen mein nennen durf, hatte ich im Leben nicht.

Nun wurden die Flaschen geöffnet, und getrunken, auf die Gesundheit des Brautpaares, der Schwiegerältern, des Herrn Schulmeisters und der Frau Schulmeisterin, des Herrn von Streithelm, endlich auch auf die Gesundheit des seligen Lichtknecht, und auf die Gesundheit von Josephs verstorbenen Großvater. Auch die Todten sollen leben! sagte Joseph, indem er sich auf einem Absatze herum drehete.

Die ganze Gesellschaft war so vergnügt, und, wenn ich die Wahrheit sagen soll, lustig, daß sie nicht eher an das Heimgehen dachte, bis die Dämmerung eintrat.

Da stand sie denn auf, und Joseph sagte, ehe wir aus einander gehen, habe ich noch eine Bitte: morgen erlaubt Ihr mir, mit meiner

Braut

Braut eine Spatzierfahrt zu machen, und meine Schwiegerältern begleiten mich.

Es gilt schon! sagte Schwarzmantel; ich bin auch dabey, sagte seine Frau.

Jetzt faßte Joseph seine Braut bey dem Arme, führte sie die Treppe hinab, und zog sie, so sehr sie sich auch streubte, mit in die Wirthsstube. Sie war mit Biergästen angefüllt.

Hier! sagte er, stelle ich Euch Lottchen Schwarzmantel vor. Ihr habt sie zeither immer im Spas die Frau Josephen genannt; aber — (mit starker Stimme) ein für allemahl! den Spas verbitte ich mir, (noch stärker) ich mache Ernst. — (die ganze Gesellschaft erschrak) Nach etlichen Wochen ist sie wirklich die Frau Josephen.

So war es gemeynt? sagte einer der Gäste, das lasse ich mir gefallen; (die Bierkanne in die Hand nehmend) es lebe Nachbar Joseph hoch! (die ganze Gesellschaft stimmte ein) Und die künftige Frau Josephen, hoch! (und alle stimmten wieder ein).

Joseph dankte für erwiesene Ehre, und trat mit seiner Gesellschaft ab.

Daß noch denselben Tag das ganze Dorf die Neuigkeit erfuhr, versteht sich von selbst.

Den

Den folgenden Morgen spannte Joseph seine Schweißfüchse an den Rollwagen, seine Reisegesellschaft, die bald darauf ankam, setzte sich auf, und fuhr zum Dorfe hinaus. Daß sich Lottchen ein wenig brüstete, da sie von einem so hübschen Burschen gefahren wurde, den sie nun öffentlich den Ihrigen nennen durfte, kann man leicht denken. Sie sah nach allen Fenstern, und both allen Köpfen, die heraus sahen, einen freundlichen guten Morgen.

Vier Stunden wurde gerollt, ohne daß die Gesellschaft wußte, wohin es eigentlich gehen solle. Endlich wurde bey einem Gutshause halt gemacht.

Ein alter Graukopf öffnete das Thor, hob die Gesellschaft herunter vom Wagen, schirrte die Pferde ab und besorgte sie; der Herr Bräutigam führte indessen seine Braut und Schwiegeraltern in das Haus, wo sie eine warme Stube fanden, die ihnen allen wohl behagete, da sie, auf dem Wege, von dem rauhen Winde viel hatten ausstehen müssen.

Joseph sprach darauf mit der Frau, die in der Stube war, leise, und diese versicherte, daß alles auf das Beste besorgt werden sollte.

Wo sind wir denn eigentlich? fragte Lottchen.

In

In Hirschbach, gab Schwarzmantel zur Antwort. Aber warum uns Joseph eigentlich hierher geführt hat, das begreife ich nicht. Es ist doch hier keine Wirthschaft.

Es ist mein Absteigequartier, versetzte Joseph. Ich habe mit dem alten Graukopfe, der uns empfing, ausgemacht, daß ich bey ihm abtreten und etwas genießen darf.

Da sich die Gesellschaft ausgewärmt hatte, führte sie Joseph in einen großen Baumgarten, in dem sich ein Paar Teiche befanden, in einen Küchengarten, dann in ein Wäldchen, welches nicht weit von Hirschbach lag. Bey ihrer Rückkehr empfing sie die Frau und führte sie in die obere Stube, die recht niedlich aufgeputzt war, und wo sie den Tisch gedeckt fanden, der bald mit einer Biersuppe, einem gesottenen Hechte und einem Schinken besetzt wurde.

Die Gesellschaft ließ sich die Mahlzeit wohlschmecken, und am Ende derselben, fragte Joseph, gefällt es Dir Lottchen! in Hirschbach?

L. Wem wollte es denn da nicht gefallen? Es ist ja hier so schön, wie auf einem Edelhofe.

J. Das ist mir doch lieb, daß Dir Hirschbach gefällt. Ich will es Euch nur sagen: lieben Leute, seit acht Tagen gehört Hirschbach mir.

mir. Ich habe es vom Herrn von Schwarz erkauft, mit Schiff und Geschirr, Vieh und allen Mobilien. Bezahlt ist es noch nicht; übermorgen wird aber die Zahlung erfolgen.

Lottchen! (indem er sie in seinen Arm schloß) Wir können hier glücklich leben, wenn wir gut und fleißig sind, und auf Gottes Wegen gehen. Ein reicher Mann bin ich nicht; das Gütchen, das aus etwa zwey Hufen Land besteht, ist mein ganzer Reichthum. Wenn wir aber fleißig sind und das Unsrige zu Rathe halten: so werden wir keine Noth leiden.

Die Schwiegeraltern standen mit gefaltenen Händen da, und die Schwiegermutter sagte endlich mit nassen Augen: da trifft es recht ein, was Gott thut, das ist wohlgethan. Ach wenn doch mein seliger Vater noch lebte, wenn er doch sehen sollte, was für ein braver Mann der kleine Joseph, auf den er so große Stücke hielt, geworden ist.

Schw. Ey Leute! Wie sich die Zeiten ändern! Wer hätte das denken sollen, daß der kleine Knurps, der nicht drey zählen konnte, einmahl mein Erretter und meine Stütze werden sollte.

(Die Fortsetzung folgt.)

Digitized by Google

Der Bote
aus
# Thüringen.

Zwey und funfzigstes Stück.

1809.

Bote. Wirth.

B. Da Schwarzmantel darüber seine Verwunderung zeigte, daß der, sonst so unbedeutende, Joseph jetzt seine Stütze würde, so antwortete dieser:

Lieber Schwiegervater! Du hast es an mir verdient, daß Du solche Freude erlebst. Alles, alles hab ich Dir ja zu danken. Das Kind Deines Feindes, der Dich umbringen wollte, nahmst Du an Kindes Statt an. Hättest Du das nicht gethan: so wäre ich Deinem Schwiegervater nicht bekannt geworden, so hätte mein Großvater und Herr von Streithelm nichts von mir erfahren, und ich wäre ein Taugenichts geworden. Nun hat es Dir der liebe Gott wieder vergolten. Ich spreche immer, der Mensch thue nur immer seine Pflicht, so wie



Digitized by Google

Du thatest, ohne Belohnung dafür zu erwarten: so geht er auf Gottes Wege, der immer zu unserm Heil uns leitet. Belohnt Gott das Gute gleich nicht immer so augenscheinlich: so hat doch der gute Mensch seine Belohnung immer in sich selbst — ein zufriednes Herz, und Vertrauen auf Gott.

Die ganze Gesellschaft war durch Josephs Rede gerührt, und da nun die Zeit zur Abreise da war: so setzte sie sich auf, rollte fort, und jedes überlegte in der Stille, das Gute, das Gott an ihm gethan hatte.

Die nächste Woche bestellte Joseph das Aufgebot und die Trauung. Da aber der Herr Pfarrer versicherte, daß wenigstens die Trauung nicht eher vor sich gehen könne, bis ein Eheattestat aus Böhmen da wäre: so wurde die Hochzeit doch länger verschoben, als Joseph wünschte. Indeß ging sie den zweyten Epiphaniassonntag vor sich.

Vierzehn Tage vorher nahm Joseph seine Braut vor und überlegte, wie es mit der Hochzeit solle gehalten werden.

Wir wollen thun, sagte er, als wenn Dein Großvater Lichtknecht noch lebte, und alles so einrichten, wie wir glauben, daß er es würde ge-

gemacht haben. Ueber unsern Stand wollen wir uns nicht erheben. Du bist eine Bauerstochter, und ich, wenn ich gleich ein Gütchen besitze, bin doch weiter nichts, als ein Bauer. Wir wollen uns also wie hübsche Bauersleute kleiden. Zur Hochzeit wollen wir niemanden, als Deine nächsten Anverwandten, bitten, einen Tag Hochzeit halten, und so viele Gerichte haben, als Dein Vetter Schulmeister auf seiner Hochzeit hatte. Dadurch ersparen wir viel Geld, damit wir unsern abgebrannten Nachbaren Freude machen können. Bist Du es zufrieden?

Was mein Joseph will, das will ich auch, antwortete die Braut.

Nun suchte der Bräutigam in der Stille zu erfahren, welche unter den Abgebrannten die Dürftigsten waren, und woran es ihnen fehle, und nahm mit einigen Nachbaren deßwegen Verabredung.

Da nun die Hochzeit in Hirschbach gefeyert wurde, nahm auch Bremendorf an der Feyer Antheil. Es kamen nähmlich einige Fuhren mit Getreide, Hülsenfrüchten, Reis, Graupen, Speck und Würsten an, die durch den Schulzen, nach Josephs Vorschrift so vertheilt wur-

den unter die Abgebrannten, daß jedes Haus mit Lebensmitteln, bis zum Frühlinge hinlänglich versehen wurde. Für die Familien, die das nicht nöthig hatten, war Böhmisches Glas bestellt worden, um davon die ihnen noch fehlenden Fenster verfertigen lassen zu können.

Durch diese Veranstaltung wurde in ganz Bremendorf große Freude angerichtet, und alt und jung wünschte, daß es dem neuen Ehepaare wohl gehen möge.

Joseph Schwarzmantel führte mit seinem Lottchen eine sehr glückliche Ehe. Da sie beyde zur Thätigkeit gewöhnt waren: so war ihnen der Müßiggang, und die Langeweile, die daraus zu entspringen pflegt, unbekannt. Lottchen hielt strenge darauf, daß in ihrem ganzen Hause, Küche und Keller, Hof und Ställen die größte Reinlichkeit herrschte, und ihr Mann that sein möglichstes, daß seine Aecker, Wiesen, Gärten, Pferde und Schaafe in der ganzen Gegend die vorzüglichsten waren. Freylich waren die neuen Eheleute nicht immer einerley Meynung. Dann kamen auch wohl Tage, wo sie einander kaltsinnig begegneten, und wenig mit einander sprachen. Diese Tage gin-

gen

gen aber bald vorbey, und die darauf folgende Eintracht war hernach desto herzlicher.

Da Joseph bey dem alten Lichtknecht, und in der Folge noch mehr bey Herrn von Streithelm gut war unterrichtet worden: so war er auch ein Freund vom Lesen, und das Geld, das er aus dem Wachse lösete, wendete er dazu an, sich eine kleine Bibliothek anzuschaffen. Gelehrte Werke fand man darinne nicht, auch nicht Comödien und Romane, sondern, nebst einigen Erbauungsbüchern, Schriften, die die Landwirthschaft und die Deutsche Geschichte betrafen, wie auch einige Reisebeschreibungen. Der Prediger des Orts, mit welchem er gute Freundschaft hielt, schlug ihm die Bücher vor, die er zur Vermehrung seiner Büchersammlung für nützlich hielt. Er suchte auch Lottchen nach und nach Geschmack daran beyzubringen, und Sonntags, wie auch bey langen Winterabenden, pflegte er ihr immer etwas aus seinen Büchern vorzulesen.

Seitdem er in Hirschbach hauset, hat er die ganze Gegend so verschönert, daß man sie kaum noch kennt. Der Hirschberg, der seit Jahrhunderten kahl da stand, ist mit Birken bewachsen. Der Dohlenhügel, der ebenfalls kahl war,

ist

ist mit Zwetschenbäumen bepflanzt, die so reichlich tragen, daß Joseph aus den Früchten manches Jahr 150 Thaler löset. Der abscheuliche Weg, der im Winter gar nicht zu passiren war, ist in eine Chaussee verwandelt, und der Morast, der gegen zwanzig Acker enthielt, ist jetzt ein Erlenwäldchen. So fließt das Leben dieser Guten, die durch sich selbst glücklich sind, in nützlicher Thätigkeit und frohem Genusse dahin. Wenn es sich einmahl endigt: so werden noch lange die Denkmahle des Guten bleiben, das durch sie gestiftet wurde.

Digitized by Google

In der Buchhandlung der Erziehungsanstalt in Schnepfenthal, sind in diesem Jahre folgende Schriften erschienen:

Ausfeld, J. W. Wie gelangt man zur Freyheit von Nahrungssorgen? oder Anleitung zur Sicherung eines hinlänglichen Auskommens. 8. geheftet 6 Gr.

Ausfeld, J. C. Sprachalphabete der Völker alter und neuer Zeiten; ihre Aussprache, verglichen mit der Sprache der Teutschen und mit ihren Eigenthümlichkeiten dargestellt und in Kupfer gestochen. 1s Heft. Querfolio. 1 Thlr.

Beutler, J. H. Ch. Salomos und Sirachs Denk- und Sittensprüche. Ein Lesebuch für die Schuljugend. 8. 3 Gr. 10 Exemplare 1 Thlr.

Dessen biblisches Spruchbuch für Schulkinder. 8. 1 Gr. 6 Pf. 20 Exemplare 1 Thlr.

Dasselbe mit kurzen Erklärungen für Schullehrer. 8. 2 Gr.

Blasche, B. H. Sammlung neuer Muster von Papparbeiten, dargestellt in Abbildungen derselben und ihrer Netze. Nebst speciellen Anleitungen, die als Nachträge zum Papparbeiter zu betrachten sind. Mit 5 Kupfertafeln. 8. 14 Gr.

Der Bote aus Thüringen, der Jahrgang 1809. Mit Zeitungsnachrichten 1 Thlr., ohne Zeitungsnachrichten 20 Gr.

* * *

Digitized by Google

Ferner sind daselbst erschienen:

Salzmanns, C. G. christliche Hauspostille 1r — 5r Band, welche 67 Predigten über die Sonn- und Festtags Evangelien enthalten à 8 Gr. 1 Thlr. 16 Gr.

— — Conrad Kiefer, oder Anweisung zu einer vernünftigen Erziehung der Kinder. Ein Buch für's Volk. 8. 1796. 12 Gr.

— — Himmel auf Erden. Auf Schreibp. mit einem Titelkupfer. 8. 1 Thlr.

Dasselbe auf Druckpapier. 16 Gr.

— — Conrad Kiefers ABC- und Lesebüchlein, oder Anweisung auf die natürlichste Art das Lesen zu erlernen. 1r und 2r Thl. 2te Aufl. Druckpapier à 6 Gr. 12 Gr.
Schreibpapier mit schwarzen Kupfern 1 Thlr. 18 Gr. jedes Bändchen. Mit illuminirten Kupfern 2 Thlr. 22 Gr. jedes Bändchen.

— — erster Unterricht in der Sittenlehre für Kinder von 8 — 10 Jahren. 2te Aufl. 1804. 8. 18 Gr.

Dasselbe, wohlfeile Ausgabe. 8 Gr.

— — Heinrich Gottschalk in seiner Familie, oder erster Religionsunterricht für Kinder von 10 — 12 Jahren. 8. 1804. 18 Gr.

Dasselbe, wohlfeile Ausgabe. 8 Gr.

— — Unterricht in der christlichen Religion. 8. 1808. 6 Gr.
wohlfeile Ausgabe davon 10 Exemplare 1 Thlr. Von dieser Ausgabe werden keine einzelne Exemplare gegeben.

Digitized by Google

Digitized by Google

833.6 S18 1809
3 5556 007 481 914

Digitized by Google